Geleitwort
zur digitalisierten Ausgabe
der Biographie

Klaus Fuchs-Kittowski
Emil Fuchs: Ein Leben für Gerechtigkeit und Frieden

Dimensionen einer gesellschaftskritischen Theologie zur Herausforderung von Macht

Zur Auslegung des Römerbriefes und seinem Ringen um Frieden und Gerechtigkeit

„Auf einmal wusste ich, dass die letzte Gewissheit des Glaubens nur in der Aufgabe zu finden sei, die mit der Welterschütterung gegeben ist, in der wir leben." Emil Fuchs (1929/1969: 143)

„Diese Obrigkeit ist selbst nur ein Ausdruck des Geistes, der die Gesellschaft beherrscht. Sie kann nur gestalten, was der Ameisenfleiß Ungezählter vorbereitet hat. Nicht von ihr zuerst, sondern zuerst von uns und unserem Verhalten hängt es ab, ob in der kommenden Generation Gewalt oder Liebe, Anstand oder Brutalität, wachsendes oder abnehmendes Rechtsbewusstsein, Sehnsucht nach Gerechtigkeit oder Egoismus das Leben beherrschen." Emil Fuchs (1936-37/2015b: 536)

Entschiedenes politisches Engagement aus dem Glauben – die Aufgabe, mit der man über sich selbst hinauswächst, ergibt sich, indem man sich in das Sein und Ringen der Massen hineinstellt

Grundlegung einer Politik der Gerechtigkeit aus dem Erfassen der Aufgabe im Sein und Ringen der Massen

Ich möchte hier, auf dieser meines Erachtens gegenwärtig besonders wichtigen Tagung zum Thema „Weltanschauliche Begründung einer Politik sozialer Gerechtigkeit" etwas Persönliches zu meinem Großvater Emil Fuchs sagen, zu dessen Gedenken diese Tagung beitragen will. Persönlich soll es sein, da ich kein Spezialist zum Thema Religiöser Sozialismus oder zum Verhältnis von Marxismus und Christentum und auch kein protestantischer Theologe bin. Wenn ich doch zum Thema „Emil Fuchs – Dimensionen einer gesellschaftskritischen Theologie zur Herausforderung von Macht" spreche, „Zur Auslegung des Römerbriefes und seinem Ringen um Frieden Gerechtigkeit", so kann ich dies nur aus persönlicher Sicht tun, zum Teil, indem ich aus dem eigenen Erleben der Kämpfe um diese Problematik berichte. Auch über Erkenntnisse, die ich bei der Herausgabe der Auslegung des Neuen Testaments durch Emil Fuchs gewonnen habe, die er im Widerstand gegen den deutschen Faschismus geschrieben und unter den Quäkern und Religiösen SozialistInnen verteilt hat, will ich hier sprechen.

Seit dem Tode meiner Mutter, Elisabeth Fuchs-Kittowski, als ich vier Jahre alt war, wuchs ich bei meinem Großvater, Emil Fuchs, auf. Er bekam die Möglichkeit dazu aber nur, indem der Gefängnispfarrer von Berlin Tegel und Plötzensee, Harald Poelchau, offiziell die Vormundschaft für mich übernahm. Mit Poelchau hatte Fuchs schon seit 1934 die Hilfe für rassisch und politisch Verfolgte, in Zusammenarbeit mit Probst Heinrich Grüber, mit dem schwedischen Gesandtschaftspfarrer Birger Forell und mit Unterstützung der englischen und amerikanischen Quäker begonnen. Zugleich wurde das von ihm mit zwei Autos gegründete Autoverleihgeschäft, ergänzt durch vier weitere Automobile und eine Tankstelle, für deren Anschaffung in Berlin Geld gesammelt worden war, zur Fluchthilfe genutzt. Es diente der Fluchthilfe für politisch und rassisch Verfolgte – bis zur erneuten Verhaftung meines Vaters Gustav Kittowski im März 1937. Mit der Verhaftung wurden auch alle Autos und die Tankstelle von der Gestapo beschlagnahmt. Denn wie man in vielen Protokollen nachlesen kann, wusste die Gestapo genau, dass ein Pass und eine Transportmöglichkeit für die vor dem faschistischen Terror Flüchtigen die allerwichtigsten Dinge waren.

Emil Fuchs hat sich als junger Theologe intensiv mit der Theologie Ritschls auseinandergesetzt und sich dazu eingehend mit der Philosophie von Fichte, Schelling und Schleiermacher beschäftigt (Fuchs 1904b). Er gewann daraus die für sein Leben grundlegende Erkenntnis, dass die Entscheidungen über die lebenswichtigen Fragen nicht mehr bei Schleiermacher oder

Ritschl oder anderen Philosophen oder Theologen gesucht werden darf. Sie können nur gesucht und gefunden werden in der Wirklichkeit der Massen und ihres Schicksals selbst. Die Entscheidung und damit die Aufgabe, mit der man über sich selbst hinauswächst, kann nur von dem gefunden werden, der sich selbst in das Sein und Ringen der Massen hineinstellt. Damit steht man unter dem Ruf, dem man folgen muss.

Das aber bedeutete für Fuchs, Partei zu ergreifen für eine „neue Welt der Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit". Damit eröffnete sich für ihn als Christ über Schleiermacher und Marx die noch unbestimmte gesellschaftliche Perspektive einer neuen Welt des Sozialismus.

Die zu bewältigende Aufgabe nicht aus Büchern von Philosophen oder Theologen zu gewinnen, sondern die Aufgabe und damit die Gewissheit seines Glaubens zu finden, indem man sich selbst in das Sein und Ringen der Massen hineinstellt, hatte für das Leben und Wirken von Emil Fuchs entscheidende Konsequenzen.

Er hat diese sein Leben bestimmende Erkenntnis erst schrittweise gewonnen. Wie aufgezeigt werden soll, geschah dies über folgende Stationen: (1) das Getroffensein durch die Worte des Propheten Amos; (2) den Rückgriff auf die Traditionslinie Kant, Fichte und Schleiermacher; (3) das Ergriffensein vom Leben und Wirken des Apostel Paulus, in seinem geistigen Ringen mit dem übermächtigen Rom; (4) durch Leonhard Ragaz, den „Propheten unserer Zeit", wie Fuchs in nennt (1946), da er sich schon in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts dem Sozialismus zuwandte und damit (5) durch Karl Marx mit seiner Erkenntnis, dass es außer den Naturgesetzen auch wesentliche Zusammenhänge – Gesetze – in der Gesellschaft gibt, sodass Gesellschaft zum Besseren, Gerechteren weiterentwickelt werden kann.

Es sind für Emil Fuchs insbesondere die Religiösen Sozialisten und die Quäker, die den Gedanken der zu erfüllenden Aufgabe, mit der man über sich selbst hinauswächst, „die mit der Welterschütterung gegeben ist, in der wir leben", am klarsten vertreten: durch die Herausforderung von Macht *(speak truth to power)*, indem gewagt wird, zur Verteidigung der Gerechtigkeit und des Lebens den Mächtigen die Wahrheit zu sagen.

Zur weltanschaulichen, philosophischen Grundlegung gerechter Politik

Zum Ringen von Emil Fuchs um Frieden und soziale Gerechtigkeit

Zuallererst ging es Emil Fuchs um das höchste Anliegen, das uns auch gegenwärtig wieder stark ergreifen muss: um den Frieden. Insbesondere kämpfte er darum, dass der Staat, aber auch die Kirche, dass insbesondere Marxisten und Christen sich gemeinsam für die Erhaltung des Friedens, gegen den Krieg und das damit verbundene sinnlose Wettrüsten intensiv einsetzen.

Fuchs hat den Kampf seines Lebens gegen den Krieg mit der Erkenntnis begonnen, *dass, wer Frieden will, die Ordnung ändern muss, die immer wieder Kriege gebiert*. Auch eine redliche Bemühung um Frieden ist letztlich nicht konsequent genug, wenn sie nicht auch nach den letzten sozialen Ursachen, den Ungerechtigkeiten der Gesellschaft, die sich aus der Klassenspaltung ergeben, fragt. Friedenspolitik verlangt zugleich eine Politik der Gerechtigkeit. Daher muss sich politisches Handeln generell am Maßstab der Gerechtigkeit orientieren, will sie wirklich dem Menschen dienen.

Im zweiten Band seiner Autobiografie, im Abschnitt IV, der überschrieben ist mit „Der Einsame Weg und seine Kämpfe", geht Fuchs, damals Pfarrer in Eisenach, auf sein Engagement in den Klassenkämpfen dieser Zeit ein. Er beschreibt, welch schwere Entscheidung es für einen Pfarrer in der damaligen Zeit war, Mitglied der Sozialdemokratischen Partei zu werden. Er schildert, wie fünf Arbeiter aus seinem Seelsorgebezirk von einer durchmarschierenden Reichswehrabteilung, die hauptsächlich aus einem Freiwilligenbataillon aus Marburger Stu-

denten bestand (Krüger/Nagel 1997: 3), erschossen wurden (Fuchs-Kittowski 2007).[1] Er besuchte die Witwen und hatte die Beerdigung zu halten. Schon dies brachte ihm die Empörung des Bürgertums ein, die ihn „als einen Parteigänger der Kommunisten“ (Fuchs 1959b: 132) kennzeichneten. Nach einiger Zeit zog die Reichswehr ab und die freiwilligen Marburger Studenten nahmen zwölf Männer mit, die als Kommunisten denunziert worden waren, schleppten sie bis nach Sättelstädt und erschossen sie. Gegen diese Studenten wurde Anklage erhoben. Als jedoch der Eindruck entstand, dass der Prozess so lange verschleppt würde, bis alles in Vergessenheit geriete, schrieb Fuchs einen Artikel, der darauf hinauslief, dass die Angelegenheit untersucht werden müsse. Wie er sich erinnerte: „Die bürgerliche Welt Eisenachs stand restlos in Flammen. Die Altherrenbünde sämtlicher Korporationen setzten Erklärungen in die Zeitung, dass sie mit mir nicht mehr verkehren könnten“ (ebd.: 133). Dies führte zum „Fall Fuchs“: Kirchenvorstand und Kirchengemeindevertretung traten zusammen, um sich mit dieser Sache und überhaupt mit dem Wirken dieses Mannes zu beschäftigen. Zu seiner Verteidigung zog Fuchs die Erklärung der inzwischen in Stockholm stattgefundenen Weltkirchenkonferenz für praktisches Christentum[2] heran, in der die Kirchen unter anderem erklären, dass sie sich verpflichtet fühlen, „gegen die Sünde des Krieges“ zu kämpfen. Im Verlaufe der Aussprache las er den Satz aus der Stockholmer Erklärung vor. Es half ihm nicht, denn wie er berichtet: „Da rief mir der Vorsitzende Oberpfarrer zu: ‚Das steht ja gar nicht da!‘ – Tatsächlich stand in der inzwischen erschienenen deutschen Ausgabe, dass sich die Kirchen verpflichtet fühlten, ‚gegen die Sünden des Krieges‘ zu kämpfen. Man hatte nicht gewagt, den deutschen Christen das Wort ‚the sin of war‘ zu übersetzen. Man fügte nur ein ‚n‘ zu, und alles war der nationalistischen Leidenschaft nicht mehr anstößig. Ein Mann wie ich konnte sich auf Stockholm nicht mehr berufen. – Wird hier nicht schon deutlich, wie sehr die deutschen führenden Kirchenmänner an dem schuldig sind, was später in der deutsch-christlichen Bewegung hervortrat?“ (Ebd.)

Noch etwas anderes zeigte sich, das Fuchs, als er diese Zeilen schrieb, in seinem Ausmaß wahrscheinlich noch gar nicht erkannte: In Eisenach trat in der Nazizeit eine Gruppe hervor, die die „Entjudung“ der Bibel betrieb und Jesus zum Arier stilisierte. Wie in der Frankfurter Rundschau am 14.10.2015 von A. Förster *b*erichtet wurde, veranlasste diese Gruppe auch, dass christliche Bibelsprüche, die ihnen zu jüdisch erschienen, aus der Georgenkirche am Eisenacher Markt entfernt und durch dem damaligen nationalistischen Zeitgeist entsprechende Texte ersetzt wurden. Es ist sehr erfreulich, dass eine Schülergruppe des Eisenacher Martin-Luther-Gymnasiums kürzlich eine Ausstellung organisiert hat, die über diese Verfälschung der Bibel berichtet (Martin-Luther-Gymnasium Eisenach 2013), und dass jetzt die originalen christlichen Bibelsprüche wieder in der Georgenkirche angebracht werden.

Es gab leider noch viele weitere Propagandisten faschistischen Gedankengutes und Wegbereiter[3] für diesen Sturz in den Abgrund (vgl. Arnhold 2010b).

---

[1] Hier wird darauf verwiesen, dass die im Grundgesetz ausdrücklich festgelegte Trennung zwischen den Aufgaben der Polizei und des Militärs auf die bitteren Erfahrungen aus der Weimarer Republik, wie den von Fuchs geschilderten Einsatz der Reichswehr in Eisenach, zurückgeht und daher nicht angetastet werden sollte, wie dies in jüngster Zeit wieder verschiedentlich gefordert wurde.

[2] Die Weltkirchenkonferenz für praktisches Christentum fand vom 19. bis 23. August 1925 in Stockholm statt.

[3] Es muss ebenfalls vermerkt werden, dass Prof. Erich Fascher mit seinen Schriften u. a. zur Kirchenbewegung der Deutschen Christen, von denen zwei nach dem Krieg gleich von der sowjetischen Militäradministration aus dem Verkehr gezogen wurden, als ein Wegbereiter dieses grotesken „Entjudungsinstituts“ angesehen werden muss. Es soll hier nur mit einem Zitat seine faschistische, besonders rassistische Geisteshaltung wiedergeben werden: „Wir treten nunmehr in die Periode des völkischen Weltbildes ein, das nicht nach Fixsternen, nach einem geraden oder krummen Weltenraume fragt, sondern in Rückwendung zur Natur in die Biologie hineinschaut, um die göttlichen Lebens- und Rassengesetze neu zu entdecken und daraus eine Weltanschauung zu gestalten, welche nicht müßiger Spekulation entspringt, sondern aus der Not der Existenz erwachsen die Existenzfrage ganzer Völker beschwören, von deren Auf- und Niedergang die Weltge-

Diese Erfahrungen, mit der in Eisenach offenen hervortretenden Reaktion, prägten offensichtlich die klare Erkenntnis von Emil Fuchs, dass das Ringen um Frieden und um soziale Gerechtigkeit eine Einheit bilden, dass Friedenssicherung mit der Notwendigkeit gesellschaftlicher Neugestaltung eng verbunden ist, *denn selbst ein redliches Bemühen um Frieden ist letztlich nicht konsequent genug, wenn nicht auch gesehen wird, dass die Ordnung geändert werden muss, die immer wieder Kriege gebiert.*

Gewährleistung individueller, sozialer und internationaler Menschenrechte

Gerechtigkeit ist ein altes Thema der Philosophie. Die Durchsetzung von Gerechtigkeit kann als Maßstab angesehen werden, an dem der Erfolg von Politik zu messen ist. Aber zugleich gilt es auch zu klären, welche Prinzipien die Politik zu befolgen hat, um dem Anspruch, sie sei eine Politik der Gerechtigkeit, wirklich gerecht zu werden.

Hierbei spielen Fragen nach der Verteilungsgerechtigkeit, der biomedizinischen Gerechtigkeit sowie der internationalen Gerechtigkeit heute eine besondere Rolle.

Zu Beginn des 21. Jahrhundert sind Gerechtigkeit und die Legitimität politischer Macht zentrale Fragen, die weltanschaulich zu begründen sind. So versteht sich diese Konferenz als ein Beitrag zum Dialog zwischen verschiedenen philosophischen und religiösen Begründungen einer Politik der Gerechtigkeit.

Wenn man sich heute zumeist darin einig ist, dass Politik anstreben muss, Gerechtigkeit durchzusetzen, ist man sich doch sehr uneins in der Frage, wie dies geschehen soll. Diese Frage bezieht sich auf die einer gerechten Politik zugrunde zu legenden Prinzipien, sowie auf

---

schichte abhängt. M. a. W., diese Rasselehre ist keine Spekulation oder eine abstrakte Idee, über deren Wert man verschiedener Ansicht sein kann, sondern sie ist eine Lebensdeutung aus der Praxis für die Praxis, deren mutige Anwendung uns allen vor einem Untergang in ein Rassenchaos bewahren kann. Wenn ein düsterer Prophet wie Oswald Spengler einen Rassenkrieg und den Untergang der weißen Rasse an die Wand malt, so ist ihm in Adolf Hitler ein Mann des Willens entgegengesetzt, der diese Weissagung als prophetische Utopie zu erweisen trachtet, wenigstens für das deutsche Volk. (S. die unter dem Stichwort ‚Rasse' zahlreich angegebenen Stellen in seinem Buch ‚Mein Kampf'.) Welche Folgerungen für uns deutsche Christen aus der Bejahung des Rassegedankens zu ziehen sind, werden wir noch sehen" (Fascher 1935b: 14 f.). Der Autor wird auf dem Umschlag dieser (in mehreren Auflagen erschienenen) Broschüre mit seinem Titel „Professor" und bei anderen Publikationen auch noch mit seiner Funktion „Kirchenrat" ausgewiesen, damit sie das entsprechende wissenschaftlich-theologische Gewicht erhält. Man fragt sich, wie ein solcher Propagandist faschistischer Ideologie in der DDR langjährig Dekan der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin werden konnte. Dass er als Dekan seinen Einfluss geltend machte und versuchte, die Ehrenpromotion von Emil Fuchs durch die Theologische Fakultät zu verhindern, ist da nur folgerichtig, hatte er doch z. B. auch eine Schrift gegen den Theologen Paulus Althaus geschrieben, in der er vor allem dessen freundliche Äußerungen gegenüber den Religiösen Sozialisten aufs Korn nahm (Fascher 1935a). Der Kampf der Deutschen Christen gegen den Religiösen Sozialisten ging also selbst in der DDR weiter. Die Vertreter faschistischen Gedankengutes waren immer noch da. Und sind es heute noch. Vielleicht gibt dies auch eine Teilantwort darauf, wie die Verschleierungen bei der Aufdeckung der NSU-Verbrechen möglich wurden und wie der Rechtsextremismus wieder so erstarken konnte. Ebenfalls die sich verstärkende Bereitschaft zur Teilnahme an militärischen Aktionen, auch in der Mitte der Gesellschaft, zeigt uns, dass die Antihumanisten eben niemals wirklich weg waren. Umso schöner ist es noch zu vermerken, dass mitten im Kalten Krieg, mit der Verleihung des Ehrendoktortitels der Humboldt-Universität an Emil Fuchs, der 1914 an ihn verliehene Ehrendoktortitel der Universität Gießen erneuert wurde. Im Zusammenhang mit dem Wirken von Erich Fascher und dem unheimlichen Eisenacher „Entjudungsinstitut" sei noch verwiesen auf den Beitrag von Heinrich Fink „Emil Fuchs: Gerechtigkeit und Frieden – Ein biblisches Gebot oder Wie er zu den Religiösen Sozialisten und Karl Marx kam" (Michael Brie und Klaus Fuchs-Kittowski (Hrsg.): Ringen um Gerechtigkeit im weltanschaulichen Dialog. Im Andenken an den Antifaschisten Emil Fuchs, Rosa-Luxemburg-Stiftung, 2017, S. 50-60) und auf die umfangreichen Arbeiten von Oliver Arnhold. Besonders im ersten Band wird Erich Fascher sehr oft erwähnt, denn er war schon seit 1930 der Kirchenbewegung Deutsche Christen beigetreten und bis 1936 deren führender Berater (Arnhold 2010a: 796). Unter den Mitarbeitern des Instituts erscheint er nicht – wahrscheinlich weil er sich 1936 mit den führenden Thüringer Deutschen Christen überworfen hatte (Arnhold 2010a: 253 ff.), einer seiner Wegbereiter war er sicherlich.

die Wege zur Lösung der aktuellen politischen Probleme. Aktuell sehen wir dies sehr deutlich bei der Diskussion um eine richtige Flüchtlingspolitik.

Einer Politik der Gerechtigkeit geht es insbesondere um das Recht auf Bildung, das Recht auf Arbeit, das Recht auf Schutz bei Krankheit, das Recht auf ein Leben in Frieden. Es geht um die Gewährleistung individueller, sozialer und internationaler Menschenrechte.

Die Forderung nach sozialer Gleichheit bei Berücksichtigung der unterschiedlichen Fähigkeiten der Menschen wird insbesondere dadurch notwendig, dass auch andere anzustrebende Ziele, wie die von Frauen erhobene Forderung nach Gleichstellung (vgl. Nussbaum 2010)[4] oder eine möglichst Gleichverteilung sozialer Anerkennung, nur unter der Bedingung sozialer Gleichheit zu realisieren sind.

Es ist zu begründen, warum sich politisches Handeln generell am Maßstab der Gerechtigkeit orientieren muss, will sie wirklich dem Menschen dienen. Dies kann hier nicht unternommen werden. Wir können aber einige Gedanken von Emil Fuchs und Episoden seines Lebensweges aufgreifen, um darzustellen, wie die Notwendigkeit des Ringens um Gerechtigkeit erkannt, begründet und realisiert wird. An dieser Stelle sei nur erwähnt, dass sich Fuchs sehr entschieden zum Thema Arbeitslosigkeit geäußert hat.

Ruf und Antwort

Vom Propheten Amos wird in der Religionsgeschichte oft gesagt, er habe als Erster dem irdischen Geschehen eine einheitliche Deutung gegeben. So erklärt sich, dass der Prophet Amos immer wieder zum Inspirator jener Christen wurde, die in ihrer Zeit zu Kämpfern für soziale Gerechtigkeit wurden. Dies gilt gegenwärtig insbesondere für Albert Schweitzer (vgl. Schweitzer 1995), Emil Fuchs und Martin-Luther King (1996).

Albert Schweitzer findet mit Amos einen alttestamentarisch-prophetischen Ansatz für seinen Grundsatz der Ehrfurcht vor dem Leben. Aber vor allem zwingt ihn die Unabdingbarkeit des Rufes zu der Entscheidung, nach erfolgreichem Musik- und Theologiestudium sowie großen Erfolgen als genialer Bachinterpret noch ein langwieriges Studium der Medizin zu beginnen, um dann die Arbeit als Arzt im afrikanischen Urwald aufzunehmen. Der nur ein Jahr jüngere Emil Fuchs findet am Scheideweg durch Amos seinen Weg im Ringen um sozialen Fortschritt, Martin-Luther King seinen Weg im Kampf gegen Imperialismus und Rassismus. Er wurde zum Führer der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung; seine Ermordung erschütterte die Welt.

Emil Fuchs schreibt in seiner Autobiografie: „Diese Vorlesung über die Propheten wurde entscheidend für meine ganze geistige – besser gesagt – meine religiöse Entwicklung. Nie hätte mich die kritische Theologie als solche von meinen orthodoxen Überzeugungen abgebracht. Wem diese Ausdruck der Wirklichkeit der ewigen Welt sind, der wird allen kritischen Beweisen unzugänglich sein. Für ihn ist ja hier eine Welt, die nach anderen Gesetzen gebaut ist als die geschichtliche Welt, die unser Verstand und unsere Kritik erforscht und begreift. Hier muss erst jene Überzeugung von der Wirklichkeit dieser Welt des Dogmas erschüttert sein. Es muss deutlich werden, dass ‚Gottes Wort' etwas anderes ist als Dogma oder der Buchstabe der Bibel. Dann erst kann alle Kritik einsetzen. Es war der Prophet Amos, der mir zur Botschaft des Göttlichen wurde und an dem mir aufging, was Offenbarwerden der Gottheit ist und bedeutet; dass der Mensch, vom Rufe Gottes getroffen, ihm sein Leben und Sein zum Werkzeug geben muss. Das gewaltige erste Kapitel des Amos mit seiner Gerichtsweissagung über alle, die Gottes Wille missachten – auch über Israel – machte einen mächtigen Eindruck

[4] Siehe auch den Beitrag von Helga E. Hörz: „Geschlechtergerechtigkeit: Frauenrechte sind Menschenrechte". in: Michael Brie und Klaus Fuchs-Kittowski (Hrsg.): Ringen um Gerechtigkeit im weltanschaulichen Dialog. Im Andenken an den Antifaschisten Emil Fuchs, Rosa-Luxemburg-Stiftung, 2017, S. 111-116.

auf mich. Dann aber kam jenes Wort: ‚die die Gerechten um Geld und die Armen um ein Paar Schuhe verkaufe' (Amos 2, V. 6) und ‚Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten – der Herr redet, wer sollte nicht außer sich geraten' (Amos 3, V. 8).

Das unbedingte Müssen, das diesen Mann ergriffen hat in seiner Verantwortung für die Armen seines Volkes, legte sich auf mich. Es wurde mir deutlich, dass hier eine Größe und eine Wirklichkeit in die Menschheit hineinragt, die auf dem Wege orthodoxen, traditionellen Christentums nie erfasst und verstanden werden kann. Diese Wirklichkeit, die zu mir redet und meine Verantwortung für mein Volk wachrief, begann den Kampf mit der anerzogenen traditionellen Frömmigkeit." (Fuchs 1957: 64 f.)

Emil Fuchs schildert hier sein Ringen als Student der Theologie 1894 in Gießen, speziell im Kolleg zur Kirchengeschichte und Auslegung des Alten und Neuen Testaments, mit der ihm vom Elternhaus anerzogenen traditionellen Frömmigkeit. Hier schon werden Grundlagen dafür gelegt und entwickelt, die uns in seiner erst 40 Jahre später (1934-45) in Angriff genommenen Auslegung des Neuen Testaments wieder begegnen. Es ist sein Bemühen, möglichst deutlich, von der theologisch-kritischen Forschung belegt, zwischen dem „gewaltigen Boten Gottes in der Bibel" und dem, was möglicherweise schon von den frühen christlichen Gemeinden hinzugesetzt wurde, zu unterscheiden. Ihm geht es um den Ruf – nicht als Weltanschauung und Lehre –, sondern zu der Stimme Gottes, die „Menschen, die von einer ungeheuren Aufgabe und Verantwortung erfasst in ihrer Zeit stehen und ihrer Zeit die Aufgabe zeigen, die Gott ihr gestellt hat" (ebd.: 65).

Die Texte aus Amos und auch Jeremia waren so aufrüttelnd für Fuchs, weil hier die Verbindungslinien zwischen der unabdingbaren Forderung der Propheten nach Wahrheit und Gerechtigkeit und den Fragen, die sich ihnen in der gegenwärtigen Welt stellten, besonders deutlich hervortreten.

Entscheidung für die Traditionslinie Fichte, Schelling, Schleiermacher[5]

Emil Fuchs zu Fichtes ethischem Idealismus und Konzept der Selbstständigkeit

Emil Fuchs wurde schon früh bewusst, wie unchristlich die bestehende soziale Ordnung ist. Auf der Suche nach philosophischen Grundlagen, die Ansätze und Maßstäbe zu einer Veränderung bieten, wandte er sich dem klassischen deutschen Idealismus, speziell der Traditionslinie Fichte, Schelling, Schleiermacher zu.

Fuchs ist zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit drei Arbeiten über Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher in die theologische Diskussion eingetreten und hat sich damit einen festen Platz in der Schleiermacher-Forschung erarbeitet (Fuchs 1901; 1903; 1904a). Im Jahre 1904 erschien sein Werk „Vom Werden dreier Denker" mit dem Untertitel: „Was wollten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung?" (Fuchs 1904b) In diesem Buch, welches nun, nach genau 110 Jahren, im Jahr seines 140. Geburtstages, online wieder erhältlich ist, wird das ethische Interesse Fichtes am Idealismus besonders herausgearbeitet. Fichtes subjektiv idealistische Philosophie lässt sich am treffendsten als ethischer Idealismus bezeichnen.

Fuchs schreibt: „Diese Wirkungen des Idealismus sind nicht zu verstehen ohne die Erkenntnis, wie sehr für diese Denker, vor allem für die drei, von denen das Folgende handelt, das Denken eben nicht abstrakte Spekulation, graue Theorie war, sondern ein Mittel – man kann vielleicht sagen, ‚das Mittel', eine andere Grundlage für das praktische sittliche Leben zu erkämpfen" (Fuchs 1904b: VI-VII).

[5] Diesen Abschnitt über die Hinwendung von Emil Fuchs zur klassischen deutschen Philosophie habe ich meinem Artikel zum Werk Johann Gottlieb Fichtes entnommen (Fuchs-Kittowski 2015a).

So schreibt heute Gerhard Gamm bei seiner Darstellung der Philosophie Fichtes:

„Man kann ohne Übertreibung Fichtes Philosophie insgesamt als eine ethische bezeichnen. Für sie ist entscheidend der Bezug, den jedes Selbst auf sich hat, und wie es ihn auffasst und gestaltet. Selbstbewusstsein heißt nicht nur: Dass ich weiß (in Einheit und Unterschied) um sich selbst; es steht von Anbeginn unter der (ethischen Forderung): Sich von allen Gegebenheiten, sei es von der inneren, sei es von der äußeren Natur, loszureißen. Das Selbstbewusstsein muss sich auf sich selbst stellen, denn im Unterschied zum Dogmatiker, der sich durch das Gegebene, das Nicht-Ich oder äußere Autoritäten bestimmen lässt, sucht der dem Idealismus verpflichtete Mensch, sich frei über sich und jede Abhängigkeit zu erheben. Unfrei sind nach Fichte die Dogmatiker, weil sie sich selbst nur im Vorstellen der Dinge finden." (Gamm 2012: 54 f.)

„[...] sie haben nur jenes zerstreute, auf den Objekten haftende und aus ihrer Mannigfaltigkeit zusammenzulesende Selbstbewusstsein", schreibt Fichte (1967: 17).

Emil Fuchs geht es um das Verhältnis Schleiermachers zu Fichte und Schelling, die gleichzeitig mit diesem von Immanuel Kant aus weiterdachten. In seinem Werk „Das Werden dreier Denker" wird der geistige Prozess dargestellt, den das ethische Grundproblem der „Freiheit" von Fichte und Schelling zu Schleiermacher durchläuft.

Der Ausgangspunkt des Idealisten Fichte ist das Interesse an der Freiheit: „Jenes Selbstbewusstsein drängt sich nicht auf und kommt nicht von selbst; man muss wirklich frei handeln, und dann vom Objekt abstrahieren, und lediglich auf sich selbst merken. Niemand kann genötigt werden, dies zu thun, und wenn er es auch vorgibt, kann man immer nicht wissen, ob er richtig und, wie gefordert werde, dabei verfahre. Mit einem Worte, dieses Bewusstsein kann keinem nachgewiesen werden; jeder muss es durch Freiheit in sich selbst hervorbringen" (Fichte 1967: 13). Für Fichte bedeutet Freiheit Unabhängigkeit von der Natur. Dies wird von Schelling als ein barbarisches Verhältnis zur Natur bezeichnet (vgl. Zimmermann 2014). Für Fichte bedeutet Freiheit vor allem Selbstständigkeit.

Fuchs kritisiert, dass es Fichte nicht gelingt, den Inhalt dieser Freiheit näher zu bestimmen, dass er sich mit einer „leeren" Selbstständigkeit des Ichs zufrieden gibt, ohne deutlich zu machen, dass das, was das Ich vom Nicht-Ich „oder der in ihm wirkenden Macht verlangt, nicht bloß Freiheit ist, sondern die Möglichkeit, sich zur ethischen Persönlichkeit zu vollenden" (Fuchs 1904b: 188).

Ist das Handeln, zu dem Fichte aufruft, immer schon wertvolles Handeln? Ist die Freiheit, „unablässig zu ringen", schon die ganze Sittlichkeit? Fuchs schreibt: „So scheint mir Fichtes System hier an einem Mangel an Vollständigkeit und Klarheit zu leiden, der es unmöglich machte, dass die Fragen, die tatsächlich in ihm vorliegen, zum Austrag kamen, ja klar erfasst wurden. Es gilt nun von den gewaltigen Wirkungen dieses Systems die zu betrachten, die es auf die beiden nächsten Denker dieser Zeit hatte. Es sind Schelling und Schleiermacher, zunächst der in dieser Epoche Fichte am nächsten stehende, persönlich ihm ja engbefreundete jugendliche Schelling." (Ebd.)

Fuchs zeigt in den folgenden Abschnitten, dass auch dieses einseitige Verständnis des Begriffs der Selbstständigkeit und Freiheit des Ichs sowohl den jungen Schelling als auch Schleiermacher beeinflusste. Er schreibt:

„Aber so schillernd und unbestimmt dadurch an diesem Punkt Fichtes Gedankenwelt wird, und so einseitig es wäre, dieses Prinzip allein zur Grundlage der Ethik zu machen, so waren doch die Wirkungen, die gerade diese einseitige Betonung dieses Begriffes hervorbrachte, tiefgreifend, gewaltig und segensreich. So wurde er zum Wortführer der Jugend, der deutschen Zeitgenossen der französischen Revolution, die Wissenschaftslehre zum Panier im Kampfe um geistige Freiheit, gegen alle moralische Schlaffheit, die sich ja gerade im Gegen-

satz zur Revolution in ängstlich konservativer Gesinnung zeigte auf allen Gebieten. Ihm ist es wohl zu danken, dass die Erregung der Geister in Deutschland nicht verpuffte, sondern sich umsetzte in zähe und nachhaltige Ausdauer, die jenen gewaltigen Aufschwung des deutschen Volkes herbeiführte, ohne unter allen Schwierigkeiten und Misserfolgen zu ermatten. Einseitig war der Gedanke der Selbständigkeit, aber er zündete in den Gewissen und ergänzte sich bei den edel Denkenden von selbst zu kraftvoller Auffassung des ganzen Gebiets des Sittlichen.“ (Ebd.: 189 f.)

Von Friedrich Schleiermacher zu Karl Marx

Der Theologe Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher ist mit seinem bedeutenden Werk „Über die Religion – Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (1799/1969), obwohl es zuerst ohne den Namen des Verfassers erschien, sehr schnell weithin bekannt geworden. Es wurde 1799 veröffentlicht und legte den Grundstein für seinen Ruf als „Kirchenvater des 19. Jahrhunderts“.

Fuchs führt die besondere Aufmerksamkeit, die dieses Werk Schleiermachers erfuhr, insbesondere auch darauf zurück, dass hier im sogenannten Atheismusstreit von religiöser Seite für Fichte Partei ergriffen wurde – zu einem Zeitpunkt, als viele bedeutende Köpfe des deutschen Geisteslebens wie Goethe und Kant den unbequemen Störenfried fallen ließen.

Der „Atheismusstreit“, die heftigen Diskussionen um Fichtes Schrift „Über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“, verbunden mit einer Anklage wegen Verbreitung atheistischer Ideen, führten zu seiner Amtsenthebung in Jena, der auch Goethe zustimmte. Fuchs schrieb dazu: „Die Gegner klagten ihn des Atheismus an. Er sie unsittlicher Denkungsart. So hat auch seine Polemik eine so verletzende Schärfe, dass man die Verbitterung der Gegner verstehen und auch zum Teil entschuldigen kann. Unentschuldbar und schmerzlich aber bleibt es, dass auch Männer wie Goethe, Herder und Kant sich gegen ihn entschieden [...] So zeigt der Atheismusstreit die Schranken dieser sonst gewaltigen Persönlichkeiten, Kants allzu große Vorsicht, Herders allzu große Reizbarkeit und Heftigkeit [...], Goethes Misstrauen gegen alles, was nach unten bilden will und deshalb auch die Fragen des Denkens und der Neuerung in die Öffentlichkeit bringt“ (Fuchs 1904b: 286).

Weiter schreibt Fuchs: „Während so viele sich von Fichte zurückzogen, trat ihm ein bis dahin unbekannter Mann mutig zur Seite. Zwar erschien das Büchlein anonym, aber da, wo man den Betreffenden zur Verantwortung ziehen konnte, konnte er nicht hoffen, verborgen zu bleiben, und blieb es auch nicht. Dieser Kämpfer ist der damalige Prediger an der Charité, Schleiermacher, und sein Buch die ‚Reden über Religion‘. Diese sind also eine Schrift aus dem Atheismusstreit, und das erklärt zum guten Teil, warum sie so allgemeine Beachtung fanden. Die allgemeine Aufmerksamkeit war eben erregt. Aber dass sie einen so gewaltigen Erfolg erzielten, dass philosophisches, theologisches Denken und vor allem religiöses Empfinden durch sie neu belebt wurden, das war nur möglich durch ihre innere Bedeutung.“ (Ebd.: 286)

Schleiermacher gewann für die weitere theologische Entwicklung von Fuchs eine besondere Bedeutung. Wie er zu Beginn seines proklamatorischen Artikels für den Bund Religiöser Sozialisten Deutschlands (BRSD) „Von Schleiermacher zu Marx“ schreibt: „Die Frucht dieser Hinwendung zu Schleiermacher war eine eingehende Beschäftigung mit dem gesamten deutschen Idealismus, wie sie in meinen Jugendbüchern niedergelegt ist“ (Fuchs 1929/ 1969:133).

Emil Fuchs wandte sich Schleiermacher und der deutschen klassischen Philosophie in ihren Vertretern Kant, Fichte und Schelling zu, um seine bisherige Orientierung an der Theologie von Ritschl zu überwinden. Er hatte bewusst sein Theologiestudium an der Universität Gießen begonnen, da diese Universität zu jener Zeit als eines der Zentren der modernen Theologie, der *Ritschl'schen Schule*, galt. Auf dieser Grundlage vermochte er die in seinem Eltern-

haus vorherrschende „lutherische Orthodoxie“ zu überwinden. „Ritschl hatte zu Luther zurückgeführt. Ritschl hatte auch die Kirche und kirchliche Überlieferung wieder in ihrer überragenden Bedeutung gewürdigt. Für ihn war sie die Trägerin der Glaubensgewissheit und Glaubenswahrheit“ (Fuchs 1929/1969: 133).

Von Ritschl zu Schleiermacher trieb Fuchs die Erkenntnis, „dass damit die Glaubensgewissheit und Glaubenswahrheit beschränkt wurde auf den Kreis derer, denen Kirche und kirchliche Überlieferung noch Autorität war. Und wir fühlten, wie dieser Kreis enger und enger wurde, wie er vor allem diejenigen nicht mehr umschloss, die die eigentlichen Träger des Geisteslebens der Nation waren“ (ebd.).

In seinem Aufsatz „Von Friedrich Schleiermacher zu Karl Marx“ arbeitet Fuchs heraus, welche Bedeutung das Verständnis der Religion von Schleiermacher für seine eigene theologische Entwicklung und für seine Hinwendung zum Marxismus hatte.

Emil Fuchs setzte sich mit den Gedanken der Idealisten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung auseinander, in der sie die Französische Revolution begleiteten. Er wendet sich insbesondere dem Theologen Schleiermacher zu, von dessen theologischem Werk und auch von dessen Persönlichkeit er tief beeindruckt ist. In den ebenfalls in der Zeit des Faschismus geschriebenen und an seinen Freundeskreis verschickten Briefen „Aus meiner Lebensarbeit“, die dann die Grundlage für seine Autobiografie bilden, schreibt er über Schleiermacher:

„Je länger ich mich mit Schleiermacher beschäftigte, desto deutlicher wurde mir, dass man mit Hilfe philosophischer Bildung sich einen Überblick und eine innere Bewältigung der geistigen Probleme und der Wirklichkeitserkenntnis der Zeit aneignen müsse, wenn man dieser Zeit das religiöse Leben in seiner Wahrheit und Wirklichkeit wieder bieten wolle, ja wenn man nur selbst zu der Sicherheit und Überzeugungshaltung kommen wollte, die nicht nur auf religiöser Instinkthaltung, sondern auf klares, begründetes Urteil gebaut sei.“ (zitiert nach Fink in Fuchs 1969: 18)

Es geht Fuchs insbesondere um die Aufnahme der Frage Schleiermachers nach der Verantwortung der Christen in der Gesellschaft. In seiner Autobiografie heißt es weiter:

„So sieht auch Schleiermacher den Menschen als eine geistige, aufnehmende Kraft dem Geistigen gegenüber, dessen Teil er ist und das doch in unbegreiflich geheimnisvoller Wirkungsmächtigkeit und Art ihm gegenübersteht. [...] Sein eigenes Gottesbild hat jeder Mensch, wie es ihm entsteht aus dem Zusammentreffen mit dem Universum. Dies Universum ist aber nicht der äußere Kosmos, wie man ihn so oft versteht. Es ist die innere Einheit, die innere Wesenhaftigkeit, die das alles ordnet und dem allen seinen Sinn gibt. [...] Schleiermacher fand die gewaltige Zustimmung der ‚Gebildeten‘ unter den ‚Verächtern der Religion‘ zu seiner Zeit, weil er ihnen das Wesen der Religion darzustellen wusste in seiner starken Lebendigkeit, in jener Lebensfähigkeit, in der Religion Grundlage aller Bildung und Ruf zu aller Gestaltung ist. [...] Mir klang aus den ‚Reden über die Religion‘ eine Auffassung entgegen, die es mir möglich machte, mein Ergriffensein vom Geiste der Propheten und von der tiefen Verantwortung für mein Volk einzubauen in die umfassende wissenschaftliche Weltanschauung, die ich mir – ausgehend vom Studium Kants – zu gestalten begonnen hatte.“ (Fuchs 1957: 91 f.)

Diese Aufnahme und Auseinandersetzung mit dem theologischen Werk von Schleiermacher führt Fuchs letztlich zur Ablehnung der kapitalistischen Gesellschaft und zur Mitbegründung der Bewegung der Religiösen Sozialisten.

Nach Schleiermacher wird sich der Mensch in Anschauung des Universums der „Ahnung eines Plans“ bewusst, durch den sein Schicksal gelenkt wird und er sich gehalten fühlt. So geschieht Schleiermacher zufolge die Offenbarung. Dieses Verständnis der Religion als „aus dem Gemüt entspringende Deutung der Welt“ ist die letzte Ausweitung der Suche nach Ge-

meinschaft. Dies kann jedoch nach Fuchs nicht eine theoretisch geschlussfolgerte, sondern nur eine praktisch geglaubte Deutung der Welt sein.

In seiner vierten Rede über die Religion entwickelt Schleiermacher den Gedanken eines allgemeinen Priestertums, welches keiner anderen Organisation mehr bedarf als der „frommen Häuslichkeit". Denn dies könne das „treueste Bild des Universums" sein. Die Voraussetzung dazu ist für Schleiermacher eine vom „Druck mechanischer und unwürdiger Arbeit" befreite Menschheit, die erst dadurch den „freien offenen Blick" gewinnen kann, „mit dem allein man das Universum findet" (Schleiermacher 1799/1969: 154).

Schleiermacher entwickelt dazu eine soziale Utopie. Er stellt fest:

„Es gibt kein größeres Hindernis der Religion als dieses, dass wir unsere eigenen Sklaven sein müssen, denn ein Sklave ist Jeder, der etwas verrichten muss, was durch tote Kräfte sollte bewirkt werden können. Das hoffen wir von der Vollendung der Wissenschaft und Künste, dass sie uns diese toten Kräfte werden dienstbar machen, dass sie die körperliche Welt, und alles von der geistigen, was sich regieren lässt, in einen Feenpalast verwandeln werde, wo der Gott der Erde nur ein Zauberwort auszusprechen, nur eine Feder zu drücken braucht, wenn geschehen soll, was er gebeut. Dann erst wird jeder Mensch ein Freigeborener sein, dann ist jedes Leben praktisch und beschaulich zugleich, über keinen hebt sich der Stecken des Treibers und Jeder hat Ruhe und Muße, in sich die Welt zu betrachten." (Ebd.)

Die Realisierung dieser auf die Entwicklung von Wissenschaft und Technologie setzenden sozialen Utopie, durch welche Religiosität erst wirklich freigesetzt werden kann, ist für Schleiermacher zugleich auch erst durch die Religion zu gewinnen. Denn ohne ein gelingendes Leben – ohne Beschaulichkeit, ein Gleichgewicht von Praxis und Theorie – kann dies alles nicht gedacht werden.

Entscheidend ist für Fuchs, dass für Schleiermacher sittliches Leben ein Leben in der Gemeinschaft ist. Eine Gemeinschaft, die durch das Streben zusammengehalten wird, die eigene Individualität in der Gemeinschaft mit anderen herauszubilden, sich den anderen zu wahrer innerer Gemeinschaft zu erschließen. Dieses Streben nach Gemeinschaft, so betont Fuchs immer wieder, impliziert Verantwortung des Einzelnen für das Ganze.

Insbesondere die Bezugnahme von Schleiermacher auf Spinoza, der die Notwendigkeit der Erkenntnis von Gesetzmäßigkeiten im Weltgeschehen betont, bildet für Fuchs eine weitere entscheidende Brücke zum Marxismus, der für sich beansprucht, entscheidende Gesetzmäßigkeiten der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft aufgedeckt zu haben, die auch richtungweisend für das eigene Handeln werden können.

In dem Artikel „Von Friedrich Schleiermacher zu Karl Marx", der 1929 im ersten Heft der *Zeitschrift für Religion und Sozialismus* – im Gründungsheft des Bundes der Religiösen Sozialisten – erschien, betont Fuchs, dass die letzte Glaubensgewissheit aus der Aufgabe resultiert, vor die uns die sich vollziehende „Welterschütterung" stellt. Diejenigen, die sich dieser Aufgabe bewusst werden und sich ihr stellen, die sich in das „Sein und Ringen der Massen" mit hineinstellen, werden darüber entscheiden, ob die Menschheit in Zukunft mit oder ohne Religion leben wird, ob Marx in dieser Frage recht behält, dass Religion „Opium des Volkes" ist oder nicht, oder ob die christliche Religion auch und im besonderen Maße, im Bunde mit den durch Karl Marx revolutionierten Massen, einen Beitrag für die Schaffung einer Welt der Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit leisten kann.

Auslegung des Evangeliums durch Emil Fuchs im Kontext von Verfolgung und Widerstand

Zur Auslegung des Matthäusevangeliums durch Emil Fuchs –
Die unbedingte Forderung: Verantwortung für den Mitmenschen

Emil Fuchs war sicher als Mensch, als Pfarrer und Seelsorger, als Theologe eine ganz besondere Persönlichkeit. Die Verleihung eines Ehrendoktors durch eine Universität ist für einen Wissenschaftler immer eine ganz besondere Ehrung. Wer aber bekommt schon im Alter von 40 Jahren (im ersten Kriegsjahr 1914) einen Ehrendoktortitel verliehen? Dazu mit folgender Begründung: „Dem treuen Freund des arbeitenden deutschen Volkes, dem wissenschaftlichen Dolmetscher des deutschen Idealismus, dem tapferen Vorkämpfer für deutsches Christentum." Wie er in seiner Lebensbeschreibung schildert, las er diese Ehrung der theologischen Fakultät der Universität Gießen vor, bevor sich das Gericht[6] zur Urteilsfindung zurückzog. Die Richter sollen erblasst sein und es soll auch nicht ohne strafmildernde Wirkung auf das Urteil geblieben sein.

Die Idee, mit einer Auslegung und Neuübersetzung des Neuen Testaments zu beginnen, hatte Fuchs in der Gefängniszelle im Polizeigefängnis Alexanderplatz. Sie kam ihm aber nicht nur aus der Einsamkeit der Gefängniszelle heraus, sondern war offensichtlich auch die Konsequenz daraus, dass die Weiterführung der Wochenberichte nur noch bis zum 4. März 1933 möglich war. Die Wochenberichte wurden (unter dem Titel „Blick in den Abgrund" wieder veröffentlicht (Eckert/Fuchs 2002). Denn diese geben, wie die Herausgeber der erneuten Veröffentlichung Wochenberichte Friedrich-Martin Balzer und Manfred Weißbecker in ihrer Einführung schreiben, den „heißen Atem der Zeit" wieder und sind eine „Fundgrube christlicher und marxistischer Urteilskraft". (Eckert/Fuchs 2002: 11-57)

Ab März 1933 musste nach anderen Formen der Auseinandersetzung gesucht werden. Dies wurde Fuchs durch Hinwendung zu den Grundlagen seines Glaubens möglich. Sein Ringen mit dem Unerhörten, mit dem Barbarischen, das mit dem 30. Januar 1933 begann, folgt den Worten von Jesus an seine Jünger: „Siehe, ich sende Euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben" (Mt. 10,11).

Es geht Fuchs in den Wochenberichten um die Verteidigung von Demokratie, Sozialstaat und Rechtsstaat. Er verdeutlicht, wie mit den staatlichen Versuchen, die Weltwirtschaftskrise zu überwinden, den Arbeitenden die Lasten aufgebürdet werden, wie mit dem schrittweisen Abbau der Rechtsstaatlichkeit dem Faschismus der Weg bereitet wird und die Kriegsgefahr steigt. Wichtig ist festzuhalten, dass die Religiösen Sozialisten zu den ersten gehörten, die vor der Gefahr des Aufstiegs der Faschisten in Deutschland gewarnt hatten.[7] Dies wird besonders deutlich in den Wochenberichten, die in dem vom Bund der Religiösen Sozialisten herausgegebenen *Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes* erschienen.

Eine Form des Widerstandes nach der Machtübergabe an die deutschen Faschisten, dem Verbot des Bundes der Religiösen Sozialisten und des *Sonntagsblattes des arbeitenden Volkes* war es für die Religiösen Sozialisten und die deutschen Quäker, bei denen sich viele der Religiösen SozialistInnen weiter trafen, andere Formen des Zusammenhaltes, des geistigen Austausches wider die Barbarei zu finden.

---

[6] Der Prozess gegen Emil Fuchs fand im Herbst 1935 in Weimar vor dem thüringischen Volksgerichtshof statt (vgl. Fuchs 1957: 234-236).

[7] Verwiesen sei hier insbesondere auf die Rede Erwin Eckerts auf dem Nürnberger Kirchentag (am 28. Juni 1930) und die Thesen von Emil Fuchs in „Der Faschismus – eine Gefahr für das Christentum" (vom 17. August 1930) sowie auf die Erklärung des Landesverbandes Thüringen des Bundes Religiöser Sozialisten „Noch ist Zeit!" (vom 7. Dezember 1930). Die Religiösen Sozialisten waren offensichtlich die wichtigste und geschlossenste antifaschistische Gruppe im deutschen Protestantismus vor 1933 (vgl. Beeskow/Bredendiek 2011: 13).

Werfen wir einen Blick auf das Deckblatt, welches die Tochter von Emil Fuchs, Elisabeth Fuchs-Kittowski, für die Auslegung des Neuen Testaments durch ihren Vater 1934 entworfen hat, so sehen wir als Überschrift das Wort von Jesus: „Was ihr getan habt den geringsten meiner Brüder". Darunter sieht man eine große Gruppe von Menschen, die sich zu einem Buch drängt. Einige der Menschen lesen schon, sind nachdenklich, auch bewegt, einige sehen eine Wegweisung. Darunter steht: „Das Neue Testament – Denen ausgelegt, die sich nach der Erfüllung Seiner Verheißung sehnen". (Abbildung im Geleitwort: Fuchs-Kittowski: 2012)

Emil Fuchs schreibt in seiner Auslegung zu dem auf dem Bild als Motto vorgesehenen Bibelwort:

„Zu diesem Gleichnis führen alle vorhergehenden hin. Dazu sind sie gesagt, dass wir den tiefen Ernst dieser letzten Offenbarung nicht übersehen: Daran entscheidet sich unser ewiges Geschick: Leben – Tod – Seligkeit oder Verdammnis – ob wir seine Botschaft hören und so ins Herz nehmen, dass sie zu Tat und Lebensgestaltung wird, oder ob wir in jener Gleichgültigkeit bleiben, die an dem vorübergehen kann, dessen Heiligkeit er uns enthüllt hat, dem Bruder und seinem Geschick und Sein." (Fuchs 1933-35/2012: 530)

Weiterhin lesen wir: „Aus einem jeden Menschen, seinem Wesen und Gewissen, seiner Freude und seinem Leide ruft uns die heilige Tiefe der Ewigkeit an und fordert, dass wir uns für ihn verantwortlich fühlen. Sie ruft uns an, aus dem ungeheuren Ringen und Sehnen der Gesellschaft, der Völker, der Menschheit zu menschlicher Gestaltung zu kommen, aus der Wildheit und dem Unfrieden heraus. Sie ruft uns an aus unserem Wissen und Bedrängtwerden von einer Verantwortung für uns alle. Und wir werden gerichtet – sind gerichtet jeden Augenblick – danach, ob wir diesen Ruf der Ewigkeit hören und ihm dienen oder nicht. Nicht erst am Ende der Zeiten ist das Gericht. Es steht über jedem Augenblick unseres Lebens in seiner heiligen Größe oder selbstsüchtigen, engen Armut. Es steht über jedem Volk und jeder Zeit seiner Geschichte, ob sie eine Zeit heiligen Ringens um Wahrheit und Gerechtigkeit oder eine Zeit wilder, angstvoller Brutalität sei. Es steht über unserer Zeit, ob sie die heilige Würde der Geringsten unter seinen Brüdern begreifen will und die Gesellschaft und Wirtschaft in deren Dienst zwingen will oder nicht. Die heilige Würde seiner Brüder aber ist nicht Essen und Trinken allein, nicht nur Behaglichkeit des Lebens. Sie ist Gewissen und Freiheit, eigene Verantwortung und Überzeugung, eigene Aufgabe und Ehrfurcht vor ihr. Wer das dem geringsten seiner Brüder nimmt, steht auch im Gericht. Wer behauptet, sie seien des allen nicht fähig, der tut ihnen Schlimmeres als das, was in diesem Gleichnis Grund der Verurteilung ist. Darin aber steht die ungeheure Größe unserer Zeit, dass dies so deutlich ist wie kaum je in der Weltgeschichte. Ob sie diese Botschaft Jesu hören, davon hängt alle Zukunft der Völker ab – oder ob sie in armer Ichsucht und Lebensangst sich weiter ihr Gericht schaffen." (Ebd.: 525-533)

An einer weiteren Stelle äußert sich Fuchs wie folgt: „‚Der Christus', das ist der, der uns richtet – heute richtet – und immer richten wird, an dem des Menschen, der Völker, der Menschheit Schicksal zu Leben und Zukunft oder Tod und Untergang sich entscheidet. Ist Jesus der Christus, dann entscheidet sich dies Schicksal nach dem Worte: ‚Was ihr getan habt einem dieser Geringsten meiner Brüder [...], was ihr nicht getan habt einem dieser Geringsten [...]!' Ist der Gekreuzigte der Christus, so führt Machtwahn und Glauben an Gewalt und Gold zum Untergang – Leben ist da, wo man das Leben gibt als Opfer für die Brüder." (Ebd.: 591)

Die Verantwortung für den Mitmenschen ist eine unbedingte Forderung an den Christen. Es gab und gibt aber eine Welt der Frömmigkeit, hebt Fuchs wiederholt hervor, die auf „ihre Verantwortung für die Gesellschaft völlig verzichtet hatte" (Fuchs 1929: 15). Für Fuchs war es „Friedrich Naumanns starker, rücksichtsloser Ruf zur Verantwortung, Verantwortung des Christen für den Bruder. Zum erstenmal wurde uns, wurde dem deutschen Volk die wirkliche Lage der Massen in der Industrie, die ganze furchtbare Entwicklung, die durch die Industrie

gekommen war, gezeigt. Zum erstenmal wurde uns klar gemacht, dass die Entwicklung der Sozialdemokratie eine unbedingte Notwendigkeit war, organisatorisch und geistig bedingt aus der Lage der Massen, für die wir alle mitverantwortlich waren. Zum erstenmal wurden auch die Wahrheiten, die in der sozialistischen und marxistischen Gedankenwelt liegen, wenigstens zum Teil erkannt“ (ebd.: 3). Denn Verantwortung für den Mitmenschen zu übernehmen liegt dieser sozialistischen und marxistischen Gedankenwelt zugrunde.

An einer weiteren Stelle äußert sich Fuchs wie folgt: „‚Der Christus‘, das ist der, der uns richtet – heute richtet – und immer richten wird, an dem des Menschen, der Völker, der Menschheit Schicksal zu Leben und Zukunft oder Tod und Untergang sich entscheidet. Ist Jesus der Christus, dann entscheidet sich dies Schicksal nach dem Worte: ‚Was ihr getan habt einem dieser Geringsten meiner Brüder [...], was ihr nicht getan habt einem dieser Geringsten [...]!‘ Ist der Gekreuzigte der Christus, so führt Machtwahn und Glauben an Gewalt und Gold zum Untergang – Leben ist da, wo man das Leben gibt als Opfer für die Brüder.“ (Ebd.: 591)

Die Verantwortung für den Mitmenschen ist eine unbedingte Forderung an den Christen. Es gab und gibt aber eine Welt der Frömmigkeit, hebt Fuchs wiederholt hervor, die auf „ihre Verantwortung für die Gesellschaft völlig verzichtet hatte“ (Fuchs 1929: 15). Für Fuchs war es „Friedrich Naumanns starker, rücksichtsloser Ruf zur Verantwortung, Verantwortung des Christen für den Bruder. Zum erstenmal wurde uns, wurde dem deutschen Volk die wirkliche Lage der Massen in der Industrie, die ganze furchtbare Entwicklung, die durch die Industrie gekommen war, gezeigt. Zum erstenmal wurde uns klar gemacht, dass die Entwicklung der Sozialdemokratie eine unbedingte Notwendigkeit war, organisatorisch und geistig bedingt aus der Lage der Massen, für die wir alle mitverantwortlich waren. Zum erstenmal wurden auch die Wahrheiten, die in der sozialistischen und marxistischen Gedankenwelt liegen, wenigstens zum Teil erkannt“ (ebd.: 3). Denn Verantwortung für den Mitmenschen zu übernehmen liegt dieser sozialistischen und marxistischen Gedankenwelt zugrunde.

Zur Auslegung des Briefes des Paulus an die Römer durch Emil Fuchs – Aufruf zum geistigen Widerstand

Warum wendet sich Emil Fuchs der Auslegung des Römerbriefes zu?

Zu Beginn seiner Auslegung des Briefes des Paulus an die Römer schreibt Emil Fuchs: „Es ist kein Zufall, dass jede Erneuerung der christlichen Frömmigkeit im Laufe der Jahrhunderte irgendwie mit diesem Brief an die Römer zusammenhing. Wo man sich endgültig von ihm scheiden wollte, ist immer etwas von der tiefsten Kraft und Wahrheit des geistigen Lebens erloschen.“ (Fuchs 1936-37/2015b: 48)

Und weiter: „Ich werde mich bei dieser Auseinandersetzung vor allem an Luther und Karl Barth halten – weil sie beide tiefgehende, starke Menschen sind. Luther ist so gewaltig und groß, dass wir nur in Ehrfurcht vor ihm und seinem Werke stehen können. Aber er ist auch so groß, dass seine Fehler und Missverständnisse die allergrößten Zerstörungen und Hemmungen in Kirche und der Entwicklung des christlichen Geistes, ja der gesamten europäischen Kultur, angerichtet haben. Wir dürfen uns nicht scheuen, klar und deutlich den Dogmatiker Luther vom Propheten Luther zu scheiden und die Verengungen wieder zu überwinden, die der mittelalterliche Dogmatiker und Politiker Luther dem Propheten Luther selbst wieder angetan hat. Karl Barth ist ein echter, christliche Wahrheit und Kraft suchender Theologe. Wenn er das nicht wäre, würde er nicht so gefährlich werden. Aber eben auch ihm gilt das, dass er, weil er viel Wahres und Notwendiges gesagt hat, nun gerade dadurch verhängnisvoll wirkt, dass er den so erworbenen Einfluss einsetzt, einer Auffassung christlicher Frömmigkeit zum Siege zu verhelfen, die sie unfähig macht, dieser Welt wirklich siegreich zu begegnen.“ (Ebd.: 51)

In der Darstellung seines Gegensatzes zu Karl Barth wird sehr deutlich, mit welchem Recht wir von einer gesellschaftskritischen Theologie sprechen, die dem Menschen die Aufgabe zuweist, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu verändern, und damit die Macht herausfordert:

„Karl Barth wird mir vorwerfen, dass ich das Reich Gottes zu einer menschlichen Größe mache, die durch menschliches Tun herbeigeführt werden könne. Dadurch nehme ich ihm die Heiligkeit, die ihm als Gottes Werk zukommt. Das ist aber nur auf Grund einer Anschauung möglich, die fragen kann: ‚Was tut Gott und was tut der Mensch?' Solch eine Frage ist für mich völlig sinnlos. Es gibt nichts, was nicht Gott tut. Wer weiß, dass Gott der Allmächtige ist, weiß, dass er nur Werkzeug ist. Aber das ist das Größte an Gott, dass er uns Vergängliche zu seinen Werkzeugen bildet und uns dadurch zur Freiheit und Selbstentscheidung führt und befähigt. Durch die Offenbarung in Jesus, den wir deshalb den Christus nennen, hat er uns zu einem Werke gerufen, in dem wir als Freie, als Kinder und Freunde neben Gott treten dürfen – von ihm gerufen, von ihm dazu geschaffen und erlöst – aber eben Kinder und nicht Sklaven oder Hörige, die nur nehmen dürfen, was er ihnen zuwirft – nein wir nehmen, was wir tun und gestalten – obwohl er es tut und gestaltet – durch uns, in uns, über uns hinaus.

Gnade, Offenbarung, Erlösung ist Geschaffenwerden zu Selbständigkeit, Freiheit, eigener Verantwortung [...] Wir können nicht Jünger Jesu sein, wenn wir diese unsere Verantwortung für unser Leben, unser Werkzeugsein – für die anderen – für unser Volk – für die Menschheit ablehnen und den Leidenschaften, der Angst, dem Gewaltgeist die Herrschaft ließen. Auch das würde heißen und heißt für viele ‚Christen': da er ihn sah, ging er vorüber!" (Ebd.: 563 f.)

Wie darzustellen ist, kommt jedoch außer der Auseinandersetzung mit Luther und Karl Barth noch ein weiteres wesentliches Motiv für die Auslegung des Römerbriefes für Fuchs hinzu. Dies hängt mit der Lage in Deutschland zusammen, in dem der Faschismus nun die totale Macht ausübt, den Widerstand zerschlagen hat. Fuchs will mit seiner Auslegung des Paulusbriefes und der Versendung der einzelnen Abschnitte an die Quäkerfreunde und Religiösen Sozialisten den geistigen Widerstand gegen den Faschismus befördern. Den Aufruf zum geistigen Widerstand und den damit verbundenen Gedanken der Verantwortung des Christen für eine Neugestaltung der Gesellschaft findet Fuchs in der Botschaft des Paulus, in seiner tatkräftigen Missionsarbeit.

Verdeutlichen wir uns die Kernsätze von Emil Fuchs zur Begründung seiner Auslegung des Römerbriefes:

„In ihr ist ihr Sinn und Ziel ihrer Existenz deutlich gemacht, [...] zeigt sie das innerste Sein und Wesen aller Religion und alles Menschseins in so grundlegender Mächtigkeit auf [...] – Nur wo Menschen, wo eine Gesellschaft in diesen Tiefen erschüttert und aufgewühlt sind, werden ihr jene schöpferischen Kräfte geschenkt, die neue Gemeinschaft, neue Formen des geistigen Lebens, neue tiefere Wahrheitserkenntnis und Wahrhaftigkeit der Geistes- und Lebenshaltung und damit neue Wissenschaft und Kunst, neue Formen des Arbeitslebens und der Gerechtigkeit gestalten [...] Daraus werden wir verstehen, dass diese abendländische Kultur zu einer äußerlichen Zivilisation entarten und in Barbarei zurücksinken muss, da die innerste Ergriffenheit von diesen Gewalten erloschen ist." (Fuchs-Kittowski 2015b: 48)

Wider den dominanten Paulus-Konservatismus

Es geht Fuchs bei der Auslegung des Römerbriefes um das Verständnis des Paulus als großen Apostel unter den Heiden. Vor allem will er eine zu enge Darstellung seiner Auffassungen vom Christentum abwehren. Er führt dazu in der Einleitung aus:

„Gezwungen bin ich bei dieser Darstellung dann leider immer wieder, das abzuwehren, was mir eine Verfälschung des Paulus – wenn auch unbewusst und in bester Absicht – scheint – dies, dass man ihn zum Theologen und Dogmatiker macht, der uns vorschreibt, was wir zu

glauben, wie wir uns Gott gegenüber zu verhalten, welches die rechte Lehre usw. ist. Ich werde mich bei dieser Auseinandersetzung vor allem an Luther und Karl Barth halten – weil sie beide tiefgehende, starke Menschen sind.“ (Fuchs 1936-37/2015b: 50)

Mit Martin Luther wird durchgehend der prophetische Charakter des Römerbriefes herausgearbeitet und zugleich aber auch gezeigt, wo Martin Luther bei seiner Interpretation des Römerbriefes Schwächen zeigt, die ihn dann etwa in der Bauernfrage scheitern lassen. Von großer Aussagekraft ist hierzu auch die neue Luther-Biografie von Heinz Schilling (Schilling 2014).

Mit Karl Barth weist Fuchs auf die Bedeutung der Religion und der Verpflichtung der Kirche hin, für die Entwicklung einer gerechteren Gesellschaft einzutreten, um zugleich anhand der Interpretation des Römerbriefes durch Karl Barth aufzuzeigen, wo dessen Theologie seiner Ansicht nach dem nicht gerecht werden kann.

Auch gegenwärtig wird von katholischen und protestantischen Theologen intensiv über den christlichen Apostel Paulus gearbeitet. Insbesondere jüngere Arbeiten aus den USA lassen erkennen, dass die konservative Auslegung des Paulus schrittweise überwunden wird. Zu Beginn ihres Aufsatzes „Warum Paulus für die Linke(n) von Bedeutung ist“ stellen Brigitte Kahl und Jan Rehmann zu Recht die Frage, ob ein solche These, wie im Titel formuliert, nicht angesichts eines nach wie vor dominanten Paulus-Konservatismus eine gewagte Behauptung ist (Kahl/Rehmann 2014).

Denn die „christliche Theologie hat sich von jeher auf Römer 13 (‚Jedermann sei Untertan der Obrigkeit‘) und andere Zitate aus seinen um die Mitte des 1. Jahrhunderts u. Z. geschriebenen Briefen berufen [...], um das Bild eines obrigkeitsergebenen, patriarchatstreuen, heteronormativen und judenfeindlichen Musteruntertanen im Bewusstsein der Gläubigen zu verankern [...] Von Martin Luther zum Stammvater der Reformation erkoren, wurde seine Zentralidee einer ‚Rechtfertigung durch den Glauben‘ in der protestantischen Theologie zum inneren Vorgang zwischen individuellem Gläubigem und Gott spiritualisiert und den Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit entgegengesetzt. Die paulinische Kritik an ‚Gesetz‘ und ‚Werkgerechtigkeit‘ wurde mit Thora-Kritik gleichgesetzt und fiel damit einer antisemitischen Lektüre anheim; sie wurde darüber hinaus gegen Gegner verschiedenster Couleur – Katholiken, Heterodoxe, Moslems, religiöse Sozialisten und Feministinnen – in Anschlag gebracht“ (ebd.: 1).

In seiner Auslegung des Briefes des Paulus an die Römer diskutiert Fuchs im Zusammenhang mit Römer XIII ausführlich das Verhältnis der Christen zur Obrigkeit. Es geht ihm dabei vor allem um das Verhältnis Luthers zur Obrigkeit, das sich auf dessen Interpretation der Worte des Paulus „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit“ stützt. Fuchs macht sehr deutlich, dass Luther mit seiner Interpretation dieser Worte, wenn er auch Grenzen für die Obrigkeit sieht, mit deren faktischen Heiligsprechung ihr alles erlaubt, während die Massen, speziell die Bauern, sich nicht gegen sie empören dürfen. Luther scheitert damit in der Bauernfrage. Dies auch deshalb, weil er keine Entwicklung der Gesellschaft kennt. Für Paulus dagegen ist seine in Römer III zum Ausdruck gebrachte Haltung: kein Festschreiben des Verhältnisses zur Obrigkeit, sondern eine notwendige Zurückhaltung. Denn er sieht, dass das erwartete Reich Gottes noch nicht eintritt. Für Paulus ist aber klar, dass es eine solche Entwicklung geben wird, dass diese Herausforderung der Macht Roms besteht.

Brigitte Kahl und Jan Rehmann schreiben daher weiter: „Andererseits haben sich auch immer wieder oppositionelle Bewegungen und Denker auf Paulus berufen, dessen Schreiben die ältesten Dokumente des christlichen Kanons sind (vor den Evangelien verfasst). Bereits die oft vergessene Marx’sche Bestimmung der Religion nicht nur als ‚Opium des Volkes‘, sondern auch als ‚Protestation gegen das wirkliche Elend‘ und ‚Seufzer der bedrängten Kreatur‘ (Marx 1844a: 378) lässt sich über Feuerbach und den Mystiker Sebastian Frank bis zu Paulus zurückverfolgen, der im Römerbrief den Glauben an den Gekreuzigten inmitten erdrückender Hoff-

nungslosigkeit ansiedelte: Alles Geschaffene wurde der Nichtigkeit unterworfen, sodass es ‚seufzt und sich schmerzlich ängstigt bis jetzt' (Röm 8,20-23)" (Kahl/Rehmann 2014: 1-2).

Es wird deutlich, dass Fuchs mit seiner Auslegung des Paulusbriefes an die Römer an die oppositionellen Bewegungen und Denker, die sich auf Paulus berufen, anknüpfen und diese vertieft weiterführen will. Gerade angesichts dieser sehr widersprüchlichen Paulus-Rezeption muss er sich dabei mit Martin Luther und Karl Barth auseinandersetzen.

Wie Brigitte Kahl und Jan Rehmann betonen, ist heute das konservative Paulus-Bild durch theologische Forschungen vor allem im englischsprachigen Bereich von Grund auf infrage gestellt worden. Ein wichtiger Anfangspunkt war das Buch von Krister Stendahl „Paul among Jews and Gentiles" (Stendahl 1976; 2001). Es wäre also zu prüfen, inwieweit die von uns nun nach so vielen Jahren herausgegebene Auslegung des Briefes an die Römer durch Emil Fuchs als Vorläufer dieser Überwindung der konservativen Paulus-Darstellung gelten kann und wie weit die heutige Auslegung vielleicht noch darüber hinausgehen kann bzw. muss.

Wenn herausgearbeitet wird, wie wichtig die Beachtung der paulinischen Kritik am römischen Imperium ist, es in Deutschland dazu schon Vorläufer gab (Deissmann 1911; Taubes 1993) und in den USA heute eine gegenüber dem Imperialismus kritische Auslegung erfolgt (Horsley 1993; Jewett 1994), so entsprechen diese Grundaussagen denen von Fuchs in dessen religionssoziologischen Seminaren.[8] Die Entstehung des Christentums, so betonte er immer wieder, war eng verbunden mit der Rebellion der Juden gegen die Unterdrückung durch Rom, ihrem Ringen mit der damit einhergehenden Zerrüttung ihres materiellen und geistigen Lebens. Christus war keinesfalls ein „Revolutionär" und hatte auch kein sozialpolitisches Reformprogramm (vgl. Aslan 2013; Wagner 2014). In diesem Ringen ging es um eine geistige Erneuerung.

Fuchs verwies in seinen religionssoziologischen Seminaren auch auf die gegen Rom mobilisierende und organisierende Wirkung von Paulus, die er durch seine Worte vom „Gott am Kreuz" hervorrief. Damit wurde in den von Paulus gegründeten christlichen Gemeinden das Gedächtnis an den nach römischem Gesetz hingerichteten Rebellen aufrechterhalten. Paulus geht es in der Tat um eine „anti-imperiale Gegenstrategie, die darauf abzielt, die von Rom besiegten Völker und Kulturen in einer neuen horizontalen Solidarität von unten zu verbinden" (Kahl/Rehmann 2014: 6). Aber Paulus ist kein revolutionärer Sozialreformer. Nicht zuletzt Röm. 13 und andere Ermahnungen zeigen, dass er einen jüdischen Aufstand gegen Rom und eine katastrophale Niederlage erahnt und daher davor warnt.

„Die Spezifik seiner anti-imperialen Theologie liegt vielmehr in einer radikalen Transformation, die die symbolische Ordnung des Römischen Reiches umkehrt. Sein Glaubensbegriff stellt einen subversiven Eingriff in die ideologischen Abhängigkeitsverhältnisse des römischen Reiches dar: Die Loyalität wird von den Herrschaftsträgern der Pax Romana auf den gekreuzigten Christus umgepolt. Der Glaube wechselt seinen gesellschaftlichen Ort: vom Kaiser und seinem ideologischen Kosmos zur Gegenseite des ‚Kreuzes', dem Instrument der verächtlichsten Hinrichtungsart, die speziell für entlaufene oder aufsässige Sklaven vorgesehen war. Das Stigma des Kreuzes sowie seine Überwindung durch die Auferstehung wird nun zum Charisma einer ausgreifenden neuen Bewegung." (Kahl/Rehmann 2014: 7)

Hiermit kommen wir an den entscheidenden Punkt zur Beantwortung unserer eingangs gestellten Frage, warum sich Fuchs 1935/36 der Auslegung des Briefes an die Römer zuwendet und nicht die Auslegung der Evangelien fortsetzt. Da ist die bedeutsame Ähnlichkeit im Kräfteverhältnis, in dem Paulus wirksam ist, und der Lage, in der sich Fuchs 1935/36 befindet.

[8] Diese religionssoziologischen Seminare konnte ich als Philosophiestudent an dem von Ernst Bloch geleiteten Institut für Philosophie bequem besuchen, da das Philosophische Institut im früheren Amtsgericht auf demselben Korridor lag wie die Theologische Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig.

Was kann man tun, wenn große Massen von einer überlegenen Militärmacht überwältigt sind, sodass ein direkter Angriff auf die Machtzentren nicht möglich ist?

Dies wird besonders deutlich in den letzten Abschnitten der Auslegung des Paulusbriefes durch Fuchs:

„Aber der Gedanke an die Zerstörung Jerusalems lässt uns noch ein Weiteres – fast Größeres ahnen, das den Apostel trieb, diese Reise zu machen und sich noch einmal den Juden zu stellen. Lesen wir Kapitel X und XI des Römerbriefes, so wissen wir, dass sich Paulus ganz klar war, dass das Schicksal der Völker – der Juden sowohl wie der Heiden – an ihrer Stellung zu diesem Christus hing. Er hoffte, dass eine große Bekehrung des jüdischen Volkes zu Jesus als dem Christus die Wendung in dessen Schicksal bringen werde. Dann wird auch das Schicksal der Welt sich lösen und das Reich kommen. Das alles ist ihm ja nicht eine ferne, sondern ganz nahe Zukunft. Sollte er nicht gehofft haben, dass sein Erscheinen in Jerusalem ein Signal zur Entscheidung für dies Volk werde?“ (Fuchs 1936-37/2015b: 604)

Es heißt dann weiter: „Stellen wir uns heute vor, Paulus hätte mit dieser Hoffnung Erfolg gehabt, – welch eine Wucht hätte alle christliche Verkündigung gewonnen, hinter der ein ganzes jüdisches Volk entschlossen stand, das sein Volksleben nach ihr einrichtete, das seinen Daseinskampf als Volk nicht mehr als einen Kampf mit der Waffe, sondern als einen Kampf mit den geistigen Mitteln dieser Erneuerung und der aus ihr werdenden tiefen Gemeinschaft führte? – Mit einem solchen sich erneuernden jüdischen Volke als Kern wäre es unmöglich geworden, dass die Kirche sich von Konstantin hätte missbrauchen lassen. Das ganze Einströmen heidnischer Verwahrlosung, das dorthin führte, wäre eben unmöglich gewesen. Palästina wäre Mittelpunkt einer völlig andern Gesellschaftsbildung geworden, ein Konstantin unmöglich.“ (Ebd.: 604 f.)

Diese religiös begründete, den Konservatismus überwindende Sicht hatte sich Emil Fuchs schon erarbeitet, als er sich in jungen Jahren mit seiner Lizentiatsarbeit über Schleiermachers Religionsbegriff der Traditionslinie Fichte, Schelling, Schleiermacher zuwandte. Wie für Schleiermacher haben auch für Fuchs Religion und Frömmigkeit besondere Bedeutung für die Bewältigung der Lebensaufgaben. So schreibt er in seiner Auslegung des Römerbriefes:

„Es gehört zu den größten Aufgaben der Frömmigkeit, dass sie Menschen von dieser Befangenheit erlöst und so eine Gruppe von Arbeitenden schafft, die imstande sind, die Nöte zu sehen, die Aufgaben zu schauen und vorurteilslos kraftvoll der Lösung entgegenzuführen. Solche Frömmigkeit wird auch erlösen von der Bitterkeit, die in denen entstehen muss, die von der Gesellschaft getroffen werden – und in denen, die an ihrer Überwindung arbeiten und dafür den Hass der in ihrem Interesse Befangenen ernten. Gerade die innere Freiheit wird auch den Blick schärfen und die klare Gerechtigkeit geben, in der wir die innere Notwendigkeit all dieser Haltungen und Kämpfe erkennen. So werden wir nicht mit dem Richten einzelner Menschen uns abgeben, sondern auch den Gegner als Opfer seiner gesellschaftlichen Befangenheit sehen und in tiefem Mitleiden ihn von dem zu befreien suchen, was ihn von der geistigen Kraft scheidet, die auch seine Erlösung wäre.“ (Ebd.: 566)

An anderer Stelle lesen wir: „Verstehen wir dies Mahnen des Paulus? Dass christlicher Glaube entscheidende Gestaltungskraft des Lebens der Einzelnen, der Völker werde, weil er ein Suchen und Sehnen und Sichstrecken nach Heiligung ist. – Wer frei ist von der Sünde, dessen Glieder sind Diener der werdenden Gerechtigkeit.“ (Ebd.: 231)

Die Auslegungen des Neuen Testaments durch Fuchs, die er während der Herrschaft des deutschen Faschismus erarbeitet hat, die Auslegung des *Matthäusevangeliums*, die Auslegung des *Briefes des Paulus an die Römer* wie auch die von uns noch herauszugebenden Auslegungen der weiteren Evangelien sind in ihrer tiefen Religiosität, in ihrem theologischen Gehalt grund-

legende Kampfansagen an die Macht, sie sind Schriften, die geistig und organisatorisch den entschiedenen Widerstand gegen den deutschen Faschismus stützen.

Emil Fuchs schreibt, Bezug nehmend auf seine Arbeit an der Auslegung des Neuen Testaments in der Afrikanischen Straße Nr. 140 b in Berlin – an dem Ort, an dem wir mit der Familie Poelchau wohnten: „So standen wir trotz aller Stille des Lebens in leidenschaftlichem Erleben des Geschehens ja wohl in einem Mittun an dem, was in Deutschland in geheimem Widerstand geweckt und gestärkt werden konnte. War doch mein Zimmer immer auch Werkstatt, wo die Auslegung des Neuen Testaments erarbeitet, vervielfältigt und später getippt und versandt wurde.“ (Fuchs 1959b: 254 f.)

Nach dem Tode meiner Mutter dann in Berlin-Mariendorf erinnere ich mich noch sehr gut daran, dass, wenn eine Sendung fertig war, mein Großvater und ich durch Berlin fuhren und verschiedene Briefkästen aufsuchten, damit die Sendung verteilt wurde und so der Gestapo nicht auffallen würde. Emil Fuchs hat bis Kriegsende, also dann auch während unseres Aufenthalts in dem Alpendorf in Vorarlberg, Gortipohl, an seiner Auslegung des Neuen Testaments gearbeitet.

Nachdem Fuchs unter Androhung von KZ-Haft ein endgültiges Druckverbot erhalten hatte, begann er, „die Auslegung mit der Schreibmaschine durchzuschlagen. Das waren keine Drucksachen! Wer konnte auf den Gedanken kommen, selbst wenn eine Sendung gefunden wurde, dass ich monatlich 200 Mal je sechzehn Seiten durchtippte! Es war eine schwere Arbeit. Oft hatte ich sehr wunde Finger. Aber es ging, und ich konnte den Freunden den Dienst weiter leisten, weiter reisen und weiter wirken“, schreibt Emil Fuchs in seinen Lebenserinnerungen (Fuchs 1957; 1959b).: 244 f.). „Es kamen sogar noch meine Lebensbeschreibung und Andachten hinzu. Vorhanden sind jetzt als Auslegungen des Matthäusevangeliums, der Römerbrief (Auseinandersetzung mit Karl Barth), das Johannes-, Markus-, Lukasevangelium, der erste Korintherbrief und die Apostelgeschichte.“ (Ebd.: 245)

Zum Ringen von Emil Fuchs gegen Faschismus für Frieden und soziale Gerechtigkeit

Antifaschismus aus christlicher Verantwortung

Der Theologe Emil Fuchs, der auch Quäker und Mitbegründer der *Religiösen Sozialisten* in Deutschland war, der schon 1921, als einer der ersten Pfarrer, Mitglied der SPD geworden war, schloss sich der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) an, deren Pazifismus er teilte und deren geistiger Führer er während der Nazizeit wurde. Nach der Machtergreifung durch Hitler 1933 verlor er seine Professur in Kiel, da er sich öffentlich in das *Eiserne Buch*, der Kampfansage der SPD gegen Hitler, eingetragen hatte. Im Jahre 1934, nach seiner Entlassung und der Relegation seiner Söhne Gerhard und Klaus Fuchs (1957; 1959b). von der Berliner Universität aufgrund ihrer politischen Aktivitäten und der Emigration von Klaus nach Großbritannien, gründete er einen Autoverleih. Gerhard Fuchs und Gustav Kittowski brachten mit diesen Autos politisch und rassisch Verfolgte über die Grenze, bis die Autos und die Tankstelle von der Gestapo konfisziert und Gustav Kittowski verhaftet wurde (vgl. Bundesarchiv: Geheimes Staatspolizeiamt o. J.). Gerhard Fuchs musste schon zuvor nach Prag flüchten. Die Kinder von Emil Fuchs, Klaus, Gerhard und dann auch Christel, mussten nacheinander das Land verlassen; seine Schwiegertochter Katharina Fuchs wurde verhaftet und zu anderthalb Jahren Gefängnis verurteilt. Sie war bei ihrer Gefangennahme schwanger und gebar 1936 ihr Kind Jürgen im Gefängnis Tegel.

Sein Schwiegersohn Gustav wurde zu sechs Jahren Zuchthaus/KZ verurteilt.[9] Seine Tochter Elisabeth verübte infolge des faschistischen Terrors Selbstmord. Sie hatte zuvor noch ihrem Mann, Gustav Kittowski, zur Flucht aus dem Konzentrationslager verholfen. Sie wusste aber nicht, ob die Flucht gelungen war.

Es ist hier insbesondere auf die Zusammenarbeit von Emil Fuchs mit den Religiösen Sozialisten Harald Poelchau, Ernst von Harnack[10] und Bernhard Göring einzugehen,[11] die als Mitglieder des *Kreisauer Kreises* dem Geschehen vom 20. Juli 1944 nahestanden, sowie auf den tapferen Helfer vieler jüdischer Flüchtlinge, Pfarrer Arthur Rackwitz.

Pfarrer Arthur Rackwitz hielt viele politisch und rassisch Verfolgte in seiner Wohnung, im Pfarrhaus von Berlin-Neukölln, verborgen und verhalf ihnen zur Flucht. Klaus Fuchs, der in Lynchjustiz von den Kieler Nazi-Studenten zum Tode verurteilt nach Berlin geflohen war, wurde von Pfarrer Rackwitz aufgenommen. Ebenso mein Vater, Gustav Kittowski, nachdem ihm die Flucht aus dem Konzentrationslager gelungen war, bis er weiter nach Prag fliehen konnte.

Bekannt geworden ist insbesondere, dass Arthur Rackwitz den Religiösen Sozialisten Ernst von Harnack nach dem Scheitern des 20. Juli 1944 verborgen hielt, bis dieser dort von der Gestapo entdeckt und am 3. März 1945 in Plötzensee hingerichtet wurde. Arthur Rackwitz wurde aufgrund der Hilfe für Ernst von Harnack ins Konzentrationslager Dachau verbracht.

Ernst von Harnack war von Beginn an der Formierung des *20.-Juli-Kreises* beteiligt und bildete eine entscheidende Verbindung zwischen den bürgerlichen VertreterInnen des Widerstandes und den Widerstandsgruppen der Arbeiterbewegung. Hierzu sind die Ausführungen von Emil Fuchs in seiner Autobiografie interessant und aufschlussreich:

„Ich führte die Verbindung mit meinen SPD-Freunden weiter. Es war vor allem Bernhard Göring und sein Kreis illegaler Arbeit, zu dem ich gehörte. Doch auch Ernst von Harnack und sein Kreis standen mir nahe, sodass ich oft den Vermittler von Nachrichten zwischen ihm und Bernhard Göring machen konnte. Durch ihn erhielt ich Mitteilung über das, was man im Kreis des 20. Juli gegen Hitler plante. Hier konnte ich nur warnen. Ich sagte zu Harnack, dass ich es für geschichtlich sinnlos hielte, zu glauben, es sei durch ein Attentat zu ändern, was auf so viel falschem Geist der Massen begründet sei. Ich weiß, dass ich einmal ihm gegenüber das Bild gebrauchte. ‚Wenn es um Werke des Teufels geht, seid euch klar, dass der Teufel für sein bestes Instrument eintritt.' Daneben schrieb ich weiter meine Auslegung des Neuen Testaments und besuchte meine Freunde überall in Deutschland. Wie ich dies im Ringen mit der Reichschrifttumskammer und der Gestapo trotz dauernder Überwachung durchführte, ist geschildert." (Fuchs 1959b: 263)

Fuchs war also ein Verbindungsmann zwischen den beiden Widerstandsgruppen. Wenige Tage nach dem Attentat auf Hitler fanden bei uns zu Hause, jetzt in Gortipohl in Vorarlberg, zwei Hausdurchsuchungen statt. Ich erlebte mit, wie Fuchs zweimal einem strengen Verhör unterzogen wurde. Er war der Meinung, dass er dabei sehr ruhig geblieben sei. Dagegen

[9] Kammergericht, Geschäftsnummer 10 0Js. 27/36 III. 28/36. Im Namen des Deutschen Volkes! In der Strafsache gegen Gustav Oswald Kittowski, wegen Vorbereitung eines hochverräterischen Unternehmens – Archiv Nr. 9542/3.

[10] Ernst von Harnack ist der Sohn des berühmten Theologen Adolf von Harnack, der erfolgreich den Plan für die Gründung der ersten deutschen Einrichtung für Grundlagenforschung, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) im Jahre 1911 entwickelt und mit durchgesetzt hatte.

[11] Bernhard Göring war einer der führenden Religiösen Sozialisten und der letzte Vorsitzende des Bundes bis zu dessen Verbot 1933. Er realisierte eine wichtige Verbindung zwischen dem Kreisauer Kreis und den Gewerkschaften. Nach 1945 wurde er stellvertretender Vorsitzender des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB).

konnte ich sehen, dass er zumindest einen sehr roten Kopf hatte. Erst später erklärte er mir, dass er aufgrund der Verbindung zu Bernhard Göring und Ernst von Harnack in der Tat die schlimmsten Befürchtungen gehabt hatte.

Es entspricht ganz seiner Haltung, dass er im Gespräch mit Ernst von Harnack mit der Ablehnung eines Attentates auf den „falschen Geist der Massen“ und auf seine Arbeit an der Auslegung des Neuen Testaments und seine Reisen zu den Quäkern und Religiösen Sozialisten verweist. Er folgt damit genau dem, was er bei der Auslegung des Römerbriefes als das entscheidende Anliegen des Paulus herausarbeitet. Die Warnung des jüdischen Volkes, in hoffnungsloser Lage zu den Waffen zu greifen und die Notwendigkeit der Organisation einer geistigen Erneuerung, der Förderung des geistigen Widerstandes, um die Herrschaft der Römer zu brechen.

In ihrer Einführung zu „Blick in den Abgrund“ (Eckert/Fuchs 2002), der Neuausgabe der von Erwin Eckert und Emil Fuchs bis zum Untergang der Weimarer Republik verfassten *Wochenberichte*, heben Friedrich-Martin Balzer und Manfred Weißbecker hervor, dass die Verfasser dieser Wochenberichte und mit ihnen viele der Religiösen Sozialisten[12] und der deutschen Quäker die Gefahr des deutschen Faschismus früher sahen als die etablierten Parteien und die meisten ihrer Politiker. Man muss sich in der Tat fragen, wodurch sie besonders sensibilisiert waren. Entscheidend ist sicher die sittliche Haltung, die hinter sämtlichen Aktivitäten stand. Sie war bei Fuchs insbesondere geprägt vom Christentum und von dem Erleben der Arbeiterschaft und der sie bewegenden geistigen Kraft des Marxismus. Sie war geprägt von den Grundgedanken des Quäkertums, wie sie insbesondere von ihrem Begründer, Georg Fox, entwickelt worden waren. Es ist vor allem der Gedanke an das innere Licht in einem jeden Menschen, den er von Fox aufnimmt und weiterzutragen beginnt (Fuchs 2006). In der hier vorgelegten „Auslegung des Matthäusevangeliums“, wird jeder Abschnitt mit entsprechenden Aussagen von George Fox unterlegt.[13]

Welche Bedeutung diese Vermittlung für die Quäker (vgl. Schmitt 1997) und ihnen nahestehende AntifaschistInnen in der Nazizeit gewinnt, schildert der Gefängnispfarrer von Tegel und Plötzensee sowie Mitglied des Kreisauer Kreises, Harald Poelchau (vgl. Harpprecht 2004) sehr bewegend:

„Was ich in diesen Jahren der Verfolgung bei Dir erfuhr, war mehr als gesellschaftliche Anschauung und griff tiefer als eine theologische Lehre. Wenn wir verwirrt und zerrissen, müde und resigniert über den Erfolgen der Verächter der Menschlichkeit in die schweigende Andacht der Quäker-Freunde kamen, zu den Menschen, denen ich wenigstens ohne Gefahr einiges aus meiner Erfahrung als Gefängnispfarrer erzählen und mich aussprechen konnte, dann richteten uns Deine Worte auf, die nicht schalten oder klagten, die aber unbeirrt und unbeirrbar für die verfolgten Juden, für das Recht und die Achtung anderer Völker und gegen die propagierten Irrlehren eintraten.“ (Poelchau 1964: 119-121)

In ebendieser Zeit beginnt Fuchs mit der Auslegung des Neuen Testaments. Es ist also anzunehmen, dass hier auch die Gedanken ausgesprochen werden, die Fuchs in den Andachten der

[12] Der Kampf gegen den Faschismus war das Thema des 5. Kongresses des Bundes der Religiösen Sozialisten im August 1930 in Stuttgart (Kleinschmidt 1997: 20-110). Am 21. März 1932 formulierte der Bund der Religiösen Sozialisten/Landesverband Thüringen in seiner Auseinandersetzung mit dem vordringenden Faschismus auch in der Kirche: „Es geht um das Lebenswerk des Genossen Emil Fuchs in Thüringen. Hitler weiß ganz genau, was für eine Waffe die Kirche in seiner Hand sein kann. Die Parole ‚Gebt Hitler die Macht in der Kirche!‘ geht unter Thüringer Pfarrern um. Und die Nationalsozialisten werden auch um diese Machtposition mit derselbe Energie und Hemmungslosigkeit kämpfen, mit der sie sonst ihren Machtkampf zu führen gewohnt sind“ (ebd.: 78 f.).

[13] Dass Emil Fuchs als Religiöser Sozialist und Pazifist zu den wenigen Pfarrern gehörte, die den Nazis in Staat (und Kirche) die Stirn boten, ist kaum noch bekannt. Der evangelische Theologe und Soziologe Günter Brakelmann nennt die Geringschätzung des linken Protestantismus in der Kirchengeschichte einen Skandal.

Quäker in der Planckstr. 20 vorgetragen hat, die Poelchau so bewegt und geholfen haben. Poelchau musste als Gefängnispfarrer vielen aufrechten AntifaschistInnen und ihren Familien helfen, er musste später die Männer des 20. Juli wie auch Mitglieder der Roten Kapelle und viele andere zur Hinrichtung begleiten. In seinem Buch „Die Ordnung der Bedrängten" schreibt er: „Eine große Hilfe war uns beiden [ihm und seiner Frau], besonders in den Jahren des Zusammenbruchs der menschlichen Traditionen 1933 und 1934, die Freundschaft der Quäker. Sie hielten unbeirrbar an ihrem Grundsatz des inneren Lichts in jedem Menschen fest, verzweifelten nicht an der menschlichen Ansprechbarkeit auch der Vertreter der Gewaltmethoden und erreichten damit viel Linderung, selbst in den KZ's. Sie hielten ihr Meeting for sufferings und nahmen sich grundsätzlich der verfolgten Juden an, während unter den Mitgliedern und Pfarrern meiner eigenen evangelischen Kirche das immer nur einzelne taten und die offizielle Kirche sich sogar zur Annahme eines Arierparagrafen für die Geistlichen verstieg. Von großer Bedeutung wurde uns der damalige geistige Führer der Quäker, der Theologe Emil Fuchs, der mit unerschütterlicher Gelassenheit, ohne Verbitterung Gefängnis und Tod seiner Kinder und eigene Verhaftung ertrug und uns bei den Andachten der Quäker im Hinweis auf die innere Stille bei George Fox und John Woolman die rechte Einstellung in dieser Zeit gab." (Poelchau 2004: 105 f.)

Dies zeigt sehr deutlich die Situation, in der Fuchs begann, an seiner „Auslegung des Neuen Testaments" zu arbeiten, welche politisch-moralische Haltung er damit vermitteln wollte. Zugleich war es eine Zeit schwerer persönlicher Schicksalsschläge, die er ertragen musste.

Verfolgen wir die Frage weiter, wodurch Fuchs und die, die zu ihm standen, so besonders sensibilisiert gegenüber dem aufsteigenden Faschismus waren, so zeigt sich, dass dies vor allem dem Maßstab geschuldet war, der an die gesellschaftlichen Verhältnisse und ihre Entwicklung angelegt wurde. Fuchs bekämpfte schon als Pfarrer in Rüsselsheim und Eisenach eine Theologie der Anpassung. Kennzeichnend für diese war, dass sie gegenüber Wirtschaft und Politik die Konzeption einer „Eigengesetzlichkeit" vertrat. Demnach könne man ihnen aus biblischer oder human-ethischer Sicht nicht entgegentreten. Die christliche Ethik wurde damit auf den Individual- und Familienbereich eingeschränkt, während man damit zugleich für das öffentliche Leben erklärte: „Mit der Bergpredigt kann man nicht regieren." Somit werden Ausbeutung und Krieg als für immer gegeben, als unveränderlich dargestellt. Dies bedeutet für Fuchs eine intellektuelle und moralische „Kapitulation vor der Unmenschlichkeit der ‚Strukturen', wie man heute sagt, der spätbürgerlich-imperialistischen Sozialordnung" (Trebs 1969: 169).

So gab es letztlich keinen Maßstab, an dem das Bestehende kritisch zu beurteilen, und keinen Ansatzpunkt, von dem aus es revolutionär zu verändern wäre. Fuchs lehnte eine passive Interpretation der Wirklichkeit ab, die auf eine fatalistische Hinnahme der Unmenschlichkeiten hinausläuft. Er suchte nach einer philosophischen Grundlage, die ihm Maßstäbe zur Gesellschaftskritik und Mittel zur Veränderung der Gesellschaft geben konnte. Eine solche Grundlage erarbeitete er sich selbst, die ihn auf die Traditionslinie „Kant, Fichte und Schleiermacher zurückgreifen ließ" (ebd.: 172). Er entschied sich damit für eine revolutionäre Veränderung der Gesellschaft. Das entscheidende Mittel zur revolutionären Umgestaltung sah er in der Volksbildung. So wurde er einer der Wegbereiter der Volkshochschulbewegung in Rüsselsheim und Eisenach. In Rüsselsheim brachte man aus diesem Grunde mitten im Kalten Krieg eine Ehrentafel an der Bibliothek der Volkshochschule an; nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurde ein großer Platz in Rüsselsheim nach ihm benannt.[14] In Anerkennung seiner Gesamtleistung wurde sein Grab in Berlin zu einem Ehrengrab der Stadt.

[14] Die Ehrungen für Emil Fuchs in der Stadt Rüsselsheim, gelten ihm besonders als Mitbegründer der Volkshochschulbewegung. Es waren insbesondere Dieter Kramer, der über die bürgerliche Volksbildungsarbeit am Beispiel von Rüsselsheim geforscht und publiziert hat, Ernst Erich Metzner, der sich als Sprachwissenschaftler

Schon bei Schleiermacher finden sich aus humanistischer Sicht und christlicher Ethik Elemente einer Kritik an Missständen des Kapitalismus. Mit seiner Volksbildungsarbeit insbesondere unter der Arbeiterschaft in den Industriegemeinden in Rüsselsheim und Eisenach wurde Emil Fuchs unmittelbar in die sozialen Kämpfe jener Zeit einbezogen. In seinem berühmt gewordenen Artikel „Von Schleiermacher zu Karl Marx“ (Fuchs 1929/1969) in der *Zeitschrift für Religion und Sozialismus* schildert er den Zusammenhang zwischen dem Rückgriff auf Schleiermacher und seiner Volksbildungsarbeit.

Für den heutigen Leser ist hier anzumerken, dass damals wesentliche Schriften des Marxismus noch weitgehend unbekannt waren. Stolz erzählte mir Emil Fuchs immer wieder, dass es die Religiösen Sozialisten waren, die den jungen Marx entdeckten – so die Schriften, die unter dem Titel „Die Heilige Familie“ publiziert wurden. Die „Dialektik der Natur“ von Friedrich Engels wurde erst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts publiziert und blieb weitgehend unbekannt. So spricht auch Fuchs vom Materialismus nur im Sinne eines mechanischen Materialismus, im ethischen Sinne von einem Vulgärmaterialismus. Daher kann für ihn nur eine idealistische Philosophie die gedankliche Grundlage für eine an gesellschaftlichen Idealen orientierte gesellschaftliche Veränderung sein, die über den primitiven bürgerlichen Egoismus hinausführt.

Diese Auffassung von Marxismus von 1929, die zu enge, vorrangige Orientierung auf Veränderung durch Volksbildung, wie sie auch in seiner „Auslegung des Neuen Testaments“ von 1933-1945 hervortritt und in der gleichzeitig begonnenen Autobiografie noch nachklingt, hat Fuchs in seinen Büchern „Marxismus und Christentum“, „Christliche und Marxistische Ethik“ und „Christlicher Glaube“ korrigiert (Trebs 1969: 174).

Mit seinem Ringen gegen den deutschen Faschismus wurde zuvor schon auf die Verbindung von Fuchs mit der illegalen Arbeit von Harald Poelchau, Ernst von Harnack und Bernhard Göring hingewiesen. Bisher kaum erwähnt wurde die Tatsache, dass er auch in dem Alpendorf Gortipohl/St. Gallenkirch die illegale Arbeit nicht aufgab, sondern Verbindung zum Obmann der Widerstandsbewegung im Mantafontal, dem Schuster Stefan Spannring, aufnahm. Mitglieder dieser Widerstandsgruppe verhalfen erfolgreich jüdischen Menschen zur Flucht in die Schweiz [15] und verhinderten sinnlose Zerstörungen etwa der Stauseen der Ill-Werke im Kampf um die sogenannte Alpenfestung.

Nach der Rückkehr nach Deutschland im Herbst 1945 musste sich Emil Fuchs einem Entnazifizierungsverfahren stellen. Dazu schrieb ihm der Obmann der Widerstandsgruppe Stefan Spannring[16] folgendes Zeugnis:

„Demokratische-Österreichische Widerstandsbewegung St.Gallenkirch

Professor Dr. Emil Fuchs wohnt seit September 1943 hier und ist mir seitdem bekannt. Er hat sich immer als ein energischer Gegner der nationalsozialistischen Bewegung gezeigt.

Der Obmann“

---

und Historiker für das Wirken von Emil Fuchs in Rüsselsheim interessiert hat sowie der Direktor der Rüsselsheimer Volkshochschule Norbert Hormuth und der Stadtverordnete Achim Weidner, die intensiv daran gearbeitet haben, dass der Name Emil Fuchs in Rüsselsheim nicht vergessen wurde. Zur Erinnerung gehört in Rüsselsheim natürlich auch sein Wirken für die Opelarbeiter.

[15] Eine der wenigen aufgefundenen Unterlagen dazu ist der Bericht des Gendarmeriepostens St. Gallenkirch an das Bezirksgendarmeriekommando in Bludens E. Nr. 216/45: Vorgänge in der Umsturzzeit 1945.

[16] „Am 1.3.1995 erhielt ich vom Obmann Stefan Spannring ein Schreiben, in dem er unsere Verbindung zur Widerstandsgruppe bestätigt. Er bestätigt, dass wir mit ihrer Hilfe in die Schweiz emigrieren wollten, ebenso die in Gortipohl stattgefundenen Haussuchungen, meine Beteiligung an der Fluchthilfe für politisch und rassisch Verfolgte sowie bei der Verhaftung von Nazi-Größen kurz vor dem Einmarsch der Alliierten.“

Emil Fuchs – Christ und Sozialist

Aktiv in politischen Organisationen – ein Christ, der Sozialist ist

Emil Fuchs schrieb 1925 seine Schrift „Die Kraft des Sozialismus“ (Fuchs 1925). Vor mir liegt eine weitere alte Schrift von Fuchs zu diesem Thema: „Predigten eines religiösen Sozialisten“, die 1928 erschienen ist. Das Vorwort ist unterzeichnet mit Emil Fuchs – Pfarrer zu Eisenach (Fuchs 1928). Fuchs engagierte sich in dem 1926 von ihm mit gegründeten Bund der Religiösen Sozialisten, in dem er lange Zeit als Vorstandsmitglied tätig war. Schon 1921 war er als einer der ersten Pfarrer Mitglied der SPD geworden. Er war Landesvorsitzender des Bundes der Religiösen Sozialisten in Thüringen. Von 1926, dem Jahr der Gründung des Bundes der Religiösen Sozialisten Deutschlands, bis 1933 war er Mitglied des Bundesvorstandes.[17]

Er war einer der Theologen, die christlichen Glauben und marxistische Einsichten in die Gesellschaftsentwicklung miteinander zu verbinden suchten, die als Christen ebenfalls Sozialisten sind. Wichtig ist festzuhalten, dass die Religiösen Sozialisten zu denen gehörten, die gemeinsam mit SPD und KPD sowie Intellektuellen im Umkreis der von Carl von Ossietzky herausgegeben Zeitschrift *Die Weltbühne* schon früh vor der Gefahr des Faschismus in Deutschland gewarnt hatten.[18]

Auf dem 5. Bundeskongress der Religiösen Sozialisten im Jahre 1930 wurde die *Erklärung des Bundes gegen den Faschismus* (Bund gegen den Faschismus 1930: 261 f.) verabschiedet. Fuchs verfasste die Leitsätze „Der Faschismus – eine Gefahr für das Christentum“ (ebd.: 262). Im gleichen Jahr erschien der Mahnruf des Landesverbandes Thüringen „Noch ist Zeit“ (Religiöse Sozialisten/Landesverband Thüringen 1930). Geradezu atemberaubend sind die wöchentlichen Berichte von Fuchs im Bundesorgan der Religiösen Sozialisten vom 1. November 1931 bis zum 4. März 1933 (vgl. Eckert/Fuchs 2002). Die Religiösen Sozialisten, deren führender Repräsentant Fuchs geworden war, zeigten also eine besondere Sensibilität gegenüber der Gefahr des Faschismus, die offensichtlich auf die Kinder Elisabeth, Gerhard, Klaus und Christel übertragen wurde.

Entscheidend war, wie schon ausgeführt, die sittliche Haltung, die zu diesem entschiedenen Widerstand gegen die Barbarei führte. Sie war bei Emil Fuchs begründet im Christentum, insbesondere auch im Glauben der Quäker an das innere Licht in einem jeden Menschen (Fuchs 1939) sowie im Erleben der Kämpfe der Arbeiterschaft und der sie bewegenden geistigen Kraft des Marxismus.

Nach der Befreiung vom Faschismus, der Rückkehr von Fuchs aus Gortipohl (Montafon) nach Frankfurt am Main wirkte er als Leiter der dortigen Quäkergruppe sowie in vielfacher Vortragstätigkeit für die Sozialdemokratie. Er bemühte sich intensiv um die erneute Organisierung der Religiösen Sozialisten. In dieser Zeit wurde von ihm die Schrift „Leonhard Ragaz – Prophet unserer Zeit“ publiziert (Fuchs 1946).

Vor mir liegt auch die letzte umfassende Arbeit von Emil Fuchs, die er 1965/66, nun schon im hohen Alter von 91, 92 Jahren, zunächst bei uns in Berlin, mit tatkräftiger Unterstützung von Marlene Fuchs-Kittowski, und dann in Dresden, bei seinem Sohn Klaus Fuchs, mit Unterstützung von dessen Frau Grete Fuchs, geschrieben hat. Dieser Artikel, der für den von Karlheinz Deschner herausgegebenen Sammelband „Jesusbilder in theologischer Sicht“ geschrieben wurde, trägt den bezeichnenden Titel „Jesus von Nazareth im Glauben eines Christen, der Sozialist ist“ (Fuchs 1966).

[17] Ein Porträt von Emil Fuchs findet sich in Balzer/Weissbecker (2002).

[18] Die Religiösen Sozialisten waren die wichtigste und geschlossenste antifaschistische Formation im deutschen Protestantismus vor 1933 (siehe neben den zahlreichen einschlägigen Veröffentlichungen von Friedrich-Martin Balzer, dem besten Kenner der Materie, neuerdings auch Beeskow/Bredendiek 2011: 13).

In der Einleitung zu diesem Artikel schreibt Fuchs: „Durch Jahrzehnte bewegen mich diese beiden Fragen und bewegt mich die sehr ernste Sorge, dass sie in und von der Christenheit nicht ernst und wahrhaftig gestellt werden. Gerade weil ich ein Christ bin, d. h. ein Mensch, der ein Jünger dieses Jesus von Nazareth sein will – nein – sein muss, bin ich gezwungen, die Fragen sehr rücksichtslos gegen mich und andere zu stellen. Als sein Jünger bin ich ja immer gefordert, Menschen in seine Nachfolge zu rufen.

Als Sozialist werde ich täglich darauf gestoßen, wie unendlich vielen Menschen jeder Zugang zu ihm fehlt. Er ist ihnen so fern gerückt, dass sie nicht einmal aufhorchen, wenn sie seinen Namen hören – im Gegenteil oft gerade dadurch veranlasst werden, sich abzuriegeln.

Wer aber erfahren hat, dass dieser Jesus eine lebendige und Leben wirkende Kraft in seinem Leben wurde, der ist sicher, dass sie alle den tiefsten Sinn ihres Lebens finden können, wenn sie die Verheißung hören, die in ihm über jeden Menschen und die Menschheit gestellt ist.

Alle Verkündigung der Kirchen weist die Menschen zu dieser Kraft. Aber da sie die beiden Fragen nicht in voller Klarheit stellen, sind sie nicht imstande, den Menschen den in voller Klarheit zu zeigen, in dem dies alles lebendige Kraft war und ist, dessen Wesen und Wort, als Wort in seiner Zeit und zu seiner Zeit verstanden, uns lebendig wird als Wirken und Wort zu unserer Zeit. – Denn er lebte in einer hundertmal einfacheren Zeit und kindlicheren Verhältnissen – wenn man so sagen darf –, aber in einer radikalen Umwälzung der Gesellschaft, und stand einer radikal zerstörenden Macht menschlichen Machtwahnes und menschlicher Habgier gegenüber – wie heute wir.

Demgegenüber kündete er eine Zielsetzung, die der Schöpfer dem Menschen und der Menschheit gab, die sie ergriff. Ist das wahr? – Kann das uns heute wirklich Wahrheit werden? Darum geht es in diesem Aufsatz.“ (Fuchs 1966: 69 f.)

Hier wird sehr deutlich, dass, wenn Fuchs von sich als Christ, der Sozialist ist, spricht, es ihm als Christ um eine „radikale Umwälzung der Gesellschaft“ geht, denn auch Christus „stand einer radikal zerstörenden Macht menschlichen Machtwahnes und menschlicher Habgier gegenüber“. Es geht ihm deshalb vor allem darum, dass die Christenheit die Botschaft Jesus ernst und wahrhaftig vertritt, damit auch diejenigen, die sich von ihr abgewandt haben, wieder von ihr ergriffen werden. In diesem Sinne wendet er sich auch in dem hier angeführten Artikel mehrfach Paulus zu:

„Es werden eben die ergriffen, die innerlich schon von ihm bewegt sind, andere – wie Paulus – werden von der Macht seiner Ursprünglichkeit und Unbedingtheit bezwungen. Sie müssen die tiefe, dem gesetzlichen Denken überlegene Wahrheit dieser Botschaft anerkennen. Der Galaterbrief des Paulus ist uns das stärkste Zeugnis dieser inneren Umwandlung, in der Paulus von der Kunde Jesu ergriffen wurde. Sie gewann eine solche Macht über ihn, dass er ihr sein Leben opfern musste und keine Gefahr scheute, sie andern zu bringen. Das ist das Zeugnis des Jona, das sich wandelt in eine dem Betreffenden von außen gegenübertretende Wirklichkeit. Ihm ist es wirkende Wirklichkeit, für jeden andern bleibt es Utopie, wenn ihn nicht auch ihre umwandelnde Kraft bezwingt.

So wird auch bei Paulus am klarsten gesehen, was in diesem Jesus das Gewaltige, Erschütternde ist – der Gegensatz zum Gesetz und die wundersame Freiheit der Liebe. Sie erkennt über jedem Menschen die Verheißung Gottes.“ (Fuchs 1966: 69 f., 100 f.)

Wenn sich also Fuchs, statt seine Auslegung der Evangelien fortzusetzen, zunächst dem Römerbrief des Paulus zuwendet, dann ist es vor allem die tiefgehende Vorbildwirkung von Paulus, der so ergriffen war, dass er sein Leben opfern musste und keine Gefahr scheute, diese erschütternden Gedanken anderen zu bringen. Dies gewann für das eigene Leben der Christen und Sozialisten, für Emil Fuchs und Harald Poelchau wie für die anderen Religiösen Sozialisten mit der Machtübertragung an die deutschen Faschisten besondere Bedeutung.

Vergleicht man nun die beiden Schriften, die „Predigten eines religiösen Sozialisten“ des Pfarrers zu Eisenach von 1928 mit der Schrift des emeritierten Professors für Religionssoziologie „Jesus von Nazareth im Glauben eines Christen, der Sozialist ist“ von 1966 zu Berlin und Dresden, so liegt dazwischen fast ein halbes Jahrhundert, ein durch viel Leid geprüfter Lebensweg, verbunden mit einem Reifungsprozess und einer Festigung der Überzeugungen. Beide Schriften unterscheiden sich im Stil: Die eine ist eine Sammlung von Predigten, die andere ein Artikel in einem wissenschaftlichen Buch, sie unterscheiden sich aber sicher nicht in der tiefen Frömmigkeit ihres Verfassers. Sie differieren jedoch vor allem hinsichtlich dessen, was sich Fuchs mit der Arbeit an der Auslegung des Neuen Testaments und insbesondere des Briefes des Paulus an die Römer an theologischem Fundament geschaffen hat sowie darin, dass er sich in der Zeit seines Wirkens in der DDR ein noch tieferes Verständnis des Marxismus erarbeitet hat.

ChristInnen und MarxistInnen können und sollten auf der Grundlage gemeinsamer humanistischer Werte bei der Neugestaltung der Gesellschaft zusammenarbeiten, auch wenn zwischen ihnen ein grundlegender Unterschied im Verständnis des Wesens des Menschen, dem bewussten Folgen des Rufes Gottes, besteht.

Der Kategorische Imperativ von Karl Marx

Emil Fuchs berichtete mehrfach, dass es die Religiösen Sozialisten waren, die mit als Erste die Frühschriften von Marx und Engels entdeckten und ihre Bedeutung gerade für die Zusammenarbeit von Christen und Marxisten erkannten. Nun lernte ich im Philosophiestudium, dass scharf zwischen dem jungen und dem reifen Marx zu unterscheiden sei. Als ausgereift galt Karl Marx ab der „Deutschen Ideologie“, da hier klar in der Grundfrage der Philosophie unterschieden wurde und die Arbeiterklasse als der Träger des revolutionären Gedankens erkannt worden war. Vollständig entwickelt sei aber erst der Marx des „Kapital“, der nun als Ökonom und nicht mehr als Philosoph und noch weniger moralisch, ethisch diskutiere. Dem widersprach Fuchs heftig, indem er deutlich machte, dass auch das „Kapital“ ohne die ethische Grundhaltung von Marx, die in der Tat in den Frühschriften erarbeitet wurde, gar nicht denkbar sei. Nun ist natürlich klar, dass jeder Wissenschaftler eine Entwicklung durchmacht, dass insbesondere eine so grundlegende Philosophie wie die von Karl Marx nicht von Beginn an unverändert geblieben sein bleiben kann. Aber zwischen einem ethischen und einem dann nur ökonomisch denkenden Marx zu unterscheiden, ist sicherlich nicht korrekt. Allerdings hat Marx selbst zu einer solchen Interpretation seiner wissenschaftlichen Entwicklung beigetragen, denn er lehnt ein rein moralisches Sollen im Sinne des Befolgens ewiger ethischer Grundsätze und moralischer Normen von Beginn an ab. Dazu gehören auch die Kategorien Gerechtigkeit und Freiheit, wenn sie allein moralisierend, als verdeckte Durchsetzung von Klasseninteressen verwendet werden. Aber andererseits, und das war das entscheidende Gegenargument gegen die Trennung in einen jungen und in einen reifen bzw. in einen ethisch und einen ökonomisch argumentierenden Marx, kann die Kapitalismuskritik im „Kapital“ überhaupt nicht verstanden werden, ohne seine ethische, humanistische Grundhaltung, die ihren prägnanten Ausdruck in dem *kategorischen Imperativ* des jungen Marx gefunden hat: „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (Marx 1844a: 385).

Dies ist in der Tat die Grundlage seiner Kapitalismuskritik, die heute, wie Georg Lohmann meines Erachtens zu Recht betont, „auch positiv mit den Begriffen ‚menschenwürdige Verhältnisse‘ und ‚Menschenrechte‘ durchaus expliziert werden könnte“ (Lohmann 2013: 67).

In der Formulierung dieses *kategorischen Imperativs* „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein verächtliches Wesen ist“ und dessen Umsetzung in diese grundsätzliche Kapitalismuskritik, in eine wissenschaftlich begründete Forderung nach Berücksichtigung der Menschen würde, sieht Fuchs die Wahrnehmung der Aufgabe, eine Ant-

wort auf den Ruf. Der jedoch erst voll gehört werden kann, wenn man ihn als solchen anerkennt. Entscheidend ist aber, ob der Mensch über sich, seine unmittelbaren persönlichen Interessen hinauswächst und seine Verantwortung seinem Mitmenschen und der Gesellschaft gegenüber wahrnimmt.

So kann es und sollte es auf der Grundlage der humanistischen Werte des Marxismus und der Werte des Christentums zur Zusammenarbeit von MarxistInnen und ChristInnen für die Gestaltung einer besseren Gesellschaftsordnung kommen. Bei einer solchen Zusammenarbeit haben aber beide Seiten Entscheidendes voneinander zu lernen.

In seinen Schriften, Vorlesungen und Seminaren ging es immer auch um das Verhältnis von Christentum und Marxismus sowie von Christentum und Existenzialismus. Im unvollendeten dritten Teil seiner Lebensbeschreibung (über die Zeit in Leipzig) heißt es zum Thema „Was hat unsere Kirche vom Marxismus zu lernen?“:

„Mit diesem Aufruf zur Veränderung aber spricht der Marxismus schon in Karl Marx das aus, was vorher schon Christen und die Kirche hätten erklären müssen; dass die uns umringende, bestimmende, beherrschende Gesellschaftsordnung nicht nur durchsetzt ist von Schuld und Sünde, sondern gegründet ist auf Selbstsucht, Habgier und Machtgier des Menschen, diese als treibende Kräfte kennt und durch ihre Herrschaft den Menschen als solchen erstickt, in die Selbstentfremdung treibt.“ (Ebd.: 181)

Aber er sagte natürlich auch, was die Marxisten vom Christentum lernen sollten. Er war der festen Überzeugung, dass das Christentum einen essenziellen Beitrag zur Neugestaltung der Gesellschaft leisten kann, ja leisten muss, dass die Gestaltung der neuen Gesellschaft Schaden nimmt, Defizite aufweisen wird, wenn die Marxisten aus Unverständnis gegenüber dem Religiösen oder aus traditioneller Gegnerschaft gegenüber der Kirche einen solchen Beitrag nicht zulassen würden. Im Frühsozialismus der DDR gab es Versuche einer Zurückdrängung christlichen Denkens, aber zugleich wurde auch ein weltanschaulicher Dialog versucht, der schrittweise intensiver wurde.

Woher? Wohin? Wozu?

Zum Entwicklungsdenken

Aus der Sicht materialistischen und dialektischen Entwicklungsdenkens ist eine prädeterministische oder teleologische Entwicklungskonzeption abzulehnen. Demnach gibt „es keinen Sinn des Universums“ (Fuchs-Kittowski et al. 1972). Es gibt keinen Sinn in der Natur, kein „Natursubjekt“, das nach einem vorgegebenen Plan ein bestimmtes Ziel realisiert und „schließlich auch noch den Gang der Geschichte bestimmen soll!“ (Eigen 1971). Solche Vorstellungen sind als „animistische Projektion“ (Monod 1971), als teleologische Konzeption in Natur und Gesellschaft abzulehnen (Fuchs-Kittowski 1976).

Für Marx und Engels gilt eindeutig das Primat des materiellen Seins und die Bedingtheit des Bewusstseins in seinen verschiedenen Formen durch dieses. Sie schreiben in der „Deutschen Ideologie“: „Die Menschen sind die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen pp., aber die wirklichen, wirkenden Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis hin zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewusstsein kann nie etwas anderes sein als das Bewusste Sein, und das Sein des Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozess“ (Marx/Engels 1953: 22).

Im Vorwort zur „Kritik der Politischen Ökonomie“ schreibt Karl Marx: Es „stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sie stets finden, dass die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozess ihres Werdens begriffen sind“ (Marx 1859: 9).

Hier wird also in keiner Weise davon gesprochen, dass die Menschen von einem *Ruf* ergriffen sind, dass die Erfüllung ihrer Aufgabe zum Reich Gottes auf Erden führen würde.

Die zu lösenden Aufgaben ergeben sich aus der wirklichen Entwicklung der Produktivkräfte. Durch die inneren Widersprüche der Gesellschaft, die es zu bewältigen gilt, wird die gesellschaftliche Entwicklung vorangetrieben. Diese materialistische Weltanschauung von Marx und Engels widerspricht den weltanschaulichen Grundlagen von Emil Fuchs grundsätzlich.

Und doch gibt es die Möglichkeit eines Zusammenwirkens, welches zur Bewältigung der Aufgaben auch notwendig sein kann und daher anzustreben ist.

Woher? Wohin? Wozu? sind die entscheidenden Fragen der Philosophie: Woher wir kommen, wohin wir gehen und wozu wir da sind.

Wenn wir uns die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu stellen, müssen wir die Voraussetzungen wählen, mit denen wir die Beantwortung dieser Fragen beginnen. Hier gibt es nicht viele Optionen. Im Grunde sind es nur zwei: Die Entscheidung zwischen Materialismus und Idealismus. Die daher auch die Entscheidung in der Grundfrage der Philosophie nach dem Primat von Materie oder Geist genannt wird. Entweder entwickelte sich – aus der Sicht eines materialistischen und dialektischen Entwicklungsdenkens – der menschliche Geist aus zunächst lebloser und dann noch geistloser Materie oder es gibt einen Schöpfer. Die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft führen dahin, dass die erste Sicht der zweiten vorzuziehen ist.

Fuchs würde sagen: Dem widerspreche ich gar nicht. Aber ist dies wirklich alles, was die Menschen über sich wissen wollen?

Die Naturwissenschaften können zur Antwort auf die erste Frage einen Beitrag leisten. Sie können auch zur Antwort auf die zweite Frage einen Teilbeitrag leisten. Denn der Mensch ist ein Teil der Natur, jedoch vorrangig ein soziales und gesellschaftliches Wesen. Die Naturwissenschaft wird aber keinen Beitrag zu der Antwort auf die Frage geben können, wozu wir hier auf dieser Welt sind. Die Naturwissenschaft wird auf die Frage nach dem Zweck unserer Existenz keine Antwort geben können und wird auch nicht behaupten, dies zu können.

Es gibt aber in der Tat immer wieder (insbesondere katholische) Theologen, die versuchen, aus Aussagen der Naturwissenschaften oder Lücken in der bisherigen naturwissenschaftlichen Erklärung der Naturprozesse in verschiedener Weise auch eine Antwort auf diese Frage zu bekommen oder sogar einen Hinweis auf die Existenz Gottes zu erhalten. Dafür wird heute zum Beispiel auf unsere wachsende Erkenntnis über die Feinabstimmung des Universums und unserer Erde verwiesen und diese so gedeutet, dass diese Feinabstimmung beweise, dass wir Menschen für diese Erde bestimmt seien.

Fuchs hätte wahrscheinlich diese Interpretation der Feinabstimmung mit Interesse verfolgt, als Hinweis oder gar Beweis für die Existenz Gottes aber nicht bedurft. Sie legt auch nicht nahe, wie oft behauptet wird, dass ein Zweck hinter all dem Geschehen liegt. Er hätte die Beweisführung materialistischer Philosophen ebenfalls respektiert, die verdeutlicht, dass die Feinabstimmung zwar in der Tat ein erstaunliches Phänomen ist. Das zeigt, welche Voraussetzungen gegeben sein mussten, damit unser Universum überhaupt entsteht, dass unser Planet Erde und darauf Leben entstehen und sich daraus der Mensch als einziges Lebewesen zur Persönlichkeit entwickeln konnte. Auch die teleonomischen Zusammenhänge des Zellstoffwechsels lassen sich auf der Grundlage kybernetischer Regulationsmechanismen erklären.

Wozu wir da sind? Was der Zweck unserer Existenz ist? Diese Frage bewegt in der Tat jeden Menschen. Eine naturwissenschaftliche Analyse von Natur und Mensch wird uns darauf keine Antwort geben. Dass die Naturwissenschaft zur Beantwortung solcher Fragen nicht zuständig, methodisch gar nicht in der Lage ist, wird jeder Zeit zuzugeben sein.

Diese einfache Neutralität zwischen Naturwissenschaft und Religion wird manche Theologen und insbesondere den katholischen Denker nicht befriedigen. Er wird wahrscheinlich weiterhin versuchen, die Ergebnisse der Naturwissenschaften hinsichtlich der Struktur und Evolution des Kosmos sowie der Entstehung des Menschen zu einer einheitlichen Weltsicht zu verbinden, in der sich Naturwissenschaften und christliche Religion begegnen können.

Fuchs spricht in der „Auslegung des Neuen Testaments“ mit der größten Selbstverständlichkeit von den verschiedenen vollbrachten Wundern, die ganz offensichtlich allen Naturgesetzen widersprechen. Ihm ist dies möglich, weil es sich für ihn um Bilder handelt, mit denen sich die Menschen der damaligen Zeit die Botschaft Jesu vergegenwärtigten und die genau deshalb der Interpretation und der Auslegung für unsere heutige Zeit bedürfen.

Für einen tief religiösen Menschen wie Emil Fuchs, der zugleich die Aussagen der Naturwissenschaft anerkennt und ablehnt, dass Lücken der heutigen naturwissenschaftlichen Erkenntnis den Glauben stützen könnten, muss die Antwort auf Fragen nach unserem Wozu entweder von außerhalb unseres Universums oder aus dem Inneren der menschlichen Existenz selbst kommen.

Für die traditionelle Gegnerschaft machte er vornehmlich die Haltung der Kirche verantwortlich, die sich ihrer Verantwortung gegenüber der notwendigen sozialen Entwicklung nicht gestellt hat. Da ist aber auch die tiefer liegende philosophische Begründung, die die Entscheidung in der Grundfrage der Philosophie zur Grundlage hat – die Frage nach dem Primat von Materie oder Geist. Für den materialistisch und dialektisch denkenden Menschen ist es selbstverständlich, dass es keine überirdischen Kräfte gibt, die in die Naturprozesse oder in die sozialen und gesellschaftlichen Entwicklungsprozesse eingreifen. In der Tat müssen der Naturwissenschaftler und der Ingenieur davon ausgehen, dass Gesetzmäßigkeiten vorliegen, die er erkennen und zum Wohle der Menschen nutzen kann. Aber auch der Sozial- und Gesellschaftswissenschaftler weiß heute, unter anderem gestützt auf die Gesellschaftsanalyse von Karl Marx, aber auch darüber hinausgehende neue wissenschaftliche Erkenntnisse, dass es in gesellschaftlichen Entwicklungsprozessen allgemeine wesentliche Zusammenhänge gibt, die es zu erkennen und zum Wohle der Menschheit zu nutzen gilt. Daraus wird von MarxistInnen oftmals abgeleitet, dass die Annahme eines alles bestimmenden Schöpfergottes nur vom Kampf gegen das Unrecht, von den Aufgaben der Neugestaltung der Gesellschaft ablenken und somit auch nichts Positives zu diesem Ringen um eine bessere Gesellschaft beitragen könne. Dies ist es, dem Fuchs energisch widerspricht. Denn von hier aus ist es nur noch ein kleiner Schritt zu einem dogmatischen Atheismus, der den Glauben als ein Übel ansieht.

Diese AtheistInnen und MarxistInnen müssen sich von Fuchs fragen lassen, ob sie an der von ihnen vertretenen These der prinzipiellen Überlegenheit des materialistischen Denkens gegenüber idealistischer Philosophie oder Theologie bzw. religiösen Denkens unbeirrt und unbedacht festhalten wollen und einen Alleinvertretungsanspruch ableiten dürfen, vor allem aber, ob es wirklich berechtigt ist anzunehmen, dass Religiosität den Einsatz für sozialen Fortschritt einschränkt.

Die lange Geschichte der christlichen SozialreformerInnen, insbesondere der selbstlose Einsatz vieler ChristInnen im Kampf gegen den Faschismus, für Frieden und sozialen Fortschritt, wie von den Religiösen Sozialisten und Widerstandskämpfern Pfarrer Erwin Eckert, Pfarrer Harald Poelchau, den Gewerkschaftler Bernhard Göring und Ernst von Harnack und vielen mehr, zeigt eindeutig die Einseitigkeit einer solchen Annahme.

Es gab und gibt die Entwicklung des Sozialismus *von der Utopie zur Wissenschaft*. Wie Friedrich Engels festgestellte, vollzog sie sich durch die „beiden großen Entdeckungen: die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittels des Mehrwerts“ (Engels 1878/1948: 32) durch Karl Marx.

Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten des Materiellen, in die wesentlichen Zusammenhänge gesellschaftlichen Entwicklung sind auch von ChristInnen anzunehmen und die wissenschaftliche Erkenntnis auf allen Gebieten weiter voranzutreiben. Die wissenschaftliche Erschließung von Gesetzmäßigkeiten der Natur, Gesellschaft und des Denkens kann und sollte auch Grundlage eines wissenschaftlich begründeten Weltbildes werden. Weltanschauung, die uns hinsichtlich unserer Stellung, unseres Zweckes in dieser Welt Orientierung geben soll, ist jedoch nicht identisch mit Wissenschaft. Denn, auch wenn es zum Beispiel möglich ist wissenschaftlich nachzuweisen, dass es für Rassismus keinerlei wissenschaftliche Belege gibt, Rassismus also wissenschaftlich unvertretbar ist, muss man als HumanistIn doch schon von vornherein gegen jede Form von Rassismus sein, auch wenn eine wissenschaftlich begründete Widerlegung nicht möglich wäre. Weltanschauung ist nicht identisch mit Wissenschaft, denn alle Formen wirklicher Kunst, humanistische Traditionen und Erfahrungen aus dem Zusammenleben der Menschen und eben auch religiöses Bewusstsein können hier für die Orientierung der Menschen von entscheidender Bedeutung sein.

Denn es ist insbesondere auch der Gegensatz von Humanismus und Antihumanismus zu beachten. Eine humanistische Philosophie hat sich der Ergebnisse der Wissenschaften zu vergewissern, aber auch die aktive Rolle der Menschen bei der Gestaltung ihres Lebens, ihre moralische Haltung zu stärken. Zur Antwort auf die Grundfrage der Philosophie müssen die Entwicklung der ethischen Kräfte und die Lösung ethischer Probleme hinzukommen. Die jeweilige unterschiedliche Antwort kann und sollte kein Hindernis sein für ein gemeinsames Ringen der HumanistInnen gegen jegliche Form des Antihumanismus.

VertreterInnen verschiedener Weltanschauungen werden die jeweils eigene als der anderen überlegene ansehen. Dies kann eine Voraussetzung für einen fruchtbaren Dialog sein. Wer aber aufgrund seiner Annahme einer prinzipiellen Überlegenheit der materialistischen Philosophie gegenüber idealistischer Philosophie oder Theologie daraus noch ein Alleinvertretungsrecht ableitet, muss sich von Fuchs fragen lassen, ob er nicht damit seinem großen Anliegen, der Gestaltung einer besseren Gesellschaft, letztlich schadet. Fuchs war der festen Überzeugung, dass das Christentum einen wesentlichen Beitrag zur Gestaltung einer besseren Gesellschaft leisten kann und leisten muss. Dass, wenn die ChristInnen im werdenden Sozialismus aus Unverständnis des Religiösen oder aus traditioneller Gegnerschaft zwischen VertreterInnen der sozialistischen Bewegung und religiöser Gemeinschaften an der Mitwirkung gehindert werden, dies zu gewaltigen Defiziten führen wird. Das Scheitern der frühsozialistischen Experimente – die Implosion des realsozialistischen Lagers – sollte den davon auch innerlich Betroffenen zu denken geben.

Stärkere innere Determination und Verantwortung des Menschen

Der Mensch kann sich Verhalten wie ein Computer, muss es aber nicht. Der Mensch kann sich Verhalten wie ein Tier, muss es aber nicht. Hinzu kommt eine stärkere innere Determination durch den Willen des Menschen. Einen Willen, der geleitet ist durch das Gewissen, durch die Einsicht in das Menschsein, Mensch unter Menschen zu sein. Dieser Wille schränkt das Möglichkeitsfeld der Handlungsweisen auf der niederen, automatisierten oder tierischen Ebene ein und eröffnet damit auf höherer Ebene neue menschliche, verantwortungsvolle Verhaltens- bzw. Handlungsmöglichkeiten.

Für den Sohn Klaus Fuchs ist es die Willensentscheidung des sich seines Menschseins – „Mensch unter Menschen zu sein“ (Fuchs, K. 1965: 65) – bewusst gewordenen Menschen, die ihn seine Verantwortung gegenüber dem Mitmenschen und der Gesellschaft wahrnehmen lässt: „Der Begriff der Freiheit erschöpft sich auch nicht in der ‚Einsicht in die Notwendigkeit‘, wenn unter Notwendigkeit die äußeren Bedingungen verstanden werden, die der Mensch verstehen muss, um sie entsprechend seinen Wünschen umzuformen. Diese Einsicht kann ihm die Mittel für die Erfüllung seines Strebens, aber nicht das Ziel seines Strebens ge-

ben. Nur die Einsicht in die innere Notwendigkeit als Mensch gibt ihm das Ziel, für eine menschenwürdige Gesellschaft zu kämpfen.“ (Ebd.: 67 f.)

Deutlich davon unterschieden und doch im Ziel verbunden spricht der Vater, Emil Fuchs, von Gottes Schöpfung, vom Ruf Jesu und der Verantwortung des Menschen: „He asks us to be strong upright people who dare to give happiness and life for him and for his kingdom. He created man out of the animal by making him hear this call, and as long as we hear it, so long we live as men, and this strength is in us. When we do not hear this call, we are living in nothing better than narrow selfishness. Great achieveness and discoveries become mere instruments of this selfishness. Hatred and antagonism grow. Man and his civilisation begin to die in all the torments of death. God’s love is in this, that he gave us a great goal“ (Fuchs 1949: 21).

Bei Klaus Fuchs lesen wir an anderer Stelle: „Wie bei der Entstehung des Lebens tritt auch bei der Entstehung des Menschen ein neuer, die höhere Bewegungsform zusätzlich determinierender Faktor auf. Dies ist offenbar eine Gesetzmäßigkeit, da die höhere Entwicklungsstufe eine höhere Organisation der Materie voraussetzt. Dieser Faktor ist der Wille des bewusst gewordenen Menschen, der um so effektiver ist, je fundierter und umfassender seine Kenntnisse der Gesetzmäßigkeiten, die in Natur und Gesellschaft wirken, und je tiefer das Verständnis seiner Mitmenschen und seiner selbst als gesellschaftliches Wesen ist“ (Fuchs, K. 1972: 417)

Hier spricht der Naturwissenschaftler, der keine übernatürlichen Kräfte akzeptieren kann, für den der menschliche Geist, das Bewusstsein und Selbstbewusstsein an die höchste Organisation der Materie gebunden ist. Hier entwickelt der Marxist eine Begründung dafür, dass der Mensch aus eigener Kraft, durch sein Denken und Wollen, die soziale Entwicklung nach seinem Willen gestalten kann und soll, da ihm dieses Ziel, durch die „Einsicht in die innere Notwendigkeit als Mensch“ aufgegeben ist.

Aber gerade darin sieht Emil Fuchs den Versuch einer Antwort auf den Ruf. Der jedoch erst voll gehört werden kann, wenn man ihn als solchen anerkennt. Entscheidend ist aber, ob der Mensch über sich, seine unmittelbaren persönlichen Interessen hinauswächst und seine Verantwortung seinen Mitmenschen und der Gesellschaft gegenüber wahrnimmt.

Den Kirchen und GewohnheitschristInnen sagt er, dass ein Gewohnheitschristentum dazu beiträgt, den Ruf nicht wirklich zu hören, sich den Nöten der Zeit nicht zu stellen.

„Again and again the churches have been the last to see the injustices of tradition. Capitalist organisation and technical development brought growing welfare for millions while at the same time it created slavery for other millions. The churches have been very slow. It is hidden from their eyes that tradition is not sufficient to give truth and insight, that once more we must stand before God alone and hear his voice.“ (Fuchs 1949: 26)

Er spricht ebenso von einem „Gewohnheitssozialismus“, einem Marxismus, der seines wirklich revolutionären Kerns beraubt ist, den Geist des ursprünglichen Marxismus zu ersticken droht (Fuchs 2000: 180).

Ein Ziel der „Auslegung des Neuen Testaments“ ist es, auf die Gefahr des Gewohnheitschristentums zu verweisen und aus der Tradition wieder den Weg zur ursprünglichen Kraftquelle des Christentums zu weisen. Er sieht im Verharren im Dogma, in der Genügsamkeit mit der kirchlichen Tradition die Hauptquelle dafür, dass so viele deutsche ChristInnen dem Faschismus folgten, ihn tatkräftig unterstützten (Balzer 2011). Wie insbesondere der „Fall Erwin Eckert“ sowie das tapfere Eintreten von Fuchs gegen den Faschismus zeigen, waren es die Religiösen Sozialisten, die unter den Ersten waren, die die Gefahr des Faschismus in Deutschland erkannten (Eckert/Fuchs 2002).

In dem schon zitierten Vortrag, den Emil Fuchs im Quäkerkollege Pendle Hill 1949 hielt, kurz bevor er praktisch von dort in die sowjetische Besatzungszone – in die sich gerade in Gründung befindliche DDR – fährt, spricht er über die Bedeutung dieser Auslegung des Neuen Testaments für den Widerstand gegen den Faschismus: „Since a different kind of beginning, the beginning of Hitler, I felt that there was working in Nazism not the spirit of Christ but the spirit of blasphemy. Against this I worked. Now I had assurance and unshakeable peace in Christ's presence. I began in prison to set down an account of the New Testament, beginning with the Gospel of Mathew and the Sermon on the Mount. I wrote of Christ's gospel and of seeing in it our own sufferings. There were difficulties and dangers, searchings and warnings, but it was possible to send these writings out. And it was possible in later journeys through Germany to bring it to friends, and thus to hold up Christ's spirit of resolution, faith and hope against the Hitler propaganda and terror" (Fuchs 1949: 8 f.).

Mit der Befreiung vom Faschismus und der Rückkehr von Fuchs aus den österreichischen Alpen nach Deutschland im Jahre 1945 wird die Arbeit an der Auslegung des Neuen Testaments folgerichtig beendet. Gleich nach seiner Rückkehr nach Frankfurt am Main beginnt er, die Religiösen Sozialisten wieder zu organisieren. Dazu wird ihm die Adressenliste der Empfänger der verschiedenen Sendungen der Auslegung des Neuen Testaments, sehr nützlich gewesen sein.

Auseinandersetzung mit dem Zeitgeschehen in der DDR

Übersiedelung in die russische Besatzungszone/DDR

Schon bevor sich Emil Fuchs in den USA aufhielt, lief seine Berufung zum Professor für Systematische Theologie und Religionssoziologie an die Karl-Marx-Universität in Leipzig. Enttäuscht von der restaurativen Nachkriegsentwicklung in den Westzonen schreibt Fuchs seinen berühmt gewordenen Abschiedsbrief an den Vorsitzenden der Sozialdemokratie, Kurt Schumacher (Fuchs 1959b: 306-310), und nimmt nach seiner Rückkehr nach Deutschland die Berufung an die Leipziger Universität an.

Er sieht seine neuen Aufgaben als Christ und Sozialist bei der Mitgestaltung der antifaschistischen demokratischen Ordnung und dem werdenden Sozialismus in der sowjetischen Besatzungszone bzw. in der gerade entstehenden DDR.

Die Motivation, die Fuchs dazu bestimmte, in die damalige sowjetische Besatzungszone zu gehen, war kein fehlgeleiteter Optimismus. Für ihn, der den Untergang der Weimarer Republik erlebt hatte, blieb immer die Befürchtung, dass auch bei dem Versuch der Neugestaltung nach 1945 ein Scheitern nicht ausgeschlossen war. In seiner ersten in der DDR veröffentlichten Schrift „Marxismus und Christentum" findet sich die Aussage: Ich ging in den Osten, „gerade weil ich wusste, dass das nicht ohne große Fehler und Schwierigkeiten gehen könne, weil ich wusste, dass man bauen musste mit den Menschen, die die alte Welt erzogen hat, wusste ich, dass hier die Kräfte Jesu Christi, jene Kräfte, deren innere Umbildung nötig seien und eine Stätte des Wirkens finden würden" (Fuchs 1952: 17).

Diese Arbeit übernahm er im hohen Alter von 75 Jahren und schuf hier, was als sein „Alterswerk" bekannt wurde. Dazu gehören Schriften zur Ethik und zur Systematischen Theologie – seine beiden Bände zur Ethik „Christliche und marxistische Ethik, Band 1 und 2" (Fuchs 1956; 1959a), seine Streitschriften „Die Christenheit am Scheideweg" (Fuchs 1963) und vor allem sein populäres, in drei Auflagen erschienenes Buch „Marxismus und Christentum" (Fuchs 1952) sowie „Christlicher Glaube, Band 1 und 2" (Fuchs 1958; 1960) sowie seine Lebenserinnerungen „Mein Leben, Band 1 und 2" (Fuchs 1957; 1959b). Insbesondere engagierte sich Fuchs in der Friedensbewegung. Er wurde Gründungsmitglied der Prager Christlichen Friedenskonferenz.

Das Stuttgarter Schuldbekenntnis der evangelischen Kirche mit dem Wort von Martin Niemöller „durch uns ist unendliches Leid über viele Völker gebracht worden“ (Evangelische Kirche in Deutschland 1946) hatte viele ChristInnen zum Nachdenken über die Vergangenheit und zur Mitarbeit an der antifaschistisch-demokratischen und sozialistischen Umgestaltung in der DDR bewogen. Auch wenn die DDR es den ChristInnen sicherlich in vielerlei Hinsicht nicht leicht machte, ihr gegenüber eine Position zu gewinnen, war es für Fuchs letztlich jedoch schwer verständlich, warum immer noch zu wenige ChristInnen, vor allem auch aus dem Bildungsbürgertum, zur Mitarbeit am Aufbau der antifaschistisch-demokratischen Ordnung und der Entwicklung einer sozialistischen Gesellschaft bereit waren. Es ist bis heute noch eher unverständlich, mit welchem Misstrauen die Kirchen und die von ihnen beeinflussten ChristInnen denjenigen entgegentraten, die sich zur Mitarbeit entschieden hatten.

Die Aufforderung von Emil Fuchs an die Kirche und an die ChristInnen, das Gewohnheitschristentum zu überwinden, da es nicht genügt, um sich den neuen Herausforderungen auf der Grundlage des Glaubens zu stellen, blieb daher bestehen. Es werden von ihm aber zugleich verstärkt Forderungen an einen lebendigen Marxismus formuliert. Vor allem wird die These vertreten, dass das Christentum einen unverzichtbaren Beitrag zur Neugestaltung der Gesellschaft zu leisten hat.

In der DDR angekommen, erkennt er an, dass die „Vertreter des dialektischen Materialismus der Überzeugung sind, dass die von ihnen geweckte Verantwortung für die Neugestaltung der Gesellschaft in ihrer die Menschen packenden Macht die geistige Zerrüttung überwinden wird, die der Kapitalismus schuf“ (Fuchs 1961a: Vorwort). Er fährt fort: „Hier sind wir nun vor die Frage gestellt, ob wir in der gläubigen Sicherheit, dass Jesus Christus dieser neu gestalteten Welt Unentbehrliches zu geben hat, seine Botschaft ausrichten können. Das ist nicht eine Sache der beweisenden Theorie.“ (Ebd.)

Das ist für ihn in der Tat keine Sache der beweisenden Theorie, sondern eine der aktiven Tat. Seine Grundthese: „Nur durch Mitarbeit können wir das überwinden, was wir an Mängeln bei der Gestaltung des Sozialismus in der DDR beklagen.“ Diesen Weg einer kritischen Solidarität zu gehen, war außerordentlich schwierig.

Seit den 1950er Jahren ist Fuchs Mitglied des Friedensrates der Karl-Marx-Universität Leipzig. Die Mitarbeit eröffnet ihm zuvor kaum erwartete Wirkungsmöglichkeiten. Unter seiner aktiven Mitwirkung bildeten sich schrittweise vielerorts christliche Arbeitskreise zur Friedensarbeit.

Vor allem kam es unter seiner Mitwirkung und unter der Führung des bekannten tschechischen Theologen Josef L. Hromádka zur Bildung der Prager Christlichen Friedenskonferenz (CFK). Über die Arbeit der CFK berichtet unter anderem Werner Wittenberger (Wittenberger 2012). Er stellt ausführlich dar, wie man sich aus theologischer Sicht mit der Problematik des Kalten Krieges auseinandergesetzt hat: „Ein Ausschuss unter dem Vorsitz von Hromádka wurde gegründet, der ein Papier erarbeitete, das durch die Plenarsitzung angenommen wurde und als Studienmaterial gelten sollte. Dieses Papier dokumentiert den Zug zum politisch Konkreten, ohne sich von Vogels grundsätzlichen Auffassungen in dieser Frage abzusetzen. Das Papier besteht aus 28 Thesen, die a) über das Wesen des Kalten Krieges und b) über die Methoden des Kalten Krieges handeln (Ständige Kommission der Prager Christlichen Friedenskonferenz 1958). Das Wesen des Kalten Krieges ist Krieg. ‚Er schafft die Gefahr, dass alle Möglichkeiten friedlicher Verständigung verbaut werden.‘ ‚So steht der Kalte Krieg in gewisser Hinsicht unter einem schwereren Gericht als ein schon angefangener Krieg und die Gewalttaten während eines Krieges.‘ Verwiesen wird auf Mt 5, 21-26. ‚Auch der Kalte Krieg will mit seinen Mitteln den Feind in eine solche Situation zwingen, in der er sich unterwirft. Auch der Kalte Krieg will siegen und unterwerfen. Die Aufgabe des Gedankens der Koexi-

stenz und der Verhandlungen ist schon Kalter Krieg, ein Anfang des Krieges.'" (Ständige Kommission der Prager Christlichen Friedenskonferenz 1958: 205)

1961 schreibt Fuchs: „Je deutlicher der Menschheit nach 1945 ins Bewusstsein drang, dass die Frage Krieg oder Frieden im Zeitalter unvorstellbarer Massenvernichtungsmittel zur Existenzfrage der Menschheit geworden ist, desto deutlicher wurde es gerade für die Christen, dass sich an ihrer Haltung in dieser Frage heute die Glaubwürdigkeit ihrer Verkündigung entscheidet [...] dass echter Friedensdienst heute von Christen nur in der Gemeinsamkeit mit allen weltlichen und politischen Friedensbestrebungen getan werden kann" (Fuchs 1961b: 6).

Speak truth to power – sag es den Mächtigen

Emil Fuchs folgte dem Ruf „So jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener; und wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht" (Mt. 20,26). „Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's, verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden" (Mt. 16,25). Daraus folgt für Fuchs: „Gewaltig steht über den Schicksalen der Menschheit der Ruf zu der Aufgabe, die Arbeitsorganisation und die gesamte Gesellschaft so zu gestalten, dass das Bewusstsein des Füreinander, des Zusammengehörens wieder bestimmend wird" (Fuchs 1959a: 33). Aus dieser Sicht sah er in der Entwicklung der DDR – in der Bodenreform, in der Umwälzung der Eigentumsverhältnisse in der Industrie sowie in der Bildungsreform – eine entscheidende Grundlage zur Erfüllung der Ziele der Kämpfe und Träume seines Lebens.

Der Beitrag, den ChristInnen auf der Grundlage ihres Glaubens dazu leisten können, besteht in der Orientierung der Gesellschaftsgestaltung auf Freiheit und Recht, Humanität und Menschenwürde in Einheit mit sozialen Menschenrechten, aus der aus Liebe zu Gott und Liebe zum Menschen erforderlichen sozialen Verantwortung.

Die Haltung von Emil Fuchs ist in dieser Zeit stark von Grundsätzen der internationalen Quäkergemeinschaft bestimmt, wie sie zum Beispiel in der Schrift des American Friends Service Committee (AFSC) zum Ausdruck gebracht wird: „Sagt es den Mächtigen. Quäker suchen nach einem anderen Weg als den der Gewalt" (Gary 1956). Inspiriert war er sicher auch von den Erfahrungen aus der Zeit seiner Gastvorlesungen am Quäkerkollege Pendle Hill (1948-49).

Speak truth to power ist einer der entscheidenden Grundsätze des Quäkertums, der insbesondere von den englischen und amerikanischen Quäkern in verschiedenen Formen wahrgenommen wird und dem sich Emil Fuchs in besonderer Weise verpflichtet fühlte (Bristol et al. 1955). Die Grundsätze der Quäker, die hier so bedeutsam werden, berührt Fuchs in seiner Auslegung des Neuen Testaments, indem er William Penns[19] Beschreibung der Eigenschaften der Quäker heranzieht: „Ihre Geradheit gegenüber den Trägern einer Amtsgewalt, nicht unähnlich den alten Propheten" (Fuchs 1933-35/2012: 234). Fuchs ermöglichte auch den Besuch einer Quäkermission in der DDR (American Friends Service Committee 1964).

Diese Haltung brachte ihn bald nach seinem Eintreffen in der DDR und der Übernahme seines Amtes in Leipzig zu einem Schreiben an den Präsidenten der DDR, Wilhelm Pieck. Es ging um die damals zentrale Frage der Wiederbewaffnung Deutschlands. In diesem Brief schreibt er, dass sich die DDR um Neutralität bemühen und nicht den schon im Westen vorgesehenen Weg der Wiederbewaffnung und Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht gehen solle.

[19] William Penn (1644-1718) war einer der bekanntesten und respektiertesten Sprecher der Quäker. Er wurde zum Begründer von Pennsylvania und der Hauptstadt Philadelphia. Das Gebiet umfasste die heutigen US-Bundesstaaten Pennsylvania und Delaware. William Penn entwickelte außerdem einen Plan zur europäischen Einigung.

Wilhelm Pieck beantwortet den Brief. Dies ist schon erstaunlich, da Emil Fuchs zu diesem Zeitpunkt in der Öffentlichkeit der DDR nicht bekannt ist. Wilhelm Pieck reagiert auf den Brief, weil er die aufgeworfenen Probleme für so gravierend hält, dass er beide Briefe im Museum für Deutsche Geschichte ausstellen lässt. Es war jedoch vorauszusehen, dass Pieck den Vorstellungen von E. Fuchs nicht folgte. Die Alternative zur Politik der Wiederbewaffnung Deutschlands war jedoch ausgesprochen und zur Diskussion gestellt worden.

Eine weitere Begegnung mit der Macht ereignete sich wenig später. Eines Tages kam Emil Fuchs völlig zerknirscht nach Hause. Walter Ulbricht war im Senat der Universität aufgetreten. In der Diskussion hatte Fuchs deutlich gemacht, dass die primitive atheistische Propaganda es ihm sehr schwer mache, christliche BürgerInnen und seine TheologiestudentInnen für die Mitarbeit am Neubau der Gesellschaft zu gewinnen. Walter Ulbricht habe daraufhin nur gefragt, was er denn wolle, Theologie sei doch gar keine richtige Wissenschaft. Es ist wohl offensichtlich, dass damit für Fuchs eine Welt zusammenbrach. Seine Vorstellung von der Zusammenarbeit von ChristInnen und MarxistInnen wurde mit einem Schlag von höchster Stelle *ad absurdum* geführt. Der einzige Trost war, dass Ernst Bloch, als er ihn in seinem Wagen nach Hause fuhr, den wohlgemeinten Satz sagte: „Agamemnon ist gefallen, doch Thersites kehrt zurück.“[20] Emil Fuchs erklärte mir mit sichtlicher Genugtuung, dass Ernst Bloch damit hatte sagen wollen, dass er zwar abgekanzelt worden sei, dass aber Thersites der Stänkerer sei, auf dessen Überleben im Kampf gegen Troja man eigentlich keinen besonderen Wert legte. Agamemnon, der große Feldherr, aber würde betrauert. Als wir noch mitten in der Diskussion waren, klingelte es, und es kam jemand von der Leipziger Parteileitung und entschuldigte sich im Namen von Walter Ulbricht für die Vorkommnisse im Senat. Dies war zumindest ein Lichtblick für meinen Großvater und wohl sicher eine wesentliche Voraussetzung für das offizielle Gespräch zwischen ihm und Ulbricht am 9. Februar 1961. Das Ereignis zeigt, wie schwer es errungen wurde.

In diesem Gespräch wurden erste Konturen deutlich, wie christliche Existenz im Sozialismus gültige Gestalt annehmen könnte. Es wurde auch international stark beachtet und ermöglichte mit der offiziellen Aussage, dass es zwischen christlichen und sozialistischen Idealen keine Gegensätze gibt, einen wesentlichen Abbau von Spannungen zwischen Staat und Kirche und damit erhebliche Erleichterungen im täglichen Leben für viele ChristInnen in der DDR.

Doch bis dahin war es noch ein langer Weg. Es gab scharfe Einsprüche seitens der Kirchenleitung, so zum Beispiel in einer Kanzelrede von Bischof Krummacher. Am folgenden Tag erhielt Fuchs von seinem alten Kampfgefährten, dem Domprediger Karl Kleinschmidt, ein Telegramm mit den Worten „Lass Dich nicht krumm machen!“ Karl Kleinschmidt war vor der Nazizeit der Nachfolger von Fuchs in der Leitung des Bundes der Religiösen Sozialisten in Thüringen geworden und seither waren beide einander besonders eng verbunden.

Dies führte ihn auch dazu, sich aktiv gegen die Repressalien gegenüber der Jungen Gemeinde zu Beginn der 1950er Jahre zu wenden. Es gelang ihm, unterstützt durch die Quäker, das Recht auf Kriegsdienstverweigerung (Dienst als Bausoldat) in der DDR (als einzigem Land im Rahmen des Warschauer Paktes) durchzusetzen. Darüber hinaus setzte er sich für sehr viele in Bedrängnis geratene Menschen persönlich ein. Es ging ihm um die Begründung christlicher Existenz im werdenden Sozialismus.

---

[20] Thersites ist eine Gestalt der griechischen Mythologie, die nach Homers „Ilias“, Zweiter Gesang, Vers 212-277, am Trojanischen Krieg teilnahm. Homer schildert ihn als Lästerer und törichten Schwätzer, so Odysseus (2, Vers 245), der erfolglos gegen Agamemnon auftritt. Nach den vielfältigen Deutungen des Geschehens in der „Ilias“ könnte Thersites auch als ein Repräsentant des einfachen Fußvolks, der nicht adligen Kämpfer, angesehen werden, der zur Meuterei gegen die vornehmen Anführer aufgewiegelt hat.

Aus eigenem Erleben möchte ich dem noch hinzufügen, dass Emil Fuchs nicht nur protestierte, sondern sich zum Beispiel persönlich für die Freilassung des inhaftierten Studentenpfarrers Georg-Siegfried Schmutzler (vgl. Schmutzler 1992) einsetzte. Obwohl dieser, für Fuchs sehr schmerzhaft, erfolgreich die Studentengemeinde zum Boykott der Vorlesungen eines Religiösen Sozialisten aufgerufen hatte.

In der zweiten Hälfte der 1950er Jahre erfolgten in Leipzig ideologische Auseinandersetzungen und schließlich die Zwangsemeritierung des Direktors des Instituts für Philosophie, Ernst Bloch. Hiergegen sprach sich Fuchs öffentlich aus und stand auch weiterhin zu ihm. Wie mir dessen Sohn, Jan-Robert Bloch, mitteilte, war damit Emil Fuchs neben dem bekannten Komponisten, dem Schöpfer der Nationalhymne der DDR, Hanns Eisler, der einzige Prominente der DDR, der nach der Zwangsemeritierung von Ernst Bloch noch öffentlich zu ihm stand.

1968 bezog Fuchs Stellung gegen den Abriss der Leipziger Universitätskirche. Zu dieser Zeit wohnten wir schon zusammen in Berlin, sodass wir den Protestbrief an Walter Ulbricht zusammen diskutierten und abschickten. Hoch angerechnet wird Emil Fuchs weiterhin auch sein engagierter Einsatz für den Erhalt der theologischen Fakultäten an den Universitäten der DDR.

Emil Fuchs wie auch Leonhard Ragaz, Paul Tillich, Helmut Gollwitzer und andere Religiöse Sozialisten haben aus dem Marxismus, insbesondere was das Geschichtsbild betrifft, bleibende, zu bewahrende Einsichten in ihre Theologie übernommen, die auch heute von den Menschen, die ChristInnen und zugleich SozialistInnen sind, akzeptiert werden. Die Beachtung der Motive und Grundsätze dieser ChristInnen kann wiederum den MarxistInnen helfen, Karl Marx zu verstehen, um eine sozialistische Gesellschaft wirklich demokratisch konzipieren zu können.

Das Thema Christentum und Marxismus wird manchen von vornherein aus verschiedenen Gründen unberührt lassen. Entweder, weil er kein Christ oder kein Marxist ist, oder weil er, sollte er sich zum Christentum oder zum Marxismus bekennen, einen Zusammenhang zwischen beiden, gar eine wechselseitige Beeinflussung bei der konkreten Gestaltung der gesellschaftlichen Entwicklung, nicht sieht oder wenn ja, für falsch hält. Die Fragestellung wird mancher weder für die historische philosophische noch für die theologische Betrachtung noch für die gegenwärtige kirchliche und politische Praxis für besonders aktuell und bedeutsam halten, schrieb der Frankfurter Theologieprofessor, Quäker und Religiöse Sozialist Heinz Röhr, um dann umso deutlicher herauszuarbeiten, wie wichtig dieses Thema gerade heute ist (Röhr 1996a).[21] Natürlich muss vieles kritisch gesehen und neu durchdacht werden. Jede Generation muss sich neuen Herausforderungen stellen und für ihre Bewältigung neue Antworten finden.

Blicken wir auf diese gewaltige geistige Leistung, seinen Schriften als Pfarrer aus Rüsselsheim und Eisenach, die Auslegung und Neuübersetzung des Neuen Testaments und auch auf das Spätwerk von Fuchs und seinem damit gewonnenen Einfluss auf bestimmte Entwicklungen in der DDR, kann auch für heute festgestellt werden, dass diese denkerische Lebensleistung fortwirkt. Die Einstampfung der Arbeit von Paul Tillich „Die Sozialistischen Entscheidung“ durch das NS-Regime konnte diese Entscheidung nicht verdrängen. Auch trotz des Untergangs der DDR bleibt die Forderung nach sozialer Gerechtigkeit, nach einer Entwicklung der Gesellschaft zum Besseren und Guten, bei allem Wandel der Erwartung des „Neuen Sein“, gerade bei der weiteren Bedrohung durch Entfremdung und Kriege, durch die herrschenden sozialen Ungerechtigkeiten in seiner Radikalität bestehen. Der Religiöse Sozialist

[21] Diejenigen, die sich für die heutigen Aktivitäten des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e. V. interessieren, seien auf die Zeitschrift sowie auf die Homepage des Bundes www.brsd.de verwiesen.

und Quäker Heinz Röhr schrieb schon 1974 in seinem Aufsatz „Christentum und Marxismus bei Paul Tillich“: „das Lebenswerk von Emil Fuchs, Erwin Eckert, Günther Dehn, Georg Wünsch, Paul Piechowski (um nur diese zu nennen) wurde verdrängt – und wird nun wiederentdeckt“ (Röhr 1996b: 227). Damit bleibt auch der Grundsatz von Fuchs bestehen: „Auf einmal wusste ich, dass die letzte Gewissheit des Glaubens nur in der Aufgabe zu finden sei, die mit der Welterschütterung gegeben ist, in der wir leben“ (Fuchs 1929/1969: 143). Dem blieb er immer treu!

Emil Fuchs gewann schrittweise immer größere Anerkennung und Hochachtung auf beiden Seiten. Immer mehr ChristInnen erkannten die Gefahr, die sich aus dem Wettrüsten im Kalten Krieg ergab; der Dialog zwischen MarxistInnen und ChristInnen vertiefte und erweiterte sich sichtlich. Das sich daraus später entwickelnde Leitbild einer *Kirche im Sozialismus* wurde weithin nicht nur als Ortsbestimmung verstanden. Sondern bedeutete in der Tat, eine Kirche nicht gegen und nicht außerhalb, sondern „im Sozialismus“.

Fuchs hatte aber immer auch die Möglichkeit des Scheiterns dieses Versuchs gesellschaftlicher Umgestaltung im Auge. Einmal gab es die Alternative eines Atomkrieges, den es mit allen Mitteln zu verhindern galt. Er sah aber auch die Gefahr eines inneren Zerfalls. In seiner Auslegung des Matthäusevangeliums findet sich eine generelle Überlegung dazu:

„Es ist dies das Schicksal der Bewegungen, der politischen Strömungen, der Kirche. Man ist ergriffen von einer großen Aufgabe. Indem man an ihr arbeitet, drängen sich hundert andere Interessen hinzu. Je mehr man ‚siegt‘, desto mehr Egoismus mischt sich mit der Gestaltung dessen, was man möchte – und am Ende ist man außerstande, das noch zu sehen, was man sehen müsste, wenn die Aufgabe in den sich inzwischen umgestaltenden Verhältnissen überhaupt noch getan werden soll. Und eines Tages kämpft man um eine fest gewordene Form, Phrase, ein leeres ‚Ideal‘ und ist ausgeschlossen aus dem Kreise derer, die hören können, was das Schicksal fordert. Je stärker Begeisterung und Glut waren, desto gefährlicher ist die Wirksamkeit des bösen Geistes, wenn er das alles als Maske benutzen kann.“ (Fuchs 1933-35/2012: 272 f.)

In der Zeit der Weimarer Republik, aber dann auch in der DDR, äußert er wiederholt seine Angst, dass die politischen Führer der Größe der Aufgabe einer wirklichen Neugestaltung nicht gewachsen sein werden. So wie er sich gegen ein Gewohnheitschristentum ausspricht, spricht er von der Gefahr eines Gewohnheits-Marxismus, „der alles zu ersticken droht“. In den Textfragmenten aus dem Entwurf „Mein Leben“, Bd. 3, schreibt Emil Fuchs: „Wo der dialektische Materialismus ohne die Glut ist, die die Welt verändern will und muss – um des Menschen willen –, da hört er auf, gestaltende Macht der Wirklichkeit zu sein und beginnt jene Art theoretischer Umgestaltungsphantasie zu werden, die in steigendem gesellschaftlichen Revisionismus sich verliert, weil man die Glut nicht mehr kennt, die keinen Kompromiss mit einer untermenschlichen Welt zulässt“ (Fuchs 2000: 180). In diesem Gedanken wird meines Erachtens die Dialektik des sich gegenseitig infrage stellenden und zugleich befruchtenden Verhältnisses von Marxismus und Christentum in der Schau von Fuchs konzeptionell sehr deutlich.

Aufgrund seiner Erfahrungen des Scheiterns der Bemühungen um eine gesellschaftliche Neugestaltung nach den schrecklichen Erfahrungen Erlebnissen des Ersten Weltkrieges und um eine demokratische Entwicklung in Deutschland nach dem von ihm so genau analysierten Untergang der Weimarer Republik, nach dem barbarischen Faschismus und der so schrecklichen Gräuel des Zweiten Weltkrieges sowie der erlebten Restauration in der Bundesrepublik war Emil Fuchs sehr feinfühlig hinsichtlich der Fehlentwicklungen in der DDR, denen er sich auch deshalb so entschieden entgegenstellte. Eine Ursache für das Scheitern sah er immer darin, dass die führenden Frauen und Männer nicht die genügende Kraft und Weitsicht für die

Notwendigkeiten der Neugestaltung ihrer ethischen Motive hatten. In seiner Auslegung des Neuen Testaments schreibt Fuchs über seine Erfahrungen aus der Revolution von 1918:

„Als die deutsche Revolution von 1918 weitgehend Brot- und Lohnbewegung geworden war, begann sie sich selbst zu töten. [...] Dringender und dringender wurde der Ruf: Die Erwerbslosigkeit kam, die Weltkrise, die neu aufsteigenden Gegensätze der Völker. Doch seine Führer dachten nur an den Augenblick und wichen der Lösung der gewaltigen Frage aus. [...] So musste des Leidens Zeit kommen, die Geister zu klären, entschlossen zu machen für den Auftrag, der Gottes Ruf und Gottes Zukunftskraft ist für den einzelnen Menschen und für Bewegungen [...]. Von dem Auftrag, den er empfangen hat, lebt ein Mensch als geistige Kraft und lebt eine Bewegung. Wer ihn um des Brotes willen versäumt, der tötet sich als geistiges Wesen, tötet seine eigene Kraft und sein eigenes Gewissen, seinen eigenen Lebensmut. Eine Bewegung, die ihren Auftrag aus solch äußeren Gründen versäumt, wird von der Weltgeschichte beiseite geschoben, umso energischer, je größer ihr Auftrag war: ‚Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht'„. (Fuchs 1933-35/2012: 87)

Es ist kein Zufall, sondern liegt in der Logik des Wirkens von Fuchs für Frieden und Völkerverständigung und seinem entschiedenen Ringen um Gewaltlosigkeit, dass Peter F. Zimmermann, der auf einer Veranstaltung des Emil-Fuchs-Instituts für Religionssoziologie und der Karl-Marx-Universität Leipzig anlässlich des 110. Geburtstages von Emil Fuchs einen der Festvorträge hielt (bezeichnenderweise über „Die Friedensarbeit von Emil Fuchs"), zu der Gruppe um den Gewandhausdirektor Kurt Masur gehörte und damit zu den Mitunterzeichner des Appells gegen ein militärisches Eingreifen bei den Leipziger Montagsdemonstrationen – und für einen Dialog über die notwendigen Reformen für den Erhalt der DDR. Als wir uns nach seinem Beitrag über Emil Fuchs trafen, erzählte er mir, dass er als Mitarbeiter der Christlichen Friedenskonferenz, auch da auf den Spuren von Emil Fuchs, an der Weltkonferenz des Weltkirchenrats in Boston teilgenommen und dort Josef Weizenbaum, Mitbegründer und Kritiker der Künstliche Intelligenz Forschung und herausragende Persönlichkeit der amerikanischen Friedensbewegung, kennengelernt habe. Er könne in der eigenen theologischen Arbeit verfolgen, wie sehr die Beiträge von Josef Weizenbaum den Weltkirchenrat zu intensiver und qualifizierter Arbeit zu den Themen Abrüstung und Frieden geführt hätten.

Die Bedeutung kleiner Schritte zur Verständigung und zur Überwindung des Kalten Krieges und zur Verhinderung eines Atomkrieges ist für mich eine auf persönlichen Erfahrungen gegründete Gewissheit geworden. Bei allem Schmerz über den Verlust der mit der Entwicklung der DDR verbundenen Hoffnungen würde Emil Fuchs in der Tatsache, dass durch sein Wirken SchülerInnen von ihm die Kraft fanden, sich öffentlich für eine friedliche, „nicht chinesische" Lösung einzusetzen, die Stärke sehen, die eine wirklich positive nationale und europäische, ja internationale Menschheitsentwicklung ermöglichen kann. Die Alternative hätte die Ideale grundsätzlich in Misskredit gebracht.

Deshalb war es wichtig und hat eine friedliche Revolution erst ermöglicht, dass beide Seiten sich friedfertig verhielten.

Wenn Emil Fuchs es noch erlebt hätte, würde er auch die begeisterten Reaktionen auf den DEFA-Film „Einer trage des anderen Last" zur Antwort auf sein Ringen gerechnet haben. Ich habe mir diesen Film, den der Regisseur L. Warneke im Abspann in Dankbarkeit seinem Lehrer Emil Fuchs widmete, dreimal angesehen. Jedes Mal waren die großen Kinos in Berlin ausverkauft. Das Publikum, meist Jugendliche, applaudierte oftmals stehend, nicht nur bei provokanten, sondern auch bei besinnlichen Aussagen. Es war ein Film, der damals, in der Vorwendezeit, mit dem Thema Christ und Marxist in gemeinsamer Verantwortung genau den Nerv des geistigen Lebens in der DDR traf: Sicher waren unter diesen Jugendlichen dann auch viele, die nur kurze Zeit später riefen: „Wir sind das Volk!"

Die sich unter dem Dach der Kirche entwickelnde Oppositionsbewegung hätte Fuchs, soweit es um berechtigte Anliegen von ChristInnen, um notwendige Reformen in der DDR ging, sicher nach Kräften unterstützt, ganz sicher aber nicht die Restauration der alten Verhältnisse. Mit Entrüstung würde er denjenigen ChristInnen gegenübertreten, die sich heute rühmen, die DDR vernichtet zu haben, die sich nicht gegen den Abbau sozialer Sicherungen und die Führung von Kriegen wenden, sondern diese Entwicklungen stützen.

Die Frage der Religiösen SozialistInnen nach dem Verhältnis von ChristIn und Gesellschaft führte Fuchs immer wieder zu intensiven Auseinandersetzungen mit dem Zeitgeschehen. Er setzte sich mit der „Zersetzung des geistigen Lebens, seiner Zerrissenheit und Haltlosigkeit und dem politischen Geschehen, das daraus erwachsen ist“, auseinander. Das Grundsätzliche davon gilt heute noch.

Mir sind die Grundgedanken von Emil Fuchs und sein unermüdlicher Einsatz für sozialen Fortschritt gerade im Zusammenhang mit dem sich rasant entwickelnden wissenschaftlich-technischen Fortschritt auch als Informatiker sowie als materialistisch und dialektisch denkender Natur- und Technikphilosoph wichtig. Denn heute wird sehr deutlich: Wissenschaftlich-technischer Fortschritt bedarf des sozialen Fortschritts, soll er nicht in Rückschritt umschlagen, sondern zum Wohle der Menschen genutzt werden.

Weizenbaum formulierte den minimalen moralischen Imperativ der Informatiker: „Don’t use computers to do what people ought not do“ (Weizenbaum/Mowshowitz 1980: 279). Hier trat mir die ethische Grundhaltung von Fuchs wieder sehr deutlich entgegen. Ich glaube, dass mein starkes Engagement für die soziale Verantwortung des Informatikers, für eine am realen Humanismus orientierte Informationssystem-, Arbeits- und Organisationsgestaltung, davon sehr beeinflusst ist (siehe u. a. meine jüngste Veröffentlichung dazu; Fuchs-Kittowski 2016b).

Wie der langjährige Präsident der Internationalen Föderation für Informationsverarbeitung (IFIP), Heinz Zemanek, schildert, war aufgrund der „Schwierigkeiten der Informatiker mit dem sozialen Aspekt“ (Zemanek 1991) die gemeinsame, auf bürgerlich-humanistischen, christlichen und marxistisch-humanistischen Traditionen beruhende Arbeit in der IFIP und in den verschiedenen Ländern nicht von vornherein gegeben, sondern musste und muss immer wieder erkämpft werden.

Selbst der minimale moralische Imperativ Weizenbaums, auf den sich die VertreterInnen verschiedener Religionen, idealistischer oder materialistischer Weltanschauungen in der Internationalen Föderation für Informationsverarbeitung in ihrem Ringen um die sozialen Aspekte der Informatik einigen konnten, war und ist im Zusammenhang mit der Informatisierung der Arbeit, der Gefährdung der Privatsphäre durch die alles durchdringende Computerisierung und insbesondere im Zusammenhang mit der weiteren Hochrüstung sehr schwer einzuhalten (Fuchs-Kittowski 2016a).

Nach dem Zusammenbruch des frühsozialistischen Experimentes, der Auflösung der Sowjetunion und der anderen Länder des sogenannten realen Sozialismus sprachen manche vom „Ende der Geschichte“ und meinten damit, dass der Kapitalismus jetzt alternativlos sei. Damit erschien für viele auch der Marxismus völlig gegenstandslos und somit auch die Fragen von Emil Fuchs, was die Kirchen und die ChristInnen vom Marxismus und was die MarxistInnen vom Christentum lernen könnten.

Es wurde aber sehr bald deutlich, schon vor der Finanzkrise von 2007, dass der jetzt ungehemmte globale, digital operierende Kapitalismus die alten Widersprüche, die erst die große soziale Bewegung gegen ihn hervorgebracht hatten, reproduziert und neue hervorbringt, die wiederum neue soziale Bewegungen hervorrufen, in denen sich heute auch ChristInnen und MarxistInnen engagieren. Damit sind frühere Erfahrungen aus dem Dialog zwischen ihnen nicht überholt, die grundsätzlichen Fragen von Fuchs an beide Seiten immer noch aktuell.

Genügt es, angesichts der globalen Krise einzelne Auswüchse wie etwa die Gier einzelner Bankiers zu kritisieren? Oder gilt nicht vielmehr die Einsicht von Fuchs, „dass die uns umringende bestimmende, beherrschende Gesellschaftsordnung nicht nur durchsetzt ist von Schuld und Sünde, sondern gegründet ist auf die Selbstsucht, Habgier und Machtgier des Menschen, diese als treibende Kräfte kennt und durch ihre Herrschaft den Menschen als solchen erstickt, in die ‚Selbstentfremdung' treibt" (Fuchs 2000: 181).

Genügt es, angesichts der weiter vorangetriebenen atomaren Rüstung sowie der Automatisierung des Schlachtfeldes einzelne Auswüchse des Krieges zu kritisieren? Dem Kriegsroboter Moral beibringen zu wollen, damit man möglichst nicht vor ein Kriegsgericht kommt? Oder gilt nicht vielmehr die Einsicht, dass „Krieg Sünde ist"? (Fuchs-Kittowski, 2015c)

Da die den modernen Waffensystemen zugrunde liegende Software ungenügend getestet werden kann, wird ein Krieg aus Zufall immer wahrscheinlicher. Es muss daher abgerüstet werden, forderte die Internationale Föderation für Informationsverarbeitung (IFIP) (vgl. Fuchs-Kittowski 2003). Der Internationale Gerichtshof entschied 1996, dass Kernwaffen keine Waffen im Sinne des Kriegsrechts sind. Ihr Einsatz ist in keiner Weise zu rechtfertigen. Frieden in Freiheit ist nicht durch das Vorhandensein von Massenvernichtungswaffen zu erreichen. Wenn angesichts der steigenden Gefahr eines mit Atomwaffen ausgetragenen Konflikts dieses Urteil des Internationalen Gerichtshofs von den entscheidenden Atommächten nicht anerkannt wird, sollte jedem klar werden, dass entschieden mehr getan werden muss, um die Selbstvernichtung der Menschheit zu verhindern. „Der Krieg ist Sünde!", so Emil Fuchs. Sein Sohn, der Physiker Klaus Fuchs, erklärte wiederholt: „Ein Leben in Frieden ist das erste Menschenrecht" (Fuchs/Günter 1985; Fuchs-Kittowski 2012).

Dieses erste Menschenrecht ist allem anderen überzuordnen. Dies führt zu grundlegenden Erkenntnissen auf christlicher wie auf marxistischer Seite:

Jeder Humanismus – gestern, heute und morgen –, aber auch alle soziale Gerechtigkeit, wie auch immer weltanschaulich begründet, philosophisch oder religiös, sind in der Gegenwart wie in Zukunft von der Erhaltung des Friedens abhängig.

Wir verspüren heute überall in der Welt den Willen der Menschen zum friedlichen Zusammenleben. Sie haben aus der leidvollen Geschichte gelernt, dass die Möglichkeit eines Lebens in Frieden das erste Menschenrecht ist.

Es ist daher sehr erfreulich, dass heute die Kirchen in Deutschland sehr entschieden sagen: „Es gibt keinen gerechten Krieg."

Dies sagen MarxistInnen ganz entschieden!

Es ist im Atomzeitalter wider die Vernunft, Krieg als geeignetes Mittel zur Wiederherstellung verletzter Rechte zu betrachten. Angesichts der Gefahr einer völligen Vernichtung der Menschheit gibt es keinen gerechten Krieg und auch keine gerechte Revolution, die den Einsatz solcher Waffen rechtfertigen würden. Soziale Ungerechtigkeiten sollten auf friedlichem Wege überwunden werden (Deutscher Friedensrat 2012: 15; Flach/Fuchs-Kittowski 2008; Hörz 2012). Auch hierin wirkt Emil Fuchs' intensiver Einsatz in der Friedensbewegung weiter. Sein Ruf aus der dunkelsten Zeit deutscher Geschichte kann heute erst Recht eine Antwort finden.

Fazit

Wir müssen uns heute ein selbstständiges Urteil darüber bilden können, welchen Beitrag eine Politik der sozialen Gerechtigkeit zur Lösung der gegenwärtigen Weltkrisen leisten kann:

- zur Umweltkrise, zur Verminderung des durch den Menschen induzierten Klimawandels;
- zur Entwicklung der sogenannten Dritten Welt;

- zur Überwindung von Armut und Überbevölkerung;
- zur globalen Finanz- und Wirtschaftskrise;
- zur Überwindung extremer sozialer Ungleichheit.

Jede dieser Krisen kann zur Eskalation des uns gegenwärtig so stark berührenden Flüchtlingsdramas beitragen. Welchen Beitrag muss eine Politik der sozialen Gerechtigkeit zur Gewährleistung der Menschenwürde, der individuellen sozialen und internationalen Menschenrechte heute, angesichts dieser Krisen des globalen digitalen Kapitalismus leisten? Es gilt heute, alle materiellen und geistigen Kräfte zu mobilisieren, um diese Krisen zu bewältigen. Dazu gehört auch, den geistigen Widerstand gegen die herrschenden Ungerechtigkeiten, wider ihre Ursachen in den gesellschaftlichen Strukturen, zu festigen und zu organisieren.

Wenn wir heute feststellen müssen, dass der Versuch des Aufbaus des Sozialismus nicht erfolgreich war, dann lag dies insbesondere auch an den Defiziten demokratischer Entwicklung. Diese Defizite behinderten natürlich ebenfalls den offenen Dialog zwischen ChristInnen und MarxistInnen, von VertreterInnen des Staates mit denen der Kirchen und Religionsgemeinschaften, auf gleicher Augenhöhe. Die Räume dieses Dialogs mussten immer wieder neu ausgelotet werden. Gerade hierbei war das Wirken von Emil Fuchs in der DDR von großer Bedeutung – er, der Brückenbauer, ermöglichte es zumindest einem Teil der stärker reflektierenden MarxistInnen bis hin zur Partei- und Staatsführung, das widerständige Potenzial von Religion nicht nur als Widerstandskampf gegen den Faschismus, sondern darüber hinaus auch das emanzipative Potenzial von Religion – gerichtet auf die Gestaltung einer wirklich sozialistischen Gesellschaft – überhaupt zu verstehen.[22]

„Emil Fuchs war und ist ein Jahrhundertzeuge. Sein Zeugnis trifft alle sozial-historischen Formationen und geistig-kulturellen wie kirchlich-theologischen Prägungen unseres Jahrhunderts, außer einer Formation, der postsozialistischen [...]“ (Wirth 2000: 157).

In der Tat wirkte Fuchs in den unterschiedlichen sozial-historischen Formationen sowie verschiedenen geistig-kulturellen und kirchlich-theologischen Ausprägungen des vergangenen Jahrhunderts. Er hatte auch noch das Verständnis für die geistigen Grundlagen des 19. Jahrhunderts, welches er auf seine Weise in das 20. Jahrhundert einbrachte und das wir nun rückblickend auch für das 21. Jahrhundert zur Wirkung bringen wollen. Aus dieser Sicht gehört Fuchs zur Geschichte Deutschlands und speziell zur Theologiegeschichte, wie Günter Wirth hervorhebt (ebd.).

Wir sind daher froh, dass wir mit der erstmaligen Veröffentlichung seiner in der Zeit von 1933 bis 1945 erarbeiteten Werke eine offensichtliche Lücke schließen können. Bisher konnten wir seine Auslegung des Matthäusevangeliums (Fuchs1933-35/2012), des Römerbriefes (Fuchs 1936-37/2015a) und auch des Markusevangeliums (Fuchs 1938/2015b) sowie der Offenbarung des Johannes (Fuchs 1938/2016a) herausbringen. Es folgte nun noch seine Auslegung „Die Frohe Botschaft nach Lukas“ (Fuchs 1939-41/2016b). Wir sind mit der Herausgabe der Auslegung des Evangeliums durch Emil Fuchs im Kontext von Verfolgung und Widerstand so weit vorangekommen, dass noch bis Ende 2016 die Auslegung der „Offenbarung des Johannes“ (Fuchs 1942/2016c) und zu Beginn des Jahres 2017 „Das Evangelium des Johannes“ (Fuchs 1939-41/2017a) erscheinen konnte. Von der Auslegung der „Frohen Botschaft nach Lukas“ und des „Evangeliums nach Johannes“ fanden wir zum Glück wohl die einzigen verbliebenen Exemplare in der Friends Historical Library des Swarthmore College in den USA. Christel Fuchs-Holzer, die Tochter von Emil Fuchs, hatte sie dort hingegeben. Nun können wir 2017 mit den letzten Auslegungen „Die Taten der Apostel“ (Fuchs 1943/ 44/ 2017b) und die „Briefe des Paulus an die Thessalonischer, die Galater und die Korinther“

[22] Hier folge ich einer persönlichen Mitteilung von Cornelia Hildebrandt aus ihrem Erleben.

(Fuchs 1944-45/ 2017c) die Publikation dieses bisher unbekannten, umfangreichen Werkes von Emil Fuchs abschließen.

Die bisher bestehende Lücke führte manchmal dazu, Fuchs in zwei getrennte Schubfächer zu schieben. Da gab einmal den Religiösen Sozialisten und Kämpfer in der Weimarer Republik und zum anderen den akademischen Lehrer, den hochgeschätzten Schöpfer eines Alterswerkes. Mit der Schließung dieser Lücke wird unseres Erachtens deutlich, dass es bei aller Unterschiedlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse und konkreten Lebensbe dingungen sowie der zu bewältigenden Herausforderungen letztlich doch immer nur ein Emil Fuchs war, der, dem Ruf folgend, sich mit all seiner Kraft für Frieden und soziale Gerechtigkeit einsetzte.

Unser Symposium will einen Beitrag zu einem konstruktiven Dialog leisten. Ein solcher Dialog zwischen VertreterInnen verschiedener Religionen und Weltanschauungen ist heute, angesichts der Zuspitzung ökonomischer, ethnischer und auch verstärkt religiös verbrämter blutiger Kämpfe unserer Tage von äußerster Dringlichkeit. In einer Zeit tiefer wirtschaftlicher Krisen und neuer Kriege, des aufbrechenden Hasses zwischen einzelnen Menschen und Völkern, auch aufgrund einer sich offensichtlich immer stärker vertiefenden Spaltung zwischen Arm und Reich in der Welt, muss dringend über mehr Gerechtigkeit auf nationaler und auch globaler Ebene gesprochen werden.

Wie die VeranstalterInnen in ihrer Einladung zu diesem Symposium betont haben, stellen sie sich bewusst in die Tradition jenes weltanschaulichen Dialogs, wie er von Emil Fuchs über viele Jahrzehnte geführt wurde. Ein solcher Dialog setzt Toleranz voraus. Eine Toleranz auf der Grundlage gegenseitigen Respekts. Nicht eine Toleranz, die auf Gleichgültigkeit der Sache des anderen beruht und auch keine Toleranz, die sich allein von Mitgefühl leiten lässt. Eine Toleranz, die trotz bestehender Spannungen auf Zusammenarbeit bei gemeinsam zu lösenden gesellschaftspolitischen Fragen gerichtet ist – wie auf eine Politik der Gerechtigkeit, der Gewährleistung der Menschenrechte und der Sicherung des Friedens –, muss von dem Ethos des Respekts getragen sein. Julian Nida-Rümelin schreibt zum Abschluss seines Buches „Humanismus als Leitkultur“ sehr zu Recht: „Die Haltung der Toleranz aus Respekt ist die Basis einer human verfassten Gesellschaft“ (Nida-Rümelin 2006: 179).

Lebte Emil Fuchs noch, so würde er uns ungebrochen auch heute zurufen, was er 1931 in seinem Aufsatz. „Was bleibt von Thomas Müntzers Bewegung?“ schrieb: „Die Erkenntnis, dass Christen Brüder sein müssen und dass es unmöglich ist, dass der eine reich ist, während der andere Hunger leidet, dass der eine Herr ist, der andere Knecht, die tragen wir weiter und sie wird sich durchsetzen“ (Fuchs 1931: 192).

Als Religiöser Sozialist wollte er weitertragen, dass Gott immer neu und lebendig zu uns redet, nicht in alten Dogmen und Lehren, sondern in gegenwärtigem Willen und gegenwärtiger Aufgabe, die wir für unsere Brüder, für die Menschheit zu tun haben. Zwei Jahre vor einer anderen entscheidenden Wende in der deutschen Geschichte und lange vor der mit ungeheuren Opfern erkämpften und erlittenen Beendigung von Faschismus und Krieg und lange vor dem Scheitern des Frühsozialismus, nicht nur auf deutschem Boden, beschwor er – trotz des Scheiterns der frühbürgerlichen Revolution in Deutschland – den „Geist Thomas Müntzers“ und seiner Bundesgenossen, der „erneuert“ werden und „eine gestaltende Kraft der Zukunft“ (ebd.) sein und bleiben müsse.

Zur Vertiefung dieser Vision, die unter Beachtung von Volkssouveränität und Humanität das Ringen gegensätzlicher Interessen und Kräfte um den richtigen Weg in eine menschliche Zukunft keineswegs ausschließt, soll unsere heutige Tagung einen Beitrag leisten.

Möge die Erinnerung an den „Fall Fuchs“ für uns alle die Bedeutung der sozialen Fragen und „die Sünde des Krieges“ deutlich hervortreten lassen. Ich hoffe, dass die Erinnerung an das Ringen von Emil Fuchs gegen Faschismus, für Frieden und soziale Gerechtigkeit uns Unter-

stützung geben wird in der heute leider wieder notwendigen Auseinandersetzung mit Neonazis, im Kampf gegen jegliche Form von Rassismus und Antisemitismus sowie Fremdenfeindlichkeit.

Literatur

Fuchs, Emil (1901): Schleiermachers Religionsbegriff und religiöse Stellung zur Zeit der ersten Ausgabe der Reden (1799-1806), Gießen.

Fuchs, Emil (1903): Wandlungen in Schleiermachers Denken zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der Reden, in: Theologische Studien und Kritiken 1, S. 71-99.

Fuchs, Emil (1904a): Schleiermachers Auseinandersetzung mit Kant, Fichte und Schelling. Seine grundlegenden Interessen und Gedanken, Leipzig/Tübingen.

Fuchs, Emil (1904b): Vom Werden dreier Denker. Was wollten Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung, wieder gedruckt als historisches Gut in den USA 2014, Leipzig/Tübingen.

Fuchs, Emil (1925): Die Kraft des Sozialismus, Rudolstadt.

Fuchs, Emil (1927): Der religiöse Sozialismus in Thüringen, in: Dietrich, Heinrich (Hrsg.): Wie es zum Bund der religiösen Sozialisten kam, Karlsruhe-Rüpurr, S. 52-56.

Fuchs, Emil (1928): Predigten eines religiösen Sozialisten, Gotha.

Fuchs, Emil (1929): Von Naumann zu den religiösen Sozialisten! 1894-1929, Mannheim.

Fuchs, Emil (1929/1969): Von Friedrich Schleiermacher zu Karl Marx, zuerst erschienen in: Zeitschrift für Religion und Sozialismus, 1. Jg. S. 26 ff. [1929], in: Fink, Heinrich/Trebs, Herbert (Hrsg.): Emil Fuchs. Von Schleiermacher zu Marx, Berlin.

Fuchs, Emil (1931): Was bleibt von Thomas Müntzers Bewegung?, in: Der Religiöse Sozialist 46.

Fuchs, Emil (1933-35/2012): Das Evangelium nach Matthäus. Eine Auslegung des Evangeliums im Kontext von Verfolgung und Widerstand (1933-35), hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1936-37/2015a): Der Brief des Paulus an die Römer, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1938/2015b): Auslegung des Evangeliums nach Markus, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1938/2016a): Offenbarung des Johannes, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1939-41/2016b): Die Frohe Botschaft nach Lukas, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1939/41/2017a): Das Evangelium nach Johannes, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1943/44 2017b): Die Taten der Apostel, hrsg. Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1944/45/ 2017c): Die Briefe des Paulus an die an die Thessalonischer, die Galater und die Korinther, hrsg. Klaus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs, Emil (1939): Die Botschaft des Inneren Lichts, Bad Pyrmont.

Fuchs, Emil (1946): Leonhard Ragaz. Prophet unserer Zeit, Oberursel.

Fuchs, Emil (1949): Christ in Catastrophe. An Inward Record by Emil Fuchs Who Found Serenity through Suffering, London.

Fuchs, Emil (1952): Marxismus und Christentum, Leipzig.

Fuchs, Emil (1955): Bin ich Idealist? in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig 2/1955.

Fuchs, Emil (1956): Christliche und marxistische Ethik. Lebensgestaltung und Lebensverantwortung des Christen im Zeitalter des werdenden Sozialismus, Bd. 1, Leipzig.

Fuchs, Emil (1957): Mein Leben (Erster Teil), Leipzig.

Fuchs, Emil (1958): Christlicher Glaube, Bd. 1, Halle (Saale).

Fuchs, Emil (1959a): Christliche und marxistische Ethik. Lebensgestaltung und Lebensverantwortung des Christen im Zeitalter des werdenden Sozialismus, Bd. 2, Leipzig.

Fuchs, Emil (1959b): Mein Leben (Zweiter Teil), Leipzig.

Fuchs, Emil (1960): Christlicher Glaube, Bd. 2, Halle (Saale).

Fuchs, Emil (1961a): Der Ruf Jesu Christi, Bergstädt/Hamburg.

Fuchs, Emil (1961b): Kirchliche und theologische Neubesinnung nach 1945, in: Ordnung, Carl (Hrsg.): Suchet der Stadt Bestes. Aus dem Leben der evangelischen Kirchen in der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, S. 5-8.

Fuchs, Emil (1963): Die Christenheit am Scheideweg, Berlin.

Fuchs, Emil (1966): Jesus von Nazareth im Glauben eines Christen, der Sozialist ist, in: Deschner, Karlheinz (Hrsg.): Jesusbilder in theologischer Sicht, München.

Fuchs, Emil (2000): Aus unveröffentlichten Manuskripten von Emil Fuchs. Textfragmente aus dem Entwurf „Mein Leben“, Bd. 3, in: Christentum, Marxismus und das Werk von Emil Fuchs. Beiträge des sechsten Walter-Markov-Kolloquiums, Leipzig.

Fuchs, Emil (2006): George Fox. Seine Botschaft, sein Wesen und sein Leben nach seinen eigenen Denkwürdigkeiten dargestellt. Mit einer Einleitung von Claus Bernet, Bad Pyrmont.

Fuchs, Klaus (1965): Moderne Physik und marxistisch-leninistische Philosophie, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie. Sonderheft 1965. Die marxistisch-leninistische Philosophie und die technische Revolution. Materialien des philosophischen Kongresses vom 22.-24.4.1965 in Berlin.

Fuchs, Klaus (1972): Über die Kategorie Möglichkeit und die Entwicklungsstufen der Materie, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 4/1972.

Fuchs, Klaus/Günter, Flach (1985): Das erste Menschenrecht. Ein sinnvolles Leben in Frieden, in: Hiroshima und Nagasaki. Verpflichtung zum Frieden, Informationen des DDR-Komitees für wissenschaftliche Fragen der Sicherung des Friedens und der Abrüstung 3/1985, S. 2-18.

Fuchs-Kittowski, Klaus (1976): Probleme des Determinismus und der Kybernetik in der molekularen Biologie, 2., erw. Auflage, Jena.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2003): Dies kann nur in Wien passieren, in: Bleek, Wolf-Gideon (Hrsg.): Softwaretechnik im Kontext. Schritte und Spuren. Dokumentation des Festkolloquiums vom 20. Juni 2003, Hamburg.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2007): Das hohe Gut der Menschen- und Bürgerrechte darf nicht angetastet werden! Offener Brief an die Bundeskanzlerin, in: FIfF-Kommunikation 4/2007, S. 46-48.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2012a): Zur „Auslegung des Neuen Testaments“ durch Emil Fuchs, Geleitwort, in: Fuchs Emil (1933/35/2012): Das Evangelium nach Matthäus, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2012): Verantwortung aus Wissen: Antifaschismus, Philosophie und Naturwissenschaft. Frieden als erstes Menschenrecht im Wirken von Klaus Fuchs, in: Flach, Güter/Fuchs-Kittowski, Klaus (Hrsg): Vom atomaren Patt zu einer von Atomwaffen freien Welt – Zum 100. Geburtstag von Klaus Fuchs, Berlin, S. 117-141.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2015a): Sein und Selbst. Bewusstsein und Selbstbewusstsein aus der Sicht Fichtes und des evolutionären Stufenkonzepts der Information, in: Dill, Hans-Otto (Hrsg.): Denken und Handeln. Philosophien und Wissenschaft im Werk Johann Gottlieb Fichtes, Frankfurt a. M.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2015b): Zur Auslegung des Briefes des Paulus an die Römer durch Emil Fuchs – Geleitwort, in: Fuchs, Emil (1936-37/2015b): Der Brief des Paulus an die Römer, hrsg. von Claus Bernet und Klaus Fuchs-Kittowski, Hamburg.

Fuchs-Kittowski, Klaus (2015c): Emergence of Information and Value Formation - Important Categories for Theory Development - About the Idle but Wrong Attempt to Teach War Robots Ethics, in: ISIS Summit, Vienna

Fuchs-Kittowski, Klaus (2016a): Informatik und Gesellschaft aus meiner Sicht. Politisches und ethisches Denken in der Informatik zur Gewährleistung der Menschenrechte, in: Fuchs-Kittowski, Frank/Kriesel, Werner (Hrsg.): Informatik und Gesellschaft. Festschrift zum 80. Geburtstag von Klaus Fuchs-Kittowski, Frankfurt a. M.

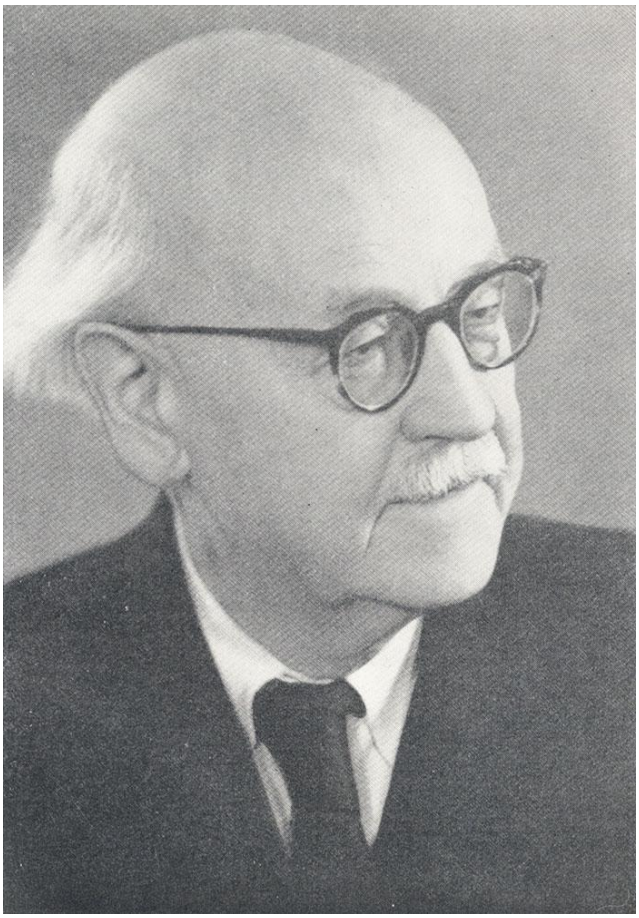
Fuchs-Kittowski, Klaus (2016b): Zur Stellung und Verantwortung des Menschen in hochkomplexen informationstechnologischen Systemen in betrieblicher Organisation, in: Wirtschaftsinformatik und Management 2/2016, S. 10-21.

Fuchs-Kittowski, Klaus/Rapoport, Samuel Mitja/Rosenthal, Hans A./Wintgen, Georg (1972): Zur Dialektik von Notwendigkeit und Zufall in der Molekularbiologie, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 4/1972, S. 418-443.

EMIL FUCHS

MEIN LEBEN

ERSTER TEIL



KOEHLER & AMELANG – LEIPZIG

1957

Mit freundlicher Genehmigung von Klaus Fuchs-Kittowski neu herausgegeben vom Verlag
Max Stirner-Archiv / edition unica Leipzig 2017

Koehler & Amelang Leipzig 1957

VORWORT

Erinnerungen aus seinem Leben! *– Darf man diese der Öffentlichkeit übergeben, wenn man noch lebt*? *Mit Herzklopfen stellt man sich die Frage. Aber nicht ich, junge Freunde sind dafür verantwortlich – vor allem Freund Günter Wirth, der mir keine Ruhe ließ, nachdem er von andern davon gehört und einiges daraus gelesen hatte. Er war der Meinung, diese Erinnerungen enthielten vieles, was den heute ins Leben tretenden und mit dem Leben ringenden Menschen wichtig sei, so daß sie ihnen möglichst rasch zugänglich gemacht werden sollten. Dieser Stimme habe ich gehorcht. Bald werde ich auch den Zweiten Band fertiggestellt haben mit seiner Darstellung all des Schweren, das seit dem ersten Weltkrieg über uns ging bis heute.*

Mögen diese Darstellungen die Hoffnungen meiner Freunde erfüllen und mit dazu beitragen, der Botschaft Jesu Christi Raum zu schaffen und den Geist zu überwinden, der unser Volk noch einmal in den Glauben an Gewalt und Macht und damit in eine noch gewaltigere Katastrophe hineinzureißen droht.

Durchlitten und durchkämpft ist mein Leben. So kann ich diese Darstellung nur hinausgehen lassen im schmerzvollen Gedenken an die meiner Liebsten, deren Leben in seinem Ringen gefordert wurde:

Else Fuchs geb. Wagner
Elisabeth Fuchs-Kittowski
Gerhard Fuchs

und in dankbarem Gedenken derer, die es teilten und teilen und für die ich hoffend über mein Leben hinaus in die Zukunft schaue:

Klaus Fuchs
Christel Holzer geb. Fuchs
Klaus Kittowski.

Emil Fuchs

[6]

Das Alte geht – das Neue kommt!

Unter diesem Leitwort soll diese Lebensbeschreibung stehen.

Was ist das Alte – wer von uns wollte es klar aus dem Erlebten ausscheiden? – Wer von uns wird klar sagen können, dies und dies ist das Werdende?

Eines ist mir sicher:

Nur wer den Furchtbarkeiten der ungeheuren Entwicklung, in der wir stehen, furchtlos die Fackel der Wahrheit entgegenhalten kann, ist Träger des Neuen.

Möge uns allen diese reine Furchtlosigkeit
sicherer und sicherer gegeben werden.

Emil Fuchs
Januar 1936

Hinter allem Schicksal der Einzelnen und der Völker steht die ewige Schöpfermacht. – Sie führt alles ihrem Ziele zu. – Du darfst nicht bitter werden und nicht verzweifeln, wenn sie dir wehe tut. –Sie lenkt alles ihrem *Ziele zu. Dies Ziel ist heiliger, als wir ahnen können, wir Kleinen. Je mehr Schmerzen wir leiden dürfen – für dies Geheimnis der ewigen Schöpfermacht – desto mehr von ihrer Macht und Heiligkeit wird unser Teil*. [9]

I.
JUGENDZEIT

1894

Frühjahr 1894 saß ein junger Mensch in einer Versammlung der evangelischen Schulgesellschaft zu Frankfurt (Main). Es war in einem größeren Saale. Viele Reden wurden gehalten. Sie entsprachen durchaus seiner inneren Einstellung. In einem streng lutherischen Pfarrhaus war er aufgewachsen und stand völlig unter dem geistigen Einfluß seiner Eltern.

Da betrat ein großer, schwerfälliger, noch junger Mann die Bühne, von der aus geredet wurde. Mit einer schweren, etwas krächzend klingenden Stimme begann er zu reden. Das war nach wenigen Minuten vergessen vor der innern Sicherheit, die aus den Worten klang, und der Weite und Klarheit des Bildes, das sich da aufrollte. Von einem Visitenkärtchen in seiner Hand las er von Zeit zu Zeit ab, was er sich von der Aussprache notiert hatte und wozu er reden wollte. Aber er gab keine zerrissenen Einzelbemerkungen. Ein einheitliches Bild, plastisch gestaltet, trat vor das Auge des jungen Mannes. Nirgends fühlte er seine orthodoxe Einstellung angegriffen. Sie schien auch diesem Manne Voraussetzung seines Denkens zu sein. Aber eine mächtige Schau dessen, was eine Schule – gerade eine evangelische Schule – sein sollte, erhob sich. Sie sollte einen jungen, werdenden Menschen erziehen für eine gewaltig aufsteigende Gesellschaft mit ungeheuersten, schwersten Aufgaben. Erfüllen sollte sie ihn mit Verantwortung für ihre Arbeit und deren Gestaltung in christlichem Geiste. Deutlich wurde, was christliche Frömmigkeit bedeuten könne, ja müsse, als klares Zielbewußtsein, starke Verantwortung, Schau brüderlicher Zukunftsgestaltung. Zum ersten Mal trat es vor den jungen Mann hin, daß christliche Frömmigkeit mehr ist als Führung persönlichen Lebens, daß sie Verantwortung ist für die andern, für sein Volk. Zum ersten Mal auch berührte ihn das Bewußtsein, daß wir in einer großen, entscheidungsschweren Zeit für die ganze Menschheit – vor allem für unser deutsches Volk lebten und leben.

Der Redner trat ab. – Einen Augenblick lag Stille über dem Saale. Dem jungen Menschen war, als müsse es so sein, als müßten sie alle mit ihm stille sein vor dieser neuen, großen Schau. Aber rasch brach der Bann. Mißbilligendes Gemurmel stieg auf. Redner um Redner kam und wendete sich gegen ihn. Schwere Enge legte sich über alles.

Zum ersten Mal erfuhr der junge Mensch die Unfähigkeit dieses kirchlichen Christentums, seine große Aufgabe zu sehen. Bewußt ward es ihm noch nicht, was das war. – Als er dann später dazu kam, den Vater zu fragen, wer dieser Redner gewesen sei, konnte sich jener kaum seiner erinnern. Mit schmerzlichem Erstaunen erkannte der junge [10] Mensch auch im Vater eine Gleichgültigkeit, die ihm unbegreiflich war. Endlich erinnerte sich dieser: Ach, du meinst den jungen Pfarrer, der jetzt der Sekretär der christlichen Arbeitervereine in Frankfurt ist? Er heißt, soviel ich weiß: *Friedrich Naumann*.

Das war meine erste Berührung mit ihm. Sie ist unvergessen geblieben, obwohl mir ihre Bedeutung für mich und uns alle noch völlig verschlossen war. In Frankfurt war ich mit meinem Vater damals noch zu einem andern Zweck. Ich stand kurz vor dem Maturum und wollte Theologie studieren. Zwar riet mir mein Lehrer in Mathematik und Physik dringend, diese beiden Fächer zu nehmen, für die ich eine besondere Begabung entwickelt hatte. Er war sehr enttäuscht, als ich das ablehnte. Mir aber war es geistige Notwendigkeit geworden, die Fragen des religiösen Lebens gründlich und zuerst und vor allem durchzudenken und mir hier volle innere Sicherheit zu erarbeiten, eine Klarheit, mit der ich auch andern dienen könne.

Daß zwischen den Anschauungen meines Elternhauses, die mich so völlig beherrschten, und der allgemeinen Welt dort draußen eine tiefe Kluft klaffte, hatten mir die letzten Jahre im Gymnasium sehr deutlich gezeigt. Es hatte mich das nicht in meinen Überzeugungen erschüt-

tert. Mit einer klaren Selbstverständlichkeit und Siegesgewißheit hatten sich Vater und Mutter ja immer zu diesem Gegensatz bekannt als einer Notwendigkeit im Dasein des Christen. Aber es war mir doch auch klargeworden, daß jene Anschauungen der Welt mit einer innern Mächtigkeit die Menschen beherrschten, die nur von dem überwunden werden könnte, der sie ganz und gar, klar und tief durcharbeitet hatte. Dies schien mir meine Aufgabe. Fast etwas wie ein Berufungsbewußtsein war schon in mir. Es mußte einen Weg geben, auf dem den Ernsten und Denkenden dort draußen die Wahrheit christlichen Glaubens deutlich zu machen war. Ich mußte ihn suchen.

Dauernd war im Elternhaus auch die Rede von einer Form der Theologie, die man als gottlos ansah. Mit Entrüstung wurde erzählt, daß es Professoren gab, die bestimmte Teile der Bibel, der fünf Bücher Moses, der Propheten als später entstandene Werke ansahen, die im Buche Jesaja große Teile als nicht von Jesaja stammend betrachteten. – Gerade die Stellung zum Buche Jesaja galt damals als ein entscheidendes Kennzeichen der Orthodoxie. Wer es als nicht einheitlich ansah, war ein Ketzer. Mir schwebte unklar vor, daß es sich mit dieser ungläubigen Theologie ähnlich verhalten müsse wie mit den Weltanschauungen, die mir im Gymnasium und in der Literatur nahe-[11]getreten waren. Irgend etwas daran mußte die Menschen bezwingen. Irgendwie mußten sie aber auch bei klarer Erkenntnis durch den Glauben zu überwinden sein. So mußte man sie kennenlernen und bis zu dem Punkte durchdenken, an dem man sie überwinden konnte. Daß sie zu überwinden waren, war mir nicht zweifelhaft.

So hatte ich beschlossen, nach Gießen zu gehen, der Universität unseres Landes, die gleichzeitig damals als einer der stärksten Mittelpunkte der „ungläubigen“, der Ritschlschen, Theologie galt. Harnack war erst seit wenigen Jahren von dort weg, zuerst nach Marburg und dann nach Berlin, berufen worden. Seine Dogmengeschichte war das heiß umstrittene Buch. Krüger war sein Schüler und Nachfolger in Gießen. Da war Stade, der wahrhaft große, durch seine Persönlichkeit hinreißend wirkende Alttestamentler, Kattenbusch als Systematiker, Reischle als praktischer Theologe, Baldensperger als Neutestamentler und neben ihm Holtzmann. – Ich empfand damals schon ganz klar, daß man eine Sache gründlich kennenlernen müsse, die man überwinden will, daß es Feigheit ist, wenn man Gedanken aus dem Wege geht und sie bekämpft, obwohl man nie gewagt hat, sich ihnen wirklich zu stellen. Von hier aus war es mir ein inneres Müssen, nach Gießen zu gehen.

Meine Eltern hatten sieben Kinder, sechs Jungen und ein Mädchen, zwei der Söhne studierten schon. Es wurde ihnen sehr schwer, die Mittel für das Studium des dritten aufzubringen. Mein Vater hoffte auf einen alten Freund, der sehr vermögend war und von dem man wußte, daß er vielen zum Studium half. Diesen Freund zu besuchen und mit ihm zu reden, war der zweite Zweck unseres Aufenthaltes in Frankfurt. Mein Vater setzte ihm alles auseinander. Seine kurze und rasche Antwort war: Geht der Junge nach Erlangen oder Leipzig, so werde ich ihm helfen, geht er nach Gießen, so erhält er nichts. – Als wir das Haus verließen, sah ich bang meinen Vater an. Der sagte: „Du gehst nach Gießen. Um des Geldes willen gibt man nicht auf, was man aus tieferen Gründen für richtig hält. Wir werden es auch schon ohne diesen reichen Mann schaffen.“ Ich fühlte, daß meinem Vater eine Freundschaft zerbrochen war. Ich fühlte aber auch, daß er zu denen gehörte, die wußten, wie man sich wahre Überzeugungen erkämpft, fühlte aber auch wieder, wie stark unter diesen „Orthodoxen“ die Gruppe derer war, die einfach eine Überzeugung hatten, ohne zu wissen, daß eine solche erkämpft werden muß, und ohne Verständnis für das Ringen darum. In ihm war „Glaube“. Er dachte nicht, daß zuletzt die Stellung eines jungen Menschen davon abhänge, ob er in Erlangen oder Gießen studiert habe. Wie anders wäre die Stellung der evangelischen Kirche zu allen Lebensfragen, wenn solche [12] Männer und nicht die jenem reichen Freunde ähnlichen ihr Schicksal gelenkt hätten.

Ich ging Ostern 1894 nach Gießen. – Wes Geistes ich war, zeigt eine Äußerung meines Freundes Weinel, mit dem ich dort im ersten Semester schon Freundschaft schloß: „Sollte man es für möglich halten, daß jemand heute noch wörtlich an alle diese Dogmen glaubt?“ rief er ganz verzweifelt in einer Stunde heftigster Auseinandersetzung. – Oder: „Du bist wie ein Gummimann. Man meint, man habe dir alles widerlegt. Man zieht die Hand weg, da steht der ganze alte Kerl wieder da!“ – Mir scheint gerade dieses Wort sehr charakteristisch für die Lage. Diese Freunde – die dazu alle einige Semester älter waren als ich – behielten intellektuell bei unseren Debatten immer recht. Ich aber hatte das Gefühl, daß da noch irgend etwas Unausgesprochenes, mir bis jetzt Unaussprechbares, mir recht gebe. Das herauszufinden, daran arbeitete ich unaufhörlich. Es waren Semester schwersten Arbeitens und geistigen Ringens immer um die Frage: Was ist Wahrheit? – Worum es dabei ging, wird man erst ganz verstehen, wenn man verstanden hat, aus welcher geistigen Welt ich kam.

Das Elternhaus

Mein Vater war orthodoxer Lutheraner klarster und energischster Ausprägung. Er hatte vor allem in Erlangen studiert, und Thomasius und Hoffmann waren seine begeistert verehrten Lehrer. Luthardt, Zöckler, Vilmar wurden täglich in unserem Hause genannt. Nathusius, damals Herausgeber der konservativen Monatsschrift, gehörte ebenfalls zu dem Kreis, mit dem mein Vater in enger Verbindung stand und an dem er selbst mitarbeitete. In dieser Monatsschrift ist auch der historische Roman erschienen, den der mit einer gestaltenden Phantasie begabte Mann geschrieben hat: „Ivo, der Mönch“. Unvergeßlich sind mir die Abende, an denen der Vater das entstehende Werk vorlas. Es ist eine ungemein fesselnde, lebendig und plastisch gestaltete Schilderung des Wirkens Gregors VII. und der ganzen cluniacensischen Bewegung. In dem liebevollen Verstehen zeigt sich, wie nahe das orthodoxe Luthertum diesem Kirchenideal stand und steht.

Zuerst war mein Vater in Beerfelden Vikar des Pfarrers Christian Müller gewesen, eines der bedeutendsten Schüler Vilmars, des großen hessischen Lutheraners und konservativen Politikers.

[13] Im Mittelpunkt dieser lutherischen Frömmigkeit stand das Wissen von Sünde und Gnade. Beide sind in einer mystisch-sakramentalen Art empfunden, die Sünde als ein Teuflisch-Mächtiges, das uns immer hält und erfüllt. Es ist vor uns da und mit uns gegeben. Es ist vor allem im Sexuellen wirklich, erfüllt aber unser ganzes Wesen und die ganze Welt. Hier ist wieder erlebt, was der Apostel Paulus meint, wenn er davon spricht: Trinken vom Kelch der Dämonen. – Demgegenüber steht als ebensolche objektive Macht die Gnade. Sie kommt zu uns in Wort und Sakrament der Kirche. In ihnen ist sie immer objektiv vorhanden, wo die Kirche Wort und Sakrament recht verwaltet. Sie wird angeeignet durch den Glauben, der sich dem Worte unterwirft und im Sakrament Leib und Blut Christi gläubig empfängt.

Trägerin dieser Gnade zu sein ist also das Amt der Kirche. Das ist so stark betont, daß es fast scheint, als ob dies Amt alles sei und der einzelne Christ Verbindung mit der Ewigkeit nur habe durch dies Amt. Es bringt durch seine Verkündung Sündenerkenntnis und Heilsverlangen. Es empfängt die Beichte, und möglichst persönliche Beichte ist deshalb wünschenswert und hilfreich. – Es verkündet Gnade und Sündenvergebung, und es gibt beides in den Sakramenten, Taufe und Abendmahl. Sie lösen den Menschen aus seinem Umfangensein in der Sünde und geben ihm Wesen der Ewigkeit. – Vom Katholizismus geschieden ist dieses strenge Luthertum durch sein leidenschaftliches Bekenntnis zur Bibel und durch die starke Betonung des persönlichen Erfassens der Gnade im Glauben. Hier kommt die persönliche Gewissenshaltung zu ihrem Recht – oder auch nicht zu ihrem Recht. Sie ist nur dann erlösend, wenn sie Glauben an diesen einen Weg zur Ewigkeit ist. Dieses subjektive Moment im Luthertum wirkt eine viel strengere Zwangshaltung gegen das persönliche Gewissen, als der Katholizis-

mus sie hat. Gerade hier aber öffnet sich die Möglichkeit zu einem Sichverstehen mit der pietistischen Bewegung, soweit diese streng orthodoxen Ausdruck findet, von der das Luthertum durch seinen Amtsbegriff sonst geschieden ist. So stand denn mein Vater mit den pietistischen Gliedern seiner Gemeinde in einem engen Freundschaftsverhältnis. Im Süden Hessens wirkte schon die württembergische und badische Gemeinschaftsbewegung stark herein.

Im Pfarrhaus Müllers lernte mein Vater seine Frau kennen, eine junge Verwandte der Familie, Tochter eines Offiziers, Loni Hauß, deren Mutter, eine geborene Keim, ebenfalls einer hessischen Offiziersfamilie entstammte. Auch diese Familien waren damals weltanschaulich liberal, wenn auch politisch monarchisch bis in die [14] Knochen. Es war ja die Zeit, in der man mit Hilfe der Kräfte der liberalen Ideale den nationalen Staat schuf. Seine Lenker waren also alle mehr oder weniger vom Liberalismus beherrscht, und zwar die geistig führenden unter den Fürsten am stärksten.

Doch diese Tochter einer liberalen Offiziersfamilie war von einem der Führer des strengen Luthertums, Hofprediger Bender in Darmstadt, ergriffen und zu einer ganz klaren, festen Überzeugung geführt worden. Bis in ihr hohes Alter stand sie ganz selbständig und unbeugsam in ihrem lutherischen Bekenntnis. Sie hielt sich nur zu einem Pfarrer, von dessen klarem lutherischem Bekenntnis sie fest überzeugt war. Sie war auch fähig, die Überzeugung rasch und sicher zu erkennen. Meistens genügte ihr eine Predigt als Grundlage einer sehr zuverlässigen Urteilsbildung. Wie oft hörte man das aus ihrem Munde, wenn sie einen ihr bis dahin unbekannten Prediger gehört hatte: „Das war ja sehr gut, sehr gewandt, sehr fesselnd, aber das reine Wort Gottes und das lutherische Bekenntnis war es nicht.“

Sie war eine kleine, zierliche Frau von ungewöhnlicher Schönheit, aber auch ungewöhnlicher Willenskraft. Sie hatte acht Kinder, wovon eines im zweiten Lebensjahr starb. Zwei Söhne verlor sie im Weltkrieg. Ihr Leben war sehr schwer. Sie starb mit 82 Jahren, noch im Besitz ihrer schwarzen Haare.

Die Eltern heirateten zu Friedberg im Jahre 1867, ein halbes Jahr nach dem Tode der Mutter Kristel Hauß geb. Keim. Noch nicht lange war es her, daß der Vater aus dem Krieg von 1866 zurückgekehrt war. Er hieß Peter Hauß, war am 26.4.1812 geboren, Sohn eines Offiziers Johann Georg Hauß, der von der Pike auf gedient hatte, mit Napoleon in Rußland war und sich während dieser Feldzüge zum Offizier emporgearbeitet hatte. Auch der Großvater mütterlicherseits hatte als Offizier die Feldzüge in Spanien und Rußland und dann die gegen Napoleon mitgemacht. Die Erinnerungen an beide bildeten einen Teil der Erzählungen des Großvaters. – Nun aber gehörte der Major Hauß nach 1866 zu den Offizieren, die man unter die neue preußische Leitung des hessischen Heeres nicht mit übernahm. Das war um so schmerzlicher, als er immer zu denen gehört hatte, die auf Preußen eine große Hoffnung setzten. Er ließ sich nicht verbittern. Seine unbedingte Begeisterung für Bismarck und das werdende neue Reich blieb und wuchs. 1870 wurde er wieder in Dienst gestellt, leitete ein Gefangenenlager in Gießen und wurde zum Oberstleutnant befördert. Sein Sohn Julius Hauß machte als Leutnant den Krieg mit. Großvater starb zu Darmstadt im Jahre 1897, also mit 85 Jahren. Wir kennen ihn als einen fröhlichen alten [15] Mann von unbeugsamer Redlichkeit und militärischer Straffheit gegen sich und andere.

Zu seinem achtzigsten Geburtstag verfaßte ich als Sekundaner mein erstes Drama – das einzige von vielen, das aufgeführt wurde. Es behandelte eine Erzählung des Großvaters. Er war 1849 bei dem Feldzug gegen die Revolution in Baden nach Meersburg gekommen und dort Gast des Freiherrn von Laßberg gewesen, des Schwagers der Annette v. Droste-Hülshoff, des Entdeckers und Herausgebers der Manessischen Handschrift der mittelalterlichen Minnesänger. In dessen Burg waren 1848 die Freischärler gekommen, um ihn zur Huldigung vor der Revolution zu zwingen, waren aber, beschämt von der unbeugsamen Tapferkeit des Mannes,

abgezogen. Dies habe ich mit der entsprechenden Begeisterung dichterisch dargestellt, und wir Enkel und Enkelinnen führten es mit ebensolcher Begeisterung auf. Irgend etwas von Verständnis für den Freiheitskampf unseres Volkes war uns weder vom Elternhaus her gegeben noch von den aristokratisch-liberalen Offizierskreisen, die zwar für Schiller schwärmten, „Daheim“ und „Gartenlaube“ lasen, orthodoxes Kirchentum ablehnten, aber politisch selbstverständlich konservativ waren und noch mehr im sozialen Denken. Schuf die allgemein liberale Haltung eine gewisse Spannung zum Beerfelder Pfarrhaus, so wurde diese überbrückt durch die konservative Einstellung des Offiziers und vor allem durch die Ehrfurcht der Jungen vor der Prinzipientreue und Klarheit des Alten. Nie merkten wir Kinder etwas von dieser Spannung. Trefflich wußte der prinzipienstrenge Mann fröhliche Geschichten zu erzählen, und seine Witze trafen auch manchmal die Welt, in der seine Kinder standen. So liebte er es zu erzählen, wie er die große Masse seiner angesammelten Bände von „Daheim“ und „Gartenlaube“ einmal einem Diakonissenkrankenhaus für seine Patienten schenken wollte. Das Geschenk wurde abgelehnt: „Man wünsche doch mehr etwas für die Ewigkeit für die dortigen Kranken“. „Allerdings – für die Ewigkeit sind meine ‚Daheime‘ und ‚Gartenlauben‘ nicht!“ war seine fröhliche Antwort.

Als meine Eltern später in Arheilgen bei Darmstadt waren, war es die Sonntagsfreude, daß er mit seiner Tochter, Tante Elisabeth, die ihm den Haushalt führte, herauskam und den Nachmittagskaffee mit uns trank. Dann stiegen die ernsten und heiteren Erinnerungen seines Lebens auf und beleuchteten uns die Geschichte und die Heimat. Nach seinem Tod erlebten wir zum ersten Male das schwere Schicksal einer Tochter, die unverheiratet geblieben war, keinen Beruf gelernt hatte, sich ganz den Eltern, dem Vater und dessen Pflege geopfert hatte und nun mit über fünfzig Jahren völlig ohne Lebenszweck [16] war. Alle Teilnahme der Familie konnte sie nicht davor bewahren, durch ein einsames und verbittertes Alter zu gehen. Seitdem ist mir deutlich, daß das absterbende Leben unrecht tut, wenn es das aufsteigende einfach für sich in Anspruch nimmt. Das aufsteigende Leben muß für sich und seine Zukunft leben.

Die Familie Fuchs

Schon ganz in der Kindheit war mir eines an Vaters Reden merkwürdig. Dabei stieg immer auch etwas Schmerzliches in mir auf: Wenn er von seinem Vater oder gar von seinem Großvater redete, so klang da immer ein Bedauern mit, als ob etwas zu verhüllen sei. Was das war, tritt in seinen Lebenserinnerungen, die er später für das Hessische Sonntagsblatt schrieb, deutlich hervor. – Sein Großvater, mein Urgroßvater, Pfarrer in Flomborn in Rheinhessen, war überzeugter, wie es scheint gelehrter und entschlossener Träger des Rationalismus gewesen. Von ihm wohl stammen die sehr schönen alten Ausgaben von Eberhards neuer „Apologie des Sokrates“, Kantscher Schriften, Reinholds, Lessings, Schillers u. a., die Familienerbe sind. Seine Bibliothek stellt dem Mann kein schlechtes Zeugnis aus. Der strenge Lutheraner konnte seinen Schmerz um diese Einstellung des Mannes, in dessen Haus er einen großen Teil seiner Jugend zugebracht hatte, nicht verbergen.

Daß aber dieser Urgroßvater über seine Gelehrsamkeit hinaus ein redlicher Mann war, zeigt eine Geschichte, die später aus den Akten Flomborns auftauchte, die aber zugleich ein Beispiel dessen ist, was damals an Regierungsweisheit und Treue möglich war. Ihm war von der hessischen Regierung, die damals ein Freiherr v. Löw führte, eine beträchtliche, dauernde Zulage zu seinem Pfarrgehalt geboten worden, wenn er stillschweigend dulde, daß man in den Grundbüchern die Pfarräcker als Staatseigentum eintrage. Irgendwann einmal nach seinem Tode sollte dann plötzlich die Gemeinde vor die Tatsache gestellt werden, daß ihr vermeintliches Pfarrgut Staatsgut sei. Er hat dies Angebot abgelehnt und es dadurch erhalten. Ob solche Gebote auch ausgeführt wurden? Wir wissen es nicht. Es war aber damals immerhin eine tapfere Tat, solchem Willen einer Regierung sich entgegenzustellen.

Über den feinen handlichen Bänden der Bücher des 18. Jahrhunderts erhoben sich oben, auf Vaters Bücherbrettern, mächtige Folianten und herrliche Pergamentbände. Darunter sind vor allem Calvins Kommentar zu Jesaja aus dem Jahre 1570, seine „Institutio [17] christiana“ aus dem Jahre 1654 und viele andere. Fremd standen die gewaltigen Bände reformierter Theologen im streng lutherischen Hause. Aber sie hatten ihr gutes Recht; sie bezeugten es in meinem Entwicklungsgang, in dem das reformierte Erbe meiner Familie wieder durchbrach, in ihrer starken Willensfrömmigkeit. Es ist festgestellt, daß Pierre Renard vor 1591 und nach 1556 aus Valenciennes ausgewandert ist, wahrscheinlich etwa 1567 oder 68, als die durch Alba geleiteten Bedrückungen am stärksten waren. Etwa 100 000 Niederländer sollen 1567-69 ausgewandert sein. Er ließ sich zuerst in der Kolonie der Niederländer, St. Lamprecht, nieder, und sein Sohn kaufte sich das Gut in Monzingen, wo er Oberschultheiß wurde. Gut und Amt waren durch Jahrhunderte in der Familie. Pierre Renard war verheiratet mit Rahel Arnold, wohl auch aus Valenciennes. Es war wohl eine wallonische Kaufmannsfamilie. Sein Sohn Johann Peter Fuchs, geb. 28.2.1591, war verheiratet mit Anna Stern und starb am 16.6.1658. Ein Enkel von ihm, Bruder meines Vorfahren, war Staatsminister unter Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. in Berlin, Johann Heinrich von Fuchs (1664-1725). Verschiedene Glieder der Familie hatten hohe kirchliche Ämter in Bayern und der Pfalz inne.

Bemerkenswert ist wohl auch, daß die Urgroßmutter von Hofprediger Emil Frommel eine geborene Fuchs war.

Unsere Familie stammt also aus dem Kreise der niederländischen Reformierten, die unter Albas Bedrückungen das Land verlassen mußten.

Auch am eigenen Vater hatte der strenge Lutheraner keine ungetrübte Freude. Halb mit Stolz, halb mit Beschämung erzählte er von ihm. Er war 1832, nach wohlbestandenem Examen, mit einer Pfarrstelle betraut worden und hatte sich mit einer Tochter des sehr wohlhabenden Thurn- und Taxisschen erblichen Posthalters von Kreuznach, Anheißer, verheiratet. Alles schien auf ein geordnetes, behagliches Leben zu deuten. Doch ehe er seine Pfarrstelle antrat, machte er mit Freunden, die, wie er, frühere Glieder der Burschenschaft auf der Universität gewesen waren, einen Ausflug auf die Ebernburg. Dort, im Städtlein Sickingens, geschah, was uns der „Gensdarme“ erzählen mag, dessen Aussage vor Gericht wir noch in den vorhandenen Akten besitzen: „Ich ging in der Dunkelheit durch die Stadt. Vor dem Gasthause ... blieb ich wie angewurzelt stehen, denn ich hörte den Ruf: Es lebe die Freiheit!“

Pflichtbewußt ging der „Gensdarme“ in das Gasthaus und verhaftete die dort Feiernden, die alle zu mehr oder weniger langen Festungsstrafen verurteilt wurden, Großvater Fuchs zu einem Jahre, [18] das er auf Ehrenbreitstein abbüßte. Aber ihm war nun auch die Pfarrstelle verlorengegangen. Nach der Heimkehr gründete er mit seiner Frau ein Knabeninstitut zu Worms, das er bis in die 50er Jahre hinein leitete. Erst dann wurde er wieder zu Gnaden angenommen. Er erhielt eine Pfarrstelle, zuerst in Horrweiler, dann in Appenheim in Rheinhessen. Daß er seinen Überzeugungen treu geblieben war, beweist die Tatsache, daß er 1848 eine Abordnung Wormser Bürger an das Parlament in der Paulskirche in Frankfurt führte. Er starb 1879. Sein Nachfolger spricht im Nachruf davon, daß er zwar in seiner Jugend revolutionären Anschauungen gehuldigt habe, aber dann ein begeisterter Anhänger des Deutschen Reiches geworden sei. – Ein Stück der Legendenbildung: Die Generation um 1879 weiß nicht mehr, daß es gerade die Sehnsucht nach dem einigen deutschen Reich war, für die jene litten. Gnädig bescheinigt sie eine Gesinnung, für die sie nie imstande gewesen wäre, die Opfer zu bringen, die jene ihr gebracht hatten.

Religiös hatte sich der alte Burschenschafter wohl etwa entwickelt wie Ernst Moritz Arndt, zu einer orthodoxer Formulierung nahestehenden Frömmigkeit. Doch war der Sohn wohl nie so ganz von der Haltung des Vaters befriedigt, dessen Jugendsünde seinem konservativen Grundempfinden völlig unverständlich war.

Die erste Frau war nach der Geburt von fünf Kindern jung gestorben. Die zweite Frau kam nach dem Tod des Großvaters mit ihrer Tochter, Tante Dora, zu uns und wurde ein wichtiges Glied unseres Hauses. Sie war 1805 geboren, Tochter des Pfarrers und spätern Konsistorialrates Graf in Worms. Sie wußte zu erzählen, wie Napoleon 1812 auf der Flucht aus Rußland durch Worms kam. Sie sah vor Augen noch seine beiden Mohren, die beim Halten des Wagens herabsprangen und mit den Händen die Räder schmierten, damit es so rasch wie möglich weitergehen könne. Das war dem siebenjährigen Mädchen eindrucksvoller gewesen als der Kaiser. Sie erzählte auch, wie man das Silber der reichen Anheißerfamilie in Körben aus dem Hause getragen habe, um die Kosten des Prozesses und der ganzen Katastrophe zu decken. Sie erzählte von der alten Zeit, da man morgens – oft unter bittern Tränen, wenn der Funke nicht zünden wollte – mit dem Stahl Feuer schlug, wie wunderbar es war, als man Zündhölzer hatte und wie rätselhaft das erste Petroleum erschien und das erste Dampfschiff in Worms, und gar die erste Eisenbahn war auch uns eine geheimnisvolle Sache. (Nach ihrer Hochzeit waren die Eltern 1867 zwölf Stunden mit der Post von Darmstadt nach Beerfelden gefahren. Sie erlebten das Kommen der Eisenbahn in diese Gegenden. Für uns war die nächste Eisenbahnstation, Hetzbach, eine [19] Stunde entfernt.) – Sie war eine rechte Märchen-Großmutter und eine lebendige Chronik alter Zeit. Sehr lebendig wußten auch sie und Tante Dora zu erzählen aus dem Kriegserlebnis von 1866 und 1870. Andeutungsweise nur schilderten sie, wie in jener Gegend bis 1870 die Sympathien für Frankreich noch sehr stark waren und 1866 alles Katholische für Österreich war. Dann aber hatten sie den Durchmarsch der deutschen Truppen nach Frankreich gesehen, und eine ganze Schar junger, prächtiger Offiziere war bei ihnen einquartiert, die alle kurz nach Verlassen dieses Pfarrhauses bei dem berühmten furchtbaren Sturm auf die Spicherer Höhen gefallen waren. Immer wieder kamen ihnen die Tränen, wenn sie sagten, daß auch nicht ein einziger davongekommen sei, alle tot.

Selten sprach sie von religiösen Dingen. Hier mag sie mit der Einstellung ihres Sohnes nicht ganz einig gewesen sein. Merken ließ sie sich das nicht.

Die alten Mädchen

Fast ist meine Jugend nicht ohne sie zu denken. Zu meinem Elternhaus gehörte unsere Marie so selbstverständlich durch alle Jugendjahre. Sie war als junges Kind zu meinen Eltern nach der Konfirmation gekommen und blieb vierzig Jahre im Hause. Sie war voll sprudelndem, manchmal sehr sarkastischem Witze, darin eine echte Odenwälderin, klug, tatkräftig, fleißig und besaß eine Fülle von Volksweisheit und Überlieferung. In ihr stand das Volkstum des Odenwaldes ungebrochen und eindrucksvoll vor uns. Sie beanspruchte starke Autorität über uns Kinder und übte großen Einfluß aus. Sie dachte nicht daran, daß das anders werden könne und hat mich als Studenten und angehenden Pfarrer noch immer behandelt, als wäre ich ihr vierzehnjähriger Junge. Sie bedachte einen bei allem, was ihr nicht paßte, z. B. wenn man ihr beim Aufwaschen der Zimmer oder Vorplätze über den nassen Fußboden lief, mit ihren kräftigen Odenwälder Lieblingsworten für einen ungeschickten Menschen. Unvergeßlich ist mir ihre kraftvolle Figur, wenn sie mit dem Wasserzuber auf dem Kopfe den steilen Berg vom Brunnen heraufstieg, eine Leistung, die nur eine in Beerfelden aufgewachsene Frau vollbringen konnte. Dort hatten alle Frauen das Wasser auf einem Weg von einer Viertelstunde einen sehr steilen Berg heraufzutragen, im Winter bei Eis und Schnee eine unheimliche Leistung. Unsere Marie hatte mit ihrer Tatkraft sich eine solche Stellung in der Familie verschafft, daß meine Mutter oft sehr unter ihrer Eigenwilligkeit zu leiden hatte. Schließlich konnte sie [20] durchaus nicht mehr die rechte Stellung zu einem meiner jüngern Brüder finden, der in der Zeit des Erwachsenwerdens ihre Zucht nicht mehr ertrug. So ging sie weg, obwohl das von beiden Seiten als ein schweres Leid empfunden wurde. Sie lebte dann noch einige Jahre bei Verwandten von ihren Ersparnissen.

Das volle Gegenstück zu ihr war das Mädchen im Hause von Onkel Julius, dem Bruder meiner Mutter, zart und still, wenn auch fröhlich, fein im Benehmen, wie es in den Offiziershaushalt paßte. Ihr waren die Kinder ihrer Herrschaft die junge Herrschaft. Jener andere Typus der einfachen Frau voller Zartheit, Rücksicht und Fürsorge, war sie die unentbehrliche Zuflucht in allen Schwierigkeiten, unentbehrlich bis zu ihrem Tode.

Und wieder ganz anders die kluge, selbstbewußte Auguste, im Hause des Großvaters. Sechzig Jahre war sie dort. Unbedingt treue Dienerin, die aber nach dem Tode des Großvaters geradezu die Herrin geworden war und unsere Tante Elisabeth tyrannisierte. Aber auch sie war voll Erinnerung an die alte Zeit. Für die jüngere Generation war es ein erstaunliches Erlebnis, wenn die drei Alten bei einem Treffen in ihrer lebendigen Freundschaft nun die Familienerinnerungen austauschten und über alles Vergangene der Familie viel besser Bescheid wußten als wir.

Das Erlebnis dieser prachtvollen, starken Frauengestalten hat wohl mit dazu beigetragen, mich mit der Ehrfurcht vor den Kräften der Volksmassen zu erfüllen, die bis heute ungebrochen in mir ist, durch die Lebenserfahrung bestätigt. Ich wollte, die Schicksale unseres Volkes würden endlich aus dem Vertrauen auf diese echte Kraft gelenkt. Ein Stück alter patriarchalischer Lebensgestaltung steht in diesen Mädchen und ihrem Lebensschicksal vor uns. Von solcher Gestaltung war meine Jugend noch ganz umfangen.

Beerfelden

Mein Vater wurde in Beerfelden Nachfolger Christian Müllers, der Hausgeistlicher und Berater in allen Lebensangelegenheiten bei der gräflichen Familie in Erbach-Fürstenau geworden war. Besonders seit dem Tode des Grafen galt er dort als wichtige Persönlichkeit.

Es gab drei Linien des Hauses Erbach. Von ihnen wendete sich Erbach-Schönberg mehr und mehr dem neuen hessischen Staate und der neuern bismarckschen Gedankenwelt zu, dem klug gemäßigten Liberalismus dieses Staates. Erbach-Erbach und Erbach-Fürstenau, letzteres am stärksten, pflegten die alte Tradition der Familie, die [21] bis 1806 reichsunmittelbar war. Als Untertan konnte man sich nicht fühlen. Daß ein Schüler Vilmars wie Christian Müller in solchem Hause eine ganz hochangesehene, maßgebende Persönlichkeit war, ist verständlich. Er gab die Gedankenwelt, die in dieser machtvollen Mischung von kirchlichem Autoritätsanspruch und politischer Legitimität ein tragender Hintergrund dieses Familienbewußtseins war.

Diese Mischung von lutherisch-religiöser Tradition und politischer Legitimität trat mir später in einem unvergeßlichen Erlebnis entgegen. Ein alter Freund meines Vaters, der prächtige, bescheidene, liebenswürdig-charaktervolle Konrektor von Neuendettelsau Ludwig Draudt war mit mir, der ich junger Student war, in Berlin bei meiner jung verheirateten Schwester zu Gast. Ich hatte ihm Berlin zu zeigen. Als wir vor dem damals neuen Bismarckdenkmal standen, sagte er: Die Sünden dieses Mannes wird unser liebes Deutschland noch einmal schwer büßen müssen! –

Für den jungen, vom Geiste der Zeit beherrschten Studenten war es ein Wort, über das er lächeln mußte. Er war begeistert für dies bismarcksche Deutschland. Allerdings lag die Sünde, um die es ging, ja auch tiefer, als Draudt ahnte. Nicht das Unrecht gegen die Fürsten von Hannover, Hessen-Kassel usw. war die Sünde. Die Sünde war, daß man ein Volk in diesen Machtwahn nach außen und diese Abschwächung des Gerechtigkeitsgefühls nach innen hineinriß, die Bismarck in seiner Politik gegen den Katholizismus und gegen die Proletariermassen schuf.

Aber auch in der Bevölkerung lebte noch das Bewußtsein des alten Zusammenhangs der zur Grafschaft gehörenden Gegend und das Untertanenbewußtsein gegenüber der „gnädig' Herr-

schaft“. Unvergeßlich ist mir der Ton der Ehrfurcht, mit dem dies Wort von der „gnädig’ Herrschaft“ immer wieder ausgesprochen wurde; wie oft hörte ich das unterwürfige „die gnädig’ Gräfin“, wenn sich arme Frauen bei Vater oder Mutter für die Wohltaten bedankten, die sie durch ihre Vermittlung von dort empfangen hatten. Das Gräfliche Haus nahm diese Ehrenpflichten ernst und war tatsächlich eine Zuflucht vieler Bedrückten aus dem immer mehr verarmenden Städtlein. Auch war im sonntäglichen Kirchengebet nach dem Gebet für das Großherzogliche Haus ein Passus eingefügt für die „gnädige Herrschaft, das gesamte gräfliche Haus“, und besonderer Ereignisse in diesem Hause wurde gewissenhaft gedacht.

Ich kann mich nicht erinnern, daß mir irgendwie einmal eine Ablehnung dieses Geistes aus der Bevölkerung entgegengetreten wäre, obwohl die alte Tradition des Odenwaldes, der ja schon im Bauernkrieg leidenschaftlich bewegt gewesen war, nicht erloschen war. Die [22] freisinnige Partei – damals die radikale Linke – hatte zum Entsetzen meines Elternhauses immer ganz starke Stimmenzahlen im Städtlein und in der Umgegend. Auch hatte ja das Jahr 1848 den Odenwald mächtig bewegt. Später sah ich in einem Dorfe des Odenwalds eine Scheune mit der Inschrift: „Diese Scheune ist erbaut im ewig denkwürdigen Jahr 1848“.

Stolz war man in Beerfelden auf die Wiedereroberung des einzigen alten Glasfensters der Kirche. Die ältere Kirche habe deren drei gehabt. Bei einer Reparatur wurden sie herausgenommen. Als man sie wieder einsetzen wollte, waren sie verschwunden.

Auf einmal verbreitete sich das Gerücht in der Gegend, daß die drei Fenster im Rittersaal zu Erbach aufgetaucht seien. Graf Franz von Erbach war ein leidenschaftlicher Sammler. Von ihm gibt es die entzückende Geschichte, wie er seinen Diener zum „Mantelsprung“ ausbildet und ihn den Helm von Cannä vom Arm der Minerva im Vatikanischen Museum in Rom stehlen läßt. Der trägt ihn als Buckel auf dem Rücken bis nach Erbach, wo er heute noch zu sehen ist. 1806 erhält der Graf eine Vorladung vor Napoleon nach Frankfurt, kehrt zurück und sagt diesem Diener: „Die Grafschaft haben sie mir genommen. Aber den Helm von Cannä haben sie mir gelassen!“ Dieser selbe Graf soll die drei Fenster aus der Kirche seiner Untertanen gestohlen haben. 1848 zog Beerfeldens Bürgerheer nach Erbach vors Schloß und forderte die Fenster. Aufzufinden war nur noch das eine, das sie zurückerhielten. Es schmückt heute noch die Kirche. Es ist ein Kreuzigungsbild. Der Kopf des Christus ist beschädigt.

Es war also doch sehr viel mehr jene Decke der Lähmung und Furcht, die es so erscheinen ließ, als ob das Wort „gnädig’ Herrschaft“ wirklich die innere Einstellung aller dieser Menschen ausdrücke, als es wirklich der Fall war. –

Wenn man ein Stücklein den Berg hinaufstieg, kam man ja auch zum Galgen, neben ihm die uralte, mächtige Eiche, hohl, zerfallend. 1810 sollte der letzte Verbrecher, ein Wilddieb, der einen Hirsch geschossen hatte, hier aufgehängt worden sein. Doch weder wir Kinder noch jene Lutheraner, die so einfach ihre aufrichtige Frömmigkeit mit politischer Legitimität mischten, machten sich klar, wieviel Unrecht, Schrecken und Entsetzen auch hinter diesem Wort „gnädig’ Herrschaft“ stand.

Wir Kinder lebten ganz im Geiste der Legitimität. Es war immer etwas Besonderes, wenn ein Mitglied der Grafenhäuser uns besuchte. Etwas ganz Besonderes war es, wenn wir gar einmal im Sommer, wenn die gräfliche Familie auf ihrem nahen Sommerschloß auf dem Krähberg war, mitgenommen wurden und mit den jungen Grafen [23] und Gräfinnen spielten. Es war nicht nur das Spiel im wundervollen Walde auf der Bergeshöhe, wo ein kleines Borkenhäuschen ganz als Kinderküche eingerichtet war, es war auch eine Stimmung besonderer Erhabenheit, die über dem allem lag.

So hängt auch ein anderes großes Wunder meiner Jugendzeit mit der „gnädig’ Gräfin“ zusammen. Sie hatte in Beerfelden eine Kinderschule gestiftet, die von Diakonissen aus Neuendettelsau geleitet wurde. Diese waren selbstverständlich die engsten Freundinnen unseres

Elternhauses, und wir erlebten alle Schicksale dort mit. Sie und die damit verbundene Krankenschwesternstation waren eine große Wohltat für das arme Städtlein. Dieser Kinderschule aber hatte die „gnädig' Gräfin" auch eine wunderbare Krippe gestiftet. Sie bestand aus etwa dreißig Zentimeter hohen Figuren und nahm eine ganze Wand des Saales der Kinderschule ein. Da waren Bethlehem, das Feld mit den Hirten und die Engel. Da war sogar Jerusalem, aus dem die drei Könige herauszogen. Schließlich, in der Mitte, die große Krippe, zu der alles hinzog. Daneben stand der große Weihnachtsbaum. So vollzog sich denn nun das Weihnachtsfest, daß man zuerst zum Gottesdienst in die Kirche ging, dann ging es mit den Schwestern in die Kinderschule, wo den Kindern im Beisein der Eltern beschert wurde und man die wundersame Krippe besichtigte. Endlich ging es nach Hause. Kaum war man eingetreten, da klingelte es bei Großmutter Fuchs, die unten neben Vaters Studierzimmer wohnte; die Türe ging auf, und der kleine Baum mit dem goldnen Engel an der Spitze stand leuchtend da, bunt behangen, darunter die kleinen, für uns schon herrlichen Geschenke, die Großmutter für einen jeden bereit hatte.

Ehe man sich ausgefreut hatte, klingelte es oben. Man stürmte die Treppe hinauf, die Tür zum Allerheiligsten, zur „guten Stube", die man sonst nie betreten durfte, stand offen, auf dem Tisch der große Baum mit dem weißen Engel an der Spitze, ganz gold- und silberglänzend vom Schmuck, den unsere Mutter selbst aus Gold- und Silberpapier geschnitten hatte, wobei wir ihr vor Weihnachten helfen durften. Darunter stand die kleine, bescheidene, auch selbst gefertigte Krippe – und doch das alles über die Maßen zauberhaft. Hier war Höhepunkt und Mittelpunkt der Weihnachtsweihe und -freude. Unterm Baum stand der Vater mit der geöffneten Bibel. Er las die Weihnachtsgeschichte. Heute noch höre ich seine Stimme und jedes Wort. Dann wurde man zu seinen Geschenken geführt. Überwältigend reich waren sie immer für unsere Begriffe – wirklich immer reicher, als das arme Pfarrhaus erwarten ließ. Sie kamen von Großvater, von Onkel Julius, von allen Patenonkeln und -tanten der [24] sieben Kinder, dazu Mutters selbstgebackenes Weihnachtsgebäck, vor allem das Anis, das in Hessen so besonders wichtig war, mit seinen alten Bildern aus ehrwürdigen Formen und Tante Doras „Wurstweck", eine in Brötchenteig gebackene Bratwurst, die man stückweise in den kommenden Tagen verspeiste. Die ganze Festwoche durfte man im „guten Zimmer" spielen. Ihren Abschluß fand sie am 2. Januar mit Bruder Julius' Geburtstag. An ihm wurden zu einer einfachen Festlichkeit mit Verlosung die Freunde der Kinder des Hauses eingeladen. Am 3. oder 4. hatten die beiden großen Brüder zur Schule nach Darmstadt zurückzureisen, und für uns alle begann der Alltag. – Warum es einen solchen Alltag gab und er sich immer wieder durchsetzte, war mir lange unbegreiflich und sehr schmerzlich.

Daß mein Vater Zeit und Kraft hatte, uns solche Festtage mitzugestalten, ist seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit zu danken. Für ihn müssen diese Festtage Tage ganz gewaltiger Arbeitsleistung gewesen sein. Es war eine Riesengemeinde, die er mit einem andern Pfarrer gemeinsam zu verwalten hatte, vierzehn zum Teil zwei- bis zweieinhalb Stunden weit entfernte Dörfer waren zu besuchen. Als wir Kinder zum Bewußtsein erwachten, war seine Stellung der ganzen Bevölkerung gegenüber eine sehr angesehene und einflußreiche. Wir spürten das an der Freundlichkeit und Liebe, mit der wir Pfarrerskinder überall empfangen wurden. Aus Erzählungen und gelegentlichen Bemerkungen der Eltern empfanden wir, daß es nicht immer so gewesen war, ja, daß sie sich die Freundschaft auch solcher, die uns nun als selbstverständliche Freunde erschienen, erst hatten erringen müssen. – Es war wohl die besonders schroffe Orthodoxie und das von ihr geformte seelsorgerliche Pflichtbewußtsein, das im Anfang meinen Vater in Gegensatz zu der Stimmung der führenden Kreise der kleinen Stadt gebracht hatte; eine gewisse Fremdheit den Honoratioren gegenüber wurde nie überwunden. Aber die unbedingte Treue seiner Seelsorge, die große Macht seiner Predigt – er war ein sehr eindrucksvoller Prediger – überwand allmählich alles. Man erlebte eben bei ihm, daß der Mann, der in seinem öffentlichen Rügen von Sünden wie ein harter Richter erschien, nur vom

restlosen Willen zur Hilfe erfüllt war, wenn man persönlich sie nötig hatte. War man früher an das milde Wort und Wesen rationalistischer Pfarrer gewöhnt, so lernte man doch nun auch in dieser Orthodoxie die Liebe verstehen. Während sich also im Anfang nur die pietistisch-orthodoxen Kreise der Gemeinde zu ihm gestellt hatten, wuchs die Zahl derer, die in Verehrung an ihm hingen, von Jahr zu Jahr. Dazu trug die Fähigkeit seiner Frau viel bei, die ihn in all den Dingen – trotz ihrer großen Familie – restlos unterstützte, wo eine Frau am Platze [25] war. Sie – die immer selbst an Mitteln knapp war – hatte immer etwas übrig für andere, konnte in schweren Notfällen die Hilfe des Grafenhauses anrufen und stand in enger Zusammenarbeit mit den Diakonissen.

Es gehörte zum Weihnachtsfest, daß wir am Vormittag des 24. Dezember jeder mit seinem Körblein oder Täschlein die armen Freunde des Hauses besuchten und ihnen etwas brachten. Und es war wirklich so, daß wir Kinder es als Freundesgabe an Freunde empfanden, nicht als ein Schenken von oben herab.

Selbst in der Zeit, in der ich noch gar nicht mit Verständnis folgen konnte, gehörten mir die Gottesdienste meines Vaters zu großen Erlebnissen. Da war an Festtagen die überfüllte riesige Kirche, und seine aus überzeugter Frömmigkeit kommenden Worte rauschten mächtig über die Gemeinde hin. Man fühlte, wie sie davon bewegt wurde. Wenn er später in einer ganz eigenartigen persönlichen Würde und Ergriffenheit das Abendmahl spendete, so ging wieder etwas von dieser Wirkung von ihm aus. Seine ganze Wirksamkeit war von dieser persönlichen Ehrfurcht vor dem Ewigen getragen. Ich habe ihn an Krankenbetten beten hören und fühlte mit, wie er die Kranken der Wirklichkeit des Ewigen näher brachte.

Die in viele Dörfer zersplitterte Gemeinde erforderte viele Gänge über Land. Hier hat die Eisenbahn vieles geändert. Aber es ist fraglich, ob der Pfarrer ein so gern gesehener Gast heute noch ist wie damals. Wir durften es empfinden an den Geschenken, die uns Vater öfter mitbrachte. Unvergeßlich ist es mir, als er eines Tages einen mächtigen Laib Bauernbrot auspackte – er kam aus abgelegenem Dorfe –, ein gut Stück des einen Rundes war abgeschnitten, in zwei Höhlungen je Butter und Honig verstaut. Ein besonderer Genuß war es, wenn er uns die mitgenommenen Brote zum Teil wieder mitbrachte. Er gab sie uns als etwas Besonderes: „Da haben die Vöglein drüber gepfiffen“, sagte er. Sie schmeckten uns auch besonders. Ich esse heute noch solch angekrustetes Brot gern.

In Ferienzeiten durften wir ihn auch manchmal begleiten. Was waren das für herrliche Gänge durch die wundersamen Wälder, Berge und Täler des Odenwaldes, nach dem Sensfelder Friedhof auf waldiger Bergeshöhe, nach Schöllenbach usw. – In Zeiten der Vakanz der andern Pfarrstelle oder einer Nachbarstelle wurde wohl ein Wagen genommen, weil sonst die Arbeit nicht zu bewältigen war. Dann waren es Fahrten über Berg und Tal, durch Wald und Wiese.

Unvergeßlich ist mir eine Fahrt, die lange zwischen zwei brennenden Waldgebieten hindurchführte. Man hatte „Rinde geklopft“ und brannte die Reste des Buschwaldes ab. Das „Rindeklopfen“ war [26] damals eine wichtige Industrie des armen Waldlandes. Man zog weite Strecken von Eichenbüschen. Hatten die Stämmlein eine bestimmte Dicke, so wurden sie abgehauen, die Rinde abgeschält und die Stämmlein zu Feuerholz verarbeitet. Der Rest des Waldes wurde abgebrannt und zunächst mit Gerste angesät, bis die Büsche wieder sproßten. Nach einigen Jahren konnte man wieder „Rinde“ ernten. Diese Eichenrinde war ein wichtiges Mittel zum Gerben für Lederfabriken. Sie ist heute durch ausländische Gerbmittel verdrängt, was für jene Gegend eine große wirtschaftliche Schädigung bedeutet.

Einmal führte uns Vater mitten im Walde vor ein altes, verfallenes Haus. Er ließ uns durch die Fenster in den weiten, öden Raum schauen, in dem allerlei Gerümpel zu sehen war: Das war vor kurzem noch eine Tuchfabrik. Sie mußte geschlossen werden, weil die großen Webe-

reien der Städte die kleinen Betriebe erstickten. Da erlebten wir im kleinen Beerfelden ein Stück des wirtschaftlichen Schicksals der Zeit. Tuchweberei war uralte Industrie. Einige Tuchweber waren noch da. Auch Leinenweber gab es noch. Flachs wurde noch gebaut. Wir Kinder erlebten den ganzen wunderbaren Vorgang mit, durch den Flachs in Leinwand verwandelt wird. Wir sahen die Flachsfelder grünen, blühen und zur Ernte kommen. Überall an den Wegrändern waren die merkwürdigen Gruben in den Wegrain eingebaut, über die Hölzer gelegt wurden und auf denen der Flachs geröstet wurde. Wir erlebten das Brechen des Flachses mit, das Zerlegen in seine Fasern, das Haspeln und Spinnen und schließlich das Weben am klappernden Webstuhl mit Hand- und Fußbetrieb.

Es war auch eine Seifenfabrik und Lichterzieherei am Ort, deren geheimnisvolle Vorgänge wir miterlebten, und in der Nähe war eine kleine Papierfabrik. Wie war der Herstellungsprozeß so interessant!

Aber das alles war im Erlöschen. Ein Webstuhl nach dem andern stand still, eine Tuchweberei nach der andern wurde geschlossen. Die Papierfabrik hörte auf. Am längsten ging es mit dem Seifensieden. Die wohlhabenden Tuchweber verarmten. Ihre früheren Arbeiter wurden arbeitslos. Die Not im Städtlein wuchs. Es begann die große Auswanderung nach Amerika. – Ein jüngeres Familienglied ging zuerst. Wenn es sich drüben etwas errungen hatte, ließ es die andern nachkommen. Viele schwere Abschiedsszenen habe ich miterlebt, wenn junge Menschen vom Elternhaus, alte von ihrer Jugendheimat gingen. Oft wurde der Pfarrer zu einer Abschiedsandacht gebeten, besonders wenn es Leute aus dem pietistischen Kreise waren. Es waren durchweg tüchtige, arbeitsfrohe Menschen, die nach Amerika gingen. Deutschland hatte so viel zu tun, Millionäre zu züchten, daß es dieser vergessen mußte. Selbst volkswirtschaftlich nüchtern betrachtet, hätte [27] man wissen müssen, daß nicht das Geld, sondern die hinter dem Gelde stehende Arbeitskraft der Volksmasse der Wert ist.

In den Dörfern ringsum lebte ein kluger, mit dem fröhlichen Witz der Odenwälder begabter, lebensstarker Bauernstand. Ein Dorf – besonders wohlhabend – war wegen seiner Pferdezucht bekannt. Das war ein feiner Anblick, wenn diese Bauern mit ihren Pferdewagen in ihren alten Trachten ins Städtlein einsprengten: Die Männer in langen Tuchröcken mit silbernen Knöpfen, Dreimaster auf dem Kopfe, die Frauen in schwarzen Tuchkleidern mit steifen, schwarzen, fast viereckigen Häublein auf dem Kopfe; zum Abendmahlsgang waren es weiße Häublein. So sprengten sie zum Gasthaus, wo vor dem Gottesdienst kürzer, nach dem Gottesdienst länger eingekehrt wurde. Eine Stärkung gehörte auch vor dem Gottesdienst dazu. Von den weniger wohlhabenden Dörfern kamen sie in langen Reihen zu Fuß, Männer und Frauen, auch in den Trachten. Dann füllten sie die Kirche.

Diese war ein saalartiger, wenig schöner, sehr großer Raum. Sie war in den Jahren nach 1810 erbaut. 1810 im Herbste war das ganze Städtlein mit seiner Kirche abgebrannt. Am Sonntag schlug die Herdflamme in das Öl einer Pfanne, in der eine Frau Pfannkuchen backen wollte. Sie erfaßte das Stroh des Daches, der Wind trug sie weiter. Das Städtlein auf dem Berge hatte Wasser nur unten im Tal. Es brannte ab. Jedes Jahr wurde am Brandfeiertag dieses Unglücks in einem Gottesdienst gedacht. Gerettet war aus der alten Kirche nur jenes Glasfenster mit der Kreuzigung, das damals im Erbacher Schloß gewesen war.

Waren so die Sonn- und Feiertage Gelegenheiten für die Landbewohner der Umgegend, sich im Städtlein zu treffen, so waren noch einige solcher Gelegenheiten bei den Märkten. Alle Vierteljahre wurde ein Markt in Beerfelden gehalten. Er war immer ein ganz großes Ereignis für alt und jung. Da gab es eben alles zu kaufen, was eine Landbevölkerung nötig hat. Da war aber auch der „wahre Jakob“, der in der klügsten, gerissensten, humorvollsten Weise seine Waren an den Mann bringen konnte. Ihm mußte man stundenlang zuhören, bezaubert nicht nur vom Witz des Ausrufers, sondern auch von der lebendigen, entzückten Teilnahme der Zuhörer. Da war das Kaspertheater und die Moritat mit ihren grausig-primitiven Bildern und

den ebenso grausigen Liedern, die – mit unerträglicher Stimme gesungen – eine Moral aus einer erschreckenden Darstellung menschlicher Gemeinheit entwickelten.

Außer diesen Jahrmärkten fanden im Städtlein die Viehmärkte statt – Sammelpunkte des allerernsthaftesten Teiles der Bevölkerung der Umgegend. Denn was kann ernsthafter sein als ein Viehhandel? [28] Da trieben wir Kinder uns umher, besahen das feine Vieh – die höchste Bewunderung galt den Pferden und ihren Reitern –, besahen aber auch die alten und jungen Bauersmänner, die da schwer und ernst das Vieh musterten, lauschten in höchster Spannung den unverständlichen, höchst lebhaften Handelsgesprächen zwischen ihnen und den jüdischen Händlern. – Der Jude spielte ja dabei eine außerordentliche Rolle. Wir begriffen es nicht. Aber es war zu wunderbar anzusehen, wie sie aufeinander lossprachen, sich in die Hände schlugen, dann innehielten, einer davonging und der andere ihm folgte.

Juden waren im Städtlein mehrere sehr angesehene Familien. Wohl stiegen damals die ersten Anfänge der antisemitischen Bewegung herauf, aber diese Juden, die auch an Vermögen die andern Einwohner nicht weit überragten, waren wohlgelitten. Da wohnte uns gegenüber ein armer, alter Jude mit seiner Tochter. Er handelte nur noch mit den allerältesten Pferden, die für den Schlächter reif waren. Aber seine ernsthafte und erstaunliche Frömmigkeit erweckte Ehrfurcht. Er stand an den Sabbatabenden im Sommer auf seiner hohen Treppe vor dem Haus und wand seine Gebetsriemen und murmelte seine Gebete. Im Winter sah man ihn im erleuchteten Zimmer auf- und abschreiten. Oben schimmerten die Kerzen des siebenarmigen Leuchters. An Ostern erhielten die Nachbarskinder selbstverständlich ihren Anteil am Matzen, den wir sehr liebten. Im Herbst halfen wir wohl Vogelbeeren und andern Schmuck für die Laubhütten sammeln und saßen dann mit andächtiger Frohheit mit unter ihren Büscheln. Am „langen Tag“ lugten wir durchs Synagogenfenster auf die Versammlung der weißgekleideten Männer und hörten gruselnd das Hörnchen blasen. Etwas Schweres legte sich über die Neugierde, wenn sie im raschen Lauf einen Sarg durch die Straßen trugen zum Judenfriedhof nach Michelstadt.

Auch diese Juden sind ein Stück dieser Welt alter Tradition, in der Mittelalter und Reformationszeit, Aufklärung und Orthodoxie noch lebendig waren und das Wachsen und Werden des Seelenlebens mitbestimmten.

Im Elternhaus gab es keinen Antisemitismus. Da wurde der Jude mit tiefem Mitleid geliebt. Er war dem Heiland fern, kannte ihn nicht. Was sollte man mehr ersehnen, als daß er ihn kennen lerne. Mein Vater war ein begeisterter Mitarbeiter an der Judenmission, deren Direktion er lange Jahre angehörte. Wie sehr er dabei auch diesem Teile der Einwohner nahekam, zeigt eine kleine Geschichte, die er mit Freude immer wieder erzählte. Als er nicht mehr in Beerfelden war, begegnete ihm auf Darmstadts Straße ein Jude aus Beerfelden. Froh eilte er auf ihn zu und begrüßte ihn: „Ach, Herr Pfarrer, daß [29] Sie uns verlassen haben! Wir sind eine Herde ohne Hirte geworden!“ –Auch im Odenwald war der jüdische Geldgeber – aber nicht nur der jüdische – eine Gefahr für den kreditbedürftigen, finanziell ungeschickten Bauern. Mein Vater gehörte zu den ersten, die ihm entschlossen entgegenwirkten, nicht durch Redensarten, sondern durch Gründung von Kreditgenossenschaften und Erziehung der Bevölkerung.

Anfang der achtziger Jahre war es ihm möglich, der gesamten Gegend einen großen Dienst zu leisten. Ein Kreditverein hatte durch sehr unbedachtes Handeln seines Vorstandes schwersten Bankrott gemacht. Das Austragen dieser Sache auf dem Wege von Prozessen hätte eine große Zahl der Bauern- und Bürgerfamilien der ganzen Gegend ruiniert. Da wanderte mein Vater monatelang mit dem damaligen Amtsrichter Bauer von Dorf zu Dorf der weiten Gegend und bestimmte die Leute zu einem Vergleich, der das prozessuale Austragen vermied. Er wurde während dieser Zeit aufs schwerste umkämpft. Als aber das Ergebnis gesichert war und deutlich wurde, hatte er sich eine Stellung in der ganzen Gegend erobert, die nicht mehr

zu erschüttern war. Von da ab gehörte für ihn das Wirken in diesen Genossenschaften zum Leben. Es hat ihm viel Kraft gekostet. Wie oft hörte ich ihn sagen: Helft dem Bauern nicht dadurch, daß Ihr gegen andere streitet! Helft ihm, indem Ihr ihn selbst fähiger macht! – Merkwürdig war seit dieser Zeit auch sein inniges Freundschaftsverhältnis zu dem Herrn Amtsrichter Bauer. Der war von Haus aus Katholik und der Weltanschauung nach ein Liberaler, also ein Ungläubiger. Er ließ keinen Zweifel, daß er da nicht zu bekehren war, und man geriet manchmal in sehr eifriges Disputieren. Aber seine lebendige Mithilfe an allem, was half, Menschenwohl zu fördern, war ein starkes Band. Wenn der Herr Amtsrichter ans Fenster klopfte, dann gab es kein Halten. Es ging zum gemeinsamen Spaziergang. Dafür, daß er ihren Mann immer wieder zur gesunden frischen Luft führte, vergab auch die Pfarrfrau den Unglauben. Ich selbst war durch Jahre der Spielkamerad des einzigen Töchterleins des Amtsrichters. Der Höhepunkt unserer Spiele war, wenn wir im weiten Schöffensaal unter den grünverhangenen Tischen etwas Geheimnisvolles oder gar Gruseliges aufführten.

In diesem Schöffensaal hatte ich mein erstes Zusammenstoßen mit Justitia. Unser Schulsaal lag im Rathaus, und ein Bürger des Ortes hatte den Herrn Bürgermeister schändlich beschimpft. Der Herr Lehrer hatte die Schultür ein wenig geöffnet und gelauscht, und die Klasse der zehn- bis elfjährigen Jungen mußte vor Gericht aussagen, was der [30] Mann gelärmt hatte. Ich sehe noch, wie wir zitternd und bebend im Vorzimmer saßen, einzeln hereingeholt wurden und weinend zu Protokoll gaben, daß es ein greulicher Lärm gewesen sei und der Herr Lehrer die Türe geöffnet habe. Das – glaubten wir – sei das Verbrechen und dafür würde nun der Herr Lehrer bestraft werden und wir seien daran schuld. Pädagogik der guten alten Zeit!

Gruseln durfte man sich öfter in der guten alten Zeit. Da führte von einer Seite des Städtleins zur andern ein Weg durch ein Wiesental. Da sprang dem, der hindurchging, im Dunkeln „das Muhkalb“ auf den Rücken, und er mußte es hinübertragen. Was ein „Muhkalb“ ist, weiß ich heute noch nicht. Aber daß es zum Totfürchten war, merkten wir, sooft wir diesen Weg gehen mußten.

Daß es in der Kirche und um die Kirche „spukte“, war klar, und es war für uns Pfarrerskinder oft eine Tat des Mutes, in der Dämmerung an der Kirche entlang nach Hause zu gehen. Was waren auch im hintern Teil der Kirche und auf deren Boden für unglaublich unheimliche Gelasse! Auch in den Pfarrhäusern spukte es. Am greulichsten zum Glück im ersten Pfarrhaus, das älter war und Scheunen und Gelasse von dunkler Tiefe hatte. Der Galgen war auch ein unheimlicher Ort und noch eine ganze Reihe anderer Örtlichkeiten, an denen die uralten Gespenster hausten.

Der Kampf ums Luthertum

1866 war vorüber. 1870. Bismarck baute den nationalen Staat. Das bedeutete einen gewaltigen Sieg der liberalen Tradition des 19. Jahrhunderts. Das liberale Bürgertum und die liberale Welt der Bildung hatten den nationalen Gedanken seit den Zeiten der Freiheitskriege und der Burschenschaft durch Verfolgung und Not gegen Fürstentum und Orthodoxie getragen. Seine Zeit schien gekommen. Man war „liberal“ und baute einen Staat, der möglichst alles umfaßte und alles in seine sanfte Ordnung und Erziehung nahm. Selbstverständlich war dieser Liberalismus kein antireligiöser Liberalismus. Er kam von Arndt und Stein, von Fichte und Hegel, von Kant, von Freiheitskriegen und Burschenschaft, und Emmanuel Geibel war sein Sänger. Aber der Gedanke der dogmenfreien, einheitlichen deutschen Kirche war stark in ihm. – So weit wollte man in den kirchlich-liberalen Kreisen nicht gehen. Dort wußte man zuviel von der Macht überlieferter Orthodoxie, Volkssitte und Volksmeinung. Aber man wollte der Zeit Rechnung tragen und begann überall die „Union“ zu schaffen, die Zusammenfassung der reformierten und lutherischen Gemeinden und Kirchenge-[31]bilde in einheitlicher Verwal-

tung – und möglichst einheitlicher Gottesdienstgestaltung. Es sollte möglich werden, daß Reformierte und Lutheraner in einer Kirche anbeteten, in einem Sakrament sich Gott näherten.

Meine Vorfahren hatten in den schweren französischen Kämpfen um ihren reformierten Glauben gelitten, mein Urgroßvater war Vorkämpfer des Rationalismus, der Großvater der Burschenschaft und des nationalen Liberalismus. Nun, da dieser siegreich war und sehr, sehr oberflächlich wurde, war mein Vater Vertreter strengsten, ums Leben kämpfenden Luthertums. Ihm war es undenkbar, daß er das Abendmahl Menschen austeilen solle, von denen er wußte, daß sie Leib und Blut Jesu nicht zu empfangen glaubten. Das war ihm Blasphemie.

Als Vertreter des starken Amtsbegriffes Vilmars konnte er es unmöglich für recht halten, daß die Kirche Jesu Christi von gewählten Synoden geleitet werden solle und eine Gemeinde dieser Kirche von gewähltem Kirchenvorstand. Jeder „Ungläubige“ sollte ja nun auch zu diesen Körperschaften wählen und gewählt werden dürfen. Diese wieder sollten in vielen Dingen Autorität über die Pfarrer haben und gar bei deren Wahl mitwirken.

1874, in meinem Geburtsjahr, begann dieser Kampf. Er wurde mit großer Heftigkeit geführt und die Gemeinden leidenschaftlich hineingerissen. Im Odenwald, in der alten Grafschaft, wurde der Kampf gestützt durch die Grafenfamilie Erbach-Fürstenau, deren Geist der Legitimität in dieser lutherischen Frömmigkeit ihren Ausdruck fand. „Legitimität“ im kirchlichen und staatlichen Leben, das war so ganz die Lebensstimmung dieses Luthertums. In der Kirche das Amt, das die Sünde straft, Gnade verkündet und gibt und Autorität der Gemeinde ist. Synode, Gemeindevertretung, Parlamentarismus in der Kirche gehen gegen Gottes Wort. – Im Staate bestand eine feste Führung durch die ererbte, von Gott gegebene Autorität der Fürsten und führenden Familien. Man empfand es beim Fürsten als Sünde, wenn er etwas von seiner ererbten Autorität dem Volke abtrat und dadurch dem Geiste der Autoritätsverneinung Vorschub leistete. Der Fürst hatte dem entgegenzustehen. – Hier traf man mit der alten politischen Sehnsucht der enterbten Grafenfamilie zusammen, trat aber in schroffsten Gegensatz zu dem sich bildenden nationalen Staat und den Fürsten, die, von dieser Gedankenwelt ergriffen, den Staat in Zusammenarbeit mit dem liberalen Bürgertum neu formten, also auch zur Bismarckschen Politik. Aber man war hier in einer merkwürdigen Lage. Diese Obrigkeit, die so falsche Wege ging, war doch immer auch die Obrigkeit, die man stützen mußte, soweit sie dies noch war.

[32] Das kam für meinen Vater zu einem merkwürdigen Konflikt im Jahre der Septennatswahlen (1887). Bismarck hatte das Parlament aufgelöst, weil es die Militärvorlage nicht bewilligt hatte. Nun standen im Wahlkreis der Gegend ein Nationalliberaler und ein Freisinniger einander gegenüber. Beide waren sie für meinen Vater religiös unmögliche Männer. Keinen konnte er gewissenshalber wählen. Aber der Nationalliberale war für die Regierung, der Freisinnige, ein Anhänger Eugen Richters, gegen sie. War ein „Christ“ nicht verpflichtet, auf alle Fälle die Autorität der Regierung zu stützen, besonders in dieser gottlosen Zeit, wo es schon solche Freisinnigen gab? Bis zum letzten Augenblick schwankte mein Vater. Am Wahltag ging er nach langem Gespräch mit der Mutter schweren, konflikterfüllten Herzens hin und wählte den Nationalliberalen, der zwar auch ein Ungläubiger war, aber eben doch – vielleicht gegen seinen Willen – die Autorität stützte und ihr die Soldaten bewilligte. –

Lächelt man über diese Dinge, so darf man nicht übersehen, daß für diese Männer die göttliche Autorität sehr nahe und wirklich war. Gott war eine Wirklichkeit, der man zu gehorchen hatte. So dachten sie sich den Fürsten als einen Menschen, der in diesem unbedingten Gehorsam vor der göttlichen Wirklichkeit seine Autorität übt. So aber standen sie auch mit unbeugsamer Gewissenhaftigkeit diesem Fürsten und dem gesamten Staate gegenüber, wenn er verlangte, was für sie gegen Gottes Willen ging. Sie waren bereit, sich absetzen zu lassen, ehe sie auf etwas eingingen, was gegen Gottes Gebot ging. So glaubten sie auch, daß ein Parla-

mentarismus nicht nötig sei, um einen Fürsten über das zu belehren, was in diesem Augenblick dem Volke not sei. Sie glaubten an ein ewiges, göttliches Gebot, das alles Recht klarstellte und schützte. Sie waren unfähig zu erkennen, daß die ungeheure, verwickelte Gestalt des aufsteigenden kapitalistischen Lebens neue Formung forderte, die so einfach aus dem ererbten Rechtsbewußtsein nicht abzuleiten war.

Auch ein anderes darf man nicht vergessen: Im Pfarrhaus wurde ein Glied der gräflichen Familie, das da einkehrte, mit vorzüglicher Hochachtung behandelt. Das war man der ererbten göttlichen Autorität schuldig. Im selben Pfarrhaus gab es aber auch noch eine andere Rangordnung. Mancher reiche Bauer oder Geschäftsmann oder hohe Beamte kam, ging ins Studierzimmer des Vaters, verließ das Haus nach Erledigung seiner Geschäfte. Er wurde nicht beachtet. Aber da kam ein armes Weiblein, ein armer Bauer oder Weber, und sie wurden mit hohen Ehren heraufgeführt zur Mutter und zum Mittagessen oder Kaffee eingeladen. – Das waren die Erweckten der Gemeinde oder benachbarter Gemeinden, die den Vater besuchten. War es die [33] ärmste Näherin, so war sie doch hohe Autorität im Pfarrhaus und für uns Kinder. Hier war jene Rangordnung, für die der ärmste Jude auch und der reichste Mann, der nur äußerlich Christ war, als verlorene Seelen galten, um die man sich barmherzig mühte, sie zum Heiland zu führen.

Wer diese doppelte Rangordnung erfaßt hat, wird das innere Gewissensrecht zu jener Legitimität verstehen, das da nicht mehr ist, wo man die geistliche Rangordnung nicht mehr ernsthaft betätigt. Dieses Luthertum sah die äußere Autorität, die ihm Grundlage jeder Staatsordnung schien, aufs schwerste bedroht. Jetzt wurde ihm auch seine geistliche Rangordnung in der Stellung des „Amtes“, des Trägers der göttlichen Offenbarung, angegriffen. Hier war man zu unbeugsamem Widerstand aufgerufen. Vater und Mutter waren unbedingt entschlossen, es auf Absetzung ankommen zu lassen trotz des wachsenden Kinderhäufleins. Vor ihnen stand der lebendige Gott, vor dem es kein Ausweichen gab.

Aber als nun ein Abgesandter der Kirchenregierung kam, sah er die starke Anhänglichkeit eines entscheidenden Teiles der Gemeinde. Er gehörte zu den gütigern und klügern Vertretern des liberalen Geistes. Er wollte nicht einen so großen Teil einer großen Gemeinde aus der Kirche hinaustreiben und bemühte sich um einen Kompromiß. Da zwei Pfarrstellen am Ort waren, konnten alle Funktionen, die mein Vater nicht ausüben konnte, vor allem Austeilung des Abendmahls an Reformierte, alles, was mit Wahlen und Verwaltung zu tun hatte, dem andern Pfarrer übertragen werden. Es war von meinem Vater nur verlangt, daß er stillschweigend das ignorierte, und vom andern Pfarrer, den kirchlichen Körperschaften und Behörden, daß sie taktvoll ihm alles ersparten, was gegen sein Gewissen ging. Unter einigen Nöten und Schwierigkeiten konnte dieser Kompromiß durch Jahrzehnte durchgeführt werden.

In andern Gemeinden, bei seinen allerengsten Freunden, war es inzwischen anders gegangen. Einige waren aus eigenem Willen mit Teilen ihrer Gemeinde aus der Landeskirche ausgetreten, andere waren abgesetzt worden, weil sich kein Kompromiß fand, auf den sie eingehen konnten. So wurde in Hessen eine lutherische Freikirche geschaffen. Mein Vater stand durch Jahrzehnte in dem schwierigen Verhältnis, daß alle die Freunde, mit denen er geistig am nächsten verbunden war, in der Freikirche standen, er selbst in der Landeskirche. Manchmal empfand er es bitter, daß diese alten Freunde ihn wohl als einen Halben ansahen. Er selbst wußte, daß er der Gefahr nicht ausgewichen war und daß es eine Führung war, der er sich fügen mußte, daß zu ihm der Vertreter der Kirchenregierung gekommen [34] war, der es nicht so weit trieb. Um so stärker pflegte man auch die Verbundenheit mit den anderen lutherischen Kirchen wie Hannover und Bayern und dem Kreis von Menschen in Hessen, die ähnlich standen. So erschien durch viele Jahre in regelmäßigen Abständen ein gräfliches Ehepaar in unserem Haus, um sich von meinem Vater das Abendmahl reichen zu lassen. Sie konnten

es nicht nehmen bei dem unierten Pfarrer ihrer Gemeinde und wollten doch die Verbindung mit der Landeskirche nicht lösen.

So wuchsen wir Kinder im Kreise von Freunden auf, die alle ganz erfüllt waren von dem Geiste strengen Luthertums. Die Freunde, die im Hause ein- und ausgingen, die unsere Paten waren, bei denen wir einmal wieder zu Besuch einkehrten, lebten in diesem Geist. Hier ist zuerst mein Pate zu nennen, Pfarrer Emil Kraus, damals in Rothenberg im Odenwald, später in Braunschweig. Dies Rothenberg wurde durch einen zweistündigen Gang durch die wundervollen Wälder, auf Höhen mit Blicken ins Tal erreicht. Wenn man an einer Stelle aus dem Wald trat, lag es unten im Tal, ein entzückender Anblick mit seinem größern landeskirchlichen und kleinem freikirchlichen Kirchturm. Ein Besuch – und gar ein längerer Ferienaufenthalt – im entzückenden Pfarrhäuslein dort gehört zum Herrlichsten, was man sich denken konnte. Das Haus war von einem feinen Geist ästhetischer Bildung durchweht, die Pfarrfrau ein feiner, geistig lebendiger Mensch, der Pfarrer ein Maler und Poet. Sein Kirchlein war geschmückt mit Bildern Jesu und der Apostel, die er selbst gemalt hatte. Immer stand ein Bild auf der Staffelei. Junges Leben erfüllte das Haus. Man half sich durch die engen Verhältnisse dadurch, daß man junge Mädchen in Pension nahm. Ich habe dort eine Reihe junger Mädchen kennengelernt, die im Leben später etwas Bedeutendes leisteten. Unvergeßlich ist mir die Einweihung der kleinen neuen Kirche der freien Gemeinde. Luther hätte wohl etwas protestiert, wenn er diese Fülle sakramentalen Segens gesehen hätte, der hier an ein Haus verwendet wurde.

Die kleine Gemeinde wurde zwar aus dem ganzen Reich – und vor allem vom Grafenhaus – unterstützt. Aber sie hatte doch sehr schwere Opfer für ihren Pfarrer und ihre Kirche zu bringen. So war auch das Band zwischen ihm und ihr sehr eng. Seine originelle väterliche Art der Gemeinde gegenüber erlebte ich einmal an einem heißen Sonntagnachmittag. Die Predigt tönte, die Gemeinde schlief in der Hitze. Auf einmal Stille droben. – Alles fuhr in die Höhe. Er: „Ihr seid müde, lieben Leute. Ich nehme es euch nicht übel, denn ihr habt die Woche schwer auf den Feldern gearbeitet. Jetzt aber kommt eine so besonders schöne Stelle meiner Predigt. Da möchte ich doch, daß ihr [35] die alle hört.“ Die Aufmerksamkeit war wieder da. – Ähnlich war sein Wesen auch im persönlichen Verkehr. Dieser selbe Mann, der im Hause geistreich und entzückend liebenswürdig war, war mit seinem Bruder Otto Kraus, gräflichem Kammerrat, einer der bittersten Kämpfer gegen die Union. Sie haben viel Schuld an der allzu großen Bitterkeit der Kämpfe.

Ein anderer enger Freund ging während diesem Kämpfe aus einem Nachbarort weg, um in Neuendettelsau Pfarrer und Nachfolger Wilhelm Löhes in der Leitung seiner Anstalten zu werden: Friedrich Meyer, Pate meines jüngeren Bruders Ludwig. War es für den lutherischen Pfarrer eine Selbstverständlichkeit, daß er mit Neuendettelsau enge Fühlung hielt, so wurde diese Verbindung nun ganz eng. Schwestern aus Neuendettelsau wirkten in der Gemeinde. Meine einzige Schwester besuchte später die höhere Mädchenschule in Neuendettelsau. Friedrich Meyer kam sehr oft zu Besuch in unser Haus. Mehrere Male verbrachte er mit seiner Familie den Sommerurlaub bei uns. So war uns Löhe eine lebendige, geistige Kraft. Aus seinen „Samenkörnlein“ hielt ja auch Vater die tägliche Morgen- und Abendandacht. – Hier muß ich nun ein Bekenntnis ablegen: Wenn ich jetzt die Samenkörnlein aufschlage und diese kurzen klaren Gebetlein lese, begreife ich gar nicht, wie sie mir als Knabe so unendlich lang vorkommen konnten.

Auch der Konrektor von Neuendettelsau, Ludwig Draudt, Pate desselben Bruders, war ein sehr enger Freund des Hauses. Er war ein stiller, bescheidener, aber starker und treuer Mann. Viele Jahre später, als er im kleinen Vogelsberg-Dörflein Superintendent der hessischen Freikirche war, habe ich von ihm eine der machtvollsten Predigten meines Lebens gehört. Wir waren in der Nähe in der Sommerfrische. Meine Frau und ich wanderten zum Gottes-

dienst hinüber. Er sprach über das Scherflein der Witwe. Man spürte die enge Verbindung mit seiner Gemeinde. Aber es wurde alles Ewige wirklich und selbstverständlich nahe, wie wenige Predigten es künden können. Ganz lebendig erlebte ich – meine Frau mit mir – wie diese sakramentale Mystik des Luthertums ein Zusammentreffen des Menschen mit der Wirklichkeit des Ewigen werden kann – und wie dann alle theologischen Unterschiede verschwinden in der Ehrfurcht vor dieser Wirklichkeit. – Daß die Orthodoxie aller Schattierungen bis zu Karl Barth hin nicht in gleicher Weise alles Menschlich-Theologische vergessen kann, wenn die Wirklichkeit des Ewigen nahe ist, scheint mir eines der sichersten Zeichen, daß man hier nicht auf dem Wege ist, das Wesen des Göttlichen und der Verkündigung richtig zu begreifen. [36]

Arheilgen bei Darmstadt

Im Jahre 1886/87 baute die Gemeinde Beerfelden an ihre fast hundert Jahre alte mächtige Kirche einen hohen Kirchturm an. Er ragt nun weit ins Land von stolzer Höhe. Aber man kann sehr darum streiten, ob nicht die alte klotzige Kirche ohne ihn wuchtiger und mächtiger wirkte. Unorganisch steht er davor. Weit ist der Blick von dort oben. Als er fertig war, war es für uns Jungen etwas Herrliches hinaufzusteigen; ich quetschte mir eines Tages an der Schiebetür den Finger, daß ich blutend und vor Schmerz halb ohnmächtig unten ankam. Aber es war auch ein Großes für uns, täglich den Bau zu sehen, alles mitzuerleben und die Fortschritte zu beobachten.

Die Einweihung dieses Kirchturms führte den damaligen Großherzog Ludwig IV. nach Beerfelden. Im Einweihungsgottesdienst machte die Predigt meines Vaters einen solchen Eindruck auf ihn, daß er den Wunsch aussprach, solch ein Prediger müsse in ein Wirkungsfeld gebracht werden, wo er mehr Menschen erreichen könne. So bot die Kirchenbehörde meinem Vater das Pfarramt der Gemeinde Arheilgen bei Darmstadt an. Das war ohne Zweifel auch als eine Tat der Versöhnung gemeint. Er konnte dies Angebot annehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen, da Arheilgen zu den Gemeinden gehörte, die sich bei Einführung der Union ihr lutherisches Bekenntnis gewahrt hatten. Auf die Besetzung dieser Gemeinde hatte der Großherzog einigen Einfluß, da mit der Stelle die Verpflichtung verbunden war, alle vierzehn Tage in Schloß Kranichstein, einem Sommeraufenthalt der Großherzoglichen Familie, zu predigen.

So ging es mitten im Winter 1887/1888 an den Umzug. Durch tiefen Schnee, auf hartgefrorenen Wegen mußten die Möbelwagen zu Tal fahren vom hochgelegenen Städtlein hinab. Der gefahrvollen Fahrt zuzusehen, war für uns Kinder eine gewaltige Sache. Noch sehe ich die hin- und herrennenden, schreienden, gestikulierenden Männer vor mir, die Ketten unter die Räder warfen und sich verzweifelt um die Wagen mühten.

Ein ganz großer, unvergeßlicher Eindruck war am Abschiedstag der Schmerz von Vater und Mutter und all den Leuten der Gemeinde, die kamen, um uns allen die Hand zum Abschied zu geben. Es zeigte sich, was wir Kinder bei späteren Besuchen in Beerfelden immer wieder erfuhren, daß unsere Eltern der Gemeinde wirklich etwas Wertvolles bedeutet hatten.

Beide fanden einen vollen Ersatz an reicher Arbeit und Freude in ihrer neuen Tätigkeit in Arheilgen. Es war ja diese Gemeinde wie geschaffen für einen Mann wie meinen Vater. Eine „erweckte“ Ge-[37]meinde. Wilhelm Bauer, der spätere Hofprediger, einer der Führer der konfessionellen Bewegung um 1870, hatte als junger Mann hier gewirkt. Er hatte einen Kreis origineller, selbstbewußter Bauern und Handwerker um sich gesammelt, die nun Träger einer ganz starken, aus Pietismus und lutherischem Konfessionsbewußtsein gemischten Tradition waren. Hier hätte man es dem Pfarrer und Pfarrhaus sehr übelgenommen, wenn es weltlichen Freuden, wie Tanz und Theaterbesuch, gehuldigt hätte. Aber hier hielt man auch streng auf sonntäglichen Kirchenbesuch. Mindestens ein Glied des Hauses mußte aus jeder Familie, die

auf sich hielt, in der Kirche sein. Erstaunlich opferwillig war man für alle Arbeiten des „Reiches Gottes“. Die aus Arheilgen kommenden Kollekten für Mission, innere Mission, Judenmission u. a. fanden Erstaunen und Neid der Nachbarpfarrer. Meine Mutter fand lebendige Hilfe bei ihren Versuchen, nachbarliche Hilfe der Frauen zu organisieren. Streng war man auch in sittlicher Beurteilung des Nebenmenschen und auch in Forderungen an sich selbst. Diese Männer im Kirchenvorstand konnten sehr pharisäisch gegen andere sein. Sie wußten aber auch, daß ihr Lebenswandel von Verantwortung und Hilfsbereitschaft zu zeugen habe. Es war für einen Pfarrer nicht leicht, mit ihnen zu arbeiten. Sie waren sehr hartnäckig. Aber sie trugen ihn auch in allem, was sie einmal für richtig erkannt hatten. Das lebendige Interesse der Gemeinde am kirchlichen Leben zeigte sich auch in der großen Zahl der Sonntagsblätter, die gehalten wurden. Hunderte von „Hessischen Sonntagsblättern“, vom „Nachbar“, vom „Stuttgarter“ mußten von uns am Sonnabend in Päcklein von je dreißig abgezählt werden, wurden dann von Kindern abgeholt und straßenweise ausgetragen. Am Abend war das Geld einzunehmen und in Listen einzutragen. Wir halfen der Mutter, die durch diese Arbeit eine schöne Geldsumme im Jahr verdiente und gewissenhaft zur Ausschmückung der Kirche verwendete. Das war ihr eine große Freude; sie konnte so das Gotteshaus mehr und mehr nach den Wünschen eines streng lutherischen Pfarrhauses mit verschiedenfarbigen Altarbekleidungen, Leuchtern und ähnlichen Gegenständen ausstatten.

Aber neben dieser altkirchlichen Gemeinde wuchs in Arheilgen eine andere empor. – Arheilgen war ein wachsendes Industriedorf geworden – ein Dorf ungelernter Arbeiter, die zum Teil in die große chemische Fabrik von Merk nach Darmstadt jeden Morgen wanderten, zum Teil in die großen Betriebswerkstätten der Eisenbahn. So trat nun zum erstenmal die Arbeiterfrage stark in unser Leben.

Zuerst lernten wir die Tuberkulose kennen. Da waren Familien, die den Vater jung verloren hatten, die Mutter zog ihre Kinder heran, manchmal sieben an der Zahl, und wenn sie 16-18 Jahre alt [38] waren, starben sie ihr hinweg. Ganze Familien starben aus, nur die Mutter blieb übrig. Das waren keine seltenen Fälle in jener Zeit, da keine Krankenkassen für rechtzeitige Kuren sorgten, da der Arbeiter in Krankheitsfällen noch ganz auf die „Gemeinde“ und deren guten oder nichtguten Willen angewiesen war. In dieser ganzen Not und Unsicherheit des Arbeiterlebens lernten wir nun eine andere Folge der kapitalistischen Entwicklung kennen.

Noch war die überwiegende Mehrzahl dieser Arbeiter gut kirchlich – besonders die aus alten Familien in Arheilgen stammenden. Hochmütig schauten die Maßgebenden auf jene herab, die von der Stadt angekränkelt lasser und lasser im Kirchenbesuch wurden. Mein Vater war in diesem Punkte von Stöcker ergriffen und suchte den Arbeitern für ihre Lage und Nöte Verständnis entgegenzubringen. Vom konservativen Empfinden her stand er der kapitalistischen Entwicklung ablehnend gegenüber. Seine klare Stellungnahme gegen alle Ausbeutung schaffte ihm viel Sympathien. – Wieviel hätte überhaupt ein konservativer Kampf gegen die Ausbeutung in der Arbeiterschaft gewinnen können, die von Haus aus immer – wie alle unsere „kleinen Leute“ – konservativ empfanden. Nur die völlige Verständnislosigkeit der entscheidenden konservativen Kreise trieben sie ins andere Lager.

Mit den Anhängern Stöckers in Hessen hatte mein Vater keine Verbindung. Hier störte ihn einmal der rohe Antisemitismus dieser jungen Pfarrer, dann deren kirchenpolitische Aktivität, die er als Ehrgeiz empfand und ablehnte. Diese schufen damals in Hessen den Pfarrverein und seine Arbeit zum Wohl der materiellen Seite des Pfarrlebens. – Es ward das nötig in einer Zeit, in der immer deutlicher wurde, daß man nur den berücksichtigt im großen Gesellschaftsgetriebe, der durch Zusammenschluß „Macht“ bildet. Der streng konservative Lutheraner aber empfand darin die Methode, die er bei den gewerkschaftlichen und parteipolitischen Zusammenschlüssen der Arbeiterschaft ablehnte. Wie sollte er es billigen, daß der

Pfarrstand auch mit solchen Mitteln um seine Gehaltsaufbesserungen kämpfte. Der Mann des strengen Amtsbegriffes konnte sich eine solche Einstellung eines Pfarrers zu seiner kirchlichen Behörde nicht vorstellen. Wenn er die Behörde kritisierte, so tat er es deshalb, weil sie nicht bischöfliche Autorität und Würde genug besaß. Sollte er hier noch zersetzend wirken?

Ihm war es sehr deutlich, daß diese Seite der Stöckerschen Bewegung unmöglich konservativ wirken konnte und daß hier ein Widerspruch zwischen Ziel und Agitation vorlag. So war er ein konservativ-sozialer Pfarrer und doch ein Gegner dieser Bewegung.

[39] Wir aber erlebten nun, daß der Name und die Gedanken Stöckers, sein Versuch, aus kirchlichem Verantwortungsbewußtsein heraus eine Verantwortung der Volksgemeinschaft für ihre notleidenden Glieder – vor allem in Handwerker- und Arbeiterstand – zu schaffen, lebendig in unserem Haus und von den aus- und eingehenden Freunden besprochen wurden.

Natürlich hörten wir nun auch von der aufsteigenden Bewegung der Sozialdemokratie. Für meinen Vater war sie eine der großen Gefahren. Mit großer Sorge erfüllte es ihn, daß auch in seiner gut-kirchlichen Gemeinde von Wahl zu Wahl die Stimmen dieser Partei anschwollen, wenn auch nur wenige sich öffentlich zu ihr bekannten.

Uns Kindern war der Gegensatz gegen diese Partei so selbstverständlich, daß wir bei einer der Wahlen uns eine große Mühe machten, alle Plakate dieser Partei, die wir finden konnten, abzureißen.

Ich glaube, daß weder meine Eltern – sicherlich nicht wir – noch jemand der meisten, die wir kennenlernten – ahnten, daß wir einer Zeit gewaltigster gesellschaftlicher Entwicklung und Umgestaltung entgegengingen. Auch die wahrhaft sozial denkenden Menschen dachten sich wohl die Sache sehr einfach; daß man für eine bessere Entlohnung des Arbeiters sorge, für eine bessere Erwerbsmöglichkeit für den Mittelstand, und dann sei alles in Ordnung, ohne daß viel in Recht und Gemeinschaft anders werde. Wie sollte man es sich anders denken?

Im Jahre 1888, als wir kaum in Arheilgen eingezogen waren, starb der „alte Kaiser“ Wilhelm I. Wenn man sich zurückerinnert, wie allgemein und tiefgehend die Trauer damals war, welch eine wirkliche Erschütterung des ganzen Volkes, dann fühlt man, wie festgewurzelt die Monarchie noch war, was sie bedeutete und wie undenkbar eine andere Ordnung schien. Man lebte noch so völlig im Banne der Erfolge Bismarcks. Ein Mann wie der Großvater Fuchs, der um die Sehnsucht nach Freiheit und Volkseinheit gelitten hatte, konnte sich kaum eine glänzendere Erfüllung seiner Hoffnungen denken als dieses Reich Bismarcks!

Die heraufsteigende Tragödie ahnten nur wenige. Ihnen wurde sie schon deutlicher im schweren Geschick Friedrichs III. und seiner Frau. Wir Kinder – und wohl auch unsere Eltern – erlebten hier nur die menschliche Tragödie dessen, der als Schwerkranker, Sterbender Kaiser wurde. War es anders in der Masse der Gebildeten? – Ein politisch naives, unmündiges Volk ging der Zeit rasender kapitalistischer Entwicklung entgegen. Daß Wilhelms II. Pracht und Redekunst zutreffender Ausdruck dieser Zeit und ihrer Gefahren war, sah man [40] nicht. Wir Kinder wurden in ganz lebendigen Enthusiasmus für den jungen Kaiser hineingerissen. Wir spürten seine Ruhelosigkeit als vorwärtsstrebende Kraft, freuten uns seiner sozialen Reformen, sahen in ihm ein Bild der Macht unseres Reiches, das wir liebten. Daß Größe eines Volkes in anderem bestehe und mit anderen Mitteln geschaffen werden müsse, sagte uns niemand.

Vater und Mutter standen Bismarck wohl mit einigem Gefühl des Unheimlichen gegenüber, hatten aber nur das eine für die Stellung zur Obrigkeit: „Seid untertan“! Es gab von ihrer religiösen Haltung aus keine weitertreibenden Möglichkeiten.

Dagegen trat uns die warnende Stimme der älteren Generation merkwürdigerweise in dem Großvater, Offizier Hauß, entgegen. Er ahnte in der Prunksucht und Pracht des jungen Kai-

sers eine Macht der Zerstörung für das, was ihm wichtig war: die alte Einfachheit und schlichte Redlichkeit des Bürgers, Beamten, Offiziers. Das sprach er oft im engen Kreise aus. Wir lächelten über die Sorge des Alters.

Persönliches

Für meinen um zwei Jahre jüngeren Bruder Ludwig und mich bedeutete der Übergang nach Arheilgen eine bittere Sache. Wir mußten nun das Gymnasium in Darmstadt besuchen. Dort hatte der älteste, Georg, gerade sein Maturum gemacht, der zweite, Julius, besuchte die Obersekunda. Mit ihm pilgerten wir Morgen für Morgen eine Stunde bis zur Schule. Das bedeutete Frühaufstehen, spätes Mittagessen und war auch für unsere Mutter eine große Belastung. Sie mußte jeden Morgen früh ihr Trüpplein versorgen und rüsten für den Marsch. Der war manchmal wunderbar schön an Frühlings- und Sommermorgen, aber schwer in Regen, Eis und Schnee. Man war doch oft sehr, sehr froh, wieder zu Hause zu sein.

Aber das eigentlich Bittre war die Schule selbst. Wir kamen aus der „Höhern Bürgerschule“ in Beerfelden, nachdem wir bis zum zehnten Jahre in die Volksschule gegangen waren. Diese war mehr Vorbereitung für die Realschule als fürs Gymnasium. Sie war außerdem von ganz jungen Lehrern betreut, die als Anfänger nicht gerade sehr erfahren mit Jungen und mit den Anforderungen waren, die man an sie stellen konnte und mußte. So waren unsere Kenntnisse für eine Gymnasialklasse sehr ungenügend. Jeder von uns kam ein Jahr zurück, und wir hatten trotzdem sehr schwer zu kämpfen, um mitzukommen. Mir gelang es. Bruder Ludwig fand sich nie herein. Dazu kam der veränderte Geist der Schule. In der kleinen Schule war alles [41] so persönlich gewesen, die Lehrer Freunde des Elternhauses, nun alles fern, kalt, erdrükkend. Schüchtern von Natur und durch Erziehung, war ich durch mehrere Jahre völlig hilflos in dieser Atmosphäre. Dazu die Stadtjugend, die sich so erschütternd unbefangen in dieser Fremdheit bewegte und gegen diese fernen, fremden Lehrer so frech und unbefangen war – unbegreiflich; auch ihr war man fremd, oft ein Gegenstand ihres Spottes.

Eine Lebensfreundschaft bildete sich in diesen ersten Jahren, die mit Paul Vogt, jetzt als Pfarrer i. R. in Babenhausen lebend. Er war der einzige, der offenbar etwas von der angstvollen Gequältheit des Fremdlings fühlte und sich seiner annahm. Durch alle Gymnasialklassen waren wir sehr enge Freunde und blieben es auf der Universität und durchs Leben, wenn auch die persönlichen Berührungen nicht mehr so eng sein konnten wie damals.

Um diese Zeit kam ich zur Konfirmation, nachdem ich bei meinem Vater in der Konfirmandenstunde gewesen war. Meine geistige Entwicklung war noch völlig im Banne des Elternhauses. So bedeutete die Konfirmandenstunde nur eine Vertiefung des Besitzes. Die Konfirmation erlebte ich als einen heiligen Akt voll selbstverständlicher Wahrheit, ebenso den Abendmahlsempfang. Hier allerdings wollte sich schon eine kleine Enttäuschung ins Bewußtsein drängen, daß man die ewige Gabe nicht deutlicher spüre. Das aber wurde als Unrecht verdrängt.

Mein Vater konnte in der Konfirmandenstunde wegen seines nervösen und in sich selbst nicht streng disziplinierten Wesens keine Disziplin halten. Doch half ihm in Arheilgen schon die ererbte Ehrfurcht der Kinder vorm Pfarrer. Vor allem aber wurde seine Unfähigkeit zur Disziplin überstrahlt durch seine kindliche, überall durchschimmernde Güte. Manchmal wurde mir später von früheren Konfirmanden oder Konfirmandinnen meines Vaters bezeugt, wie tief der Eindruck auf sie war, daß er grobe Disziplinverletzungen nur durch einen tieftraurigen Blick zu rügen wußte. So haben doch viele eine starke Anregung fürs ganze Leben durch ihn empfangen. In der Konfirmandenstunde – vielleicht überhaupt im Unterricht von Kindern – bedeutet das Wesen mehr als der intellektuelle Stoff und der disziplinarische Ordnungserfolg.

Aber nun begann das geistige Leben außerhalb des Elternhauses Einfluß zu gewinnen. Da waren vor allem die Gänge nach Darmstadt zur Schule. Wir wanderten mit allerlei Kameraden aus den verschiedensten Familien, braven, bösen und bitterbösen. Eine neue Welt kindlicher Art erschloß sich uns.

[42] Wir wanderten oft zwischen Trupps älterer und jüngerer Arbeiter, hörten ihre Unterhaltung und merkten etwas von ihrem Schicksal.

Dann aber die Schule – das Gymnasium. Langsam begann ich seine Forderung zu beherrschen und rückte in die Zahl der guten Schüler ein – besonders von der Obersekunda ab. Hier hatten wir auch einen Lehrer, Bender, dessen charaktervolle Güte, persönliches Interesse für seine Schüler und lebendige, wahrhafte Begeisterung für klassische Bildung und Ideale uns etwas bedeuteten. Sonst stand die ganze Schule mit allen ihren Lehrern im Geiste jener Kühle, die ihre „Pflicht“ in sechs bis acht Stunden tut und dann den Erholungen des Philisters nachgeht. Jene Jahre um 1888-1900 gehören ja wohl zu den geistig ärmsten des 19. Jahrhunderts. Man stand selbstverständlich in jenem Liberalismus, der von allem begeistert redete, von Sokrates bis Bismarck, von Laotse bis Kaiser Wilhelm I., bei dem aber das alles nur ein dünner Schleier darüber war, daß man wahrhaft ernst nur das Gehalt, die Lebenssicherheit und Lebensbequemlichkeit nahm. Es ist die Zeit jener „Gebildeten“, die widerstandslos alle Werte deutscher Geisteskultur von der kapitalistischen Entwicklung zersetzen und zerstören ließen.

Aus derselben Schicht stammte unser Religionslehrer. Er hatte den Vorzug einer großen Gutmütigkeit, vertrat aber jene Aufklärung, die in meinem Elternhaus mit Recht als „Feld-, Wald- und Wiesenliberalismus“ verspottet wurde. Daß meine Eltern den anderen Liberalismus nicht kannten, wird ihnen der nicht übelnehmen, der es heute miterlebt, wie selbst große Theologen ihn nicht kennen. So wurde die geistige Macht des Elternhauses über mein religiöses Leben nicht erschüttert. Es war das ethisch Stärkere. Danach aber entscheidet Jugend.

Bender starb früh. Nie hatte ich später das Bedürfnis, mit irgendeinem meiner frühern Lehrer die Verbindung aufzunehmen.

Obwohl ich ein guter Schüler geworden war, lastete die ganze Atmosphäre der Schule schwer auf mir. Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich jede Zeit meines Lebens bereit wäre noch einmal zu erleben, nur nicht meine Schulzeit. Eine ganz tiefe Abneigung gegen diese Form der Schule hat mich durchs Leben begleitet und mich zum Freunde aller Bestrebungen gemacht, die Schule mit einem andern Geist zu durchdringen, dem der lebendige Mensch und nicht das tote Wissen wichtig ist.

Das alles war um so verhängnisvoller und unbegreiflicher, als ja unter uns jungen Menschen das sexuelle Problem mächtiger und mächtiger hervortrat. Bei einigen Kameraden äußerte es sich in Formen solcher Roheit – von den Lehrern unbemerkt –, daß es mich mit Ent-[43]setzen erfüllte und die vom Elternhaus kommende Tendenz, das alles als sündig zu unterdrücken, verstärkt wurde. Es bildete sich so in mir eine Scheu gegen alle Berührung mit diesem Lebensgebiet aus, die leicht hätte sehr verhängnisvoll werden können. Zum Glück war ich um diese Zeit auch ganz leidenschaftlich von weltanschaulichen und künstlerischen Interessen erfaßt – vielleicht bin ich auch ein Mensch langsamer Entwicklung –, so daß diese Entwicklung für mich nicht so lebensbedrohend war wie für viele meiner Kameraden. Ich sah nur die Roheit, nicht die innere Not. Es isolierte mich mehr und mehr von ihnen, wenn sie nun in der Prima begannen, ihre Erfahrungen über bezahlten Geschlechtsverkehr auszutauschen und mit ihnen zu prahlen. Mit den etwas ernster Veranlagten meiner Klasse und benachbarter Klassen suchte ich von der Obersekunda ab etwa in eine Arbeitsgemeinschaft philosophischer und ästhetischer Art zu kommen. Wir gründeten einen „Literaturklub“, der sogar eine mechanisch vervielfältigte Zeitung herausgab. Ihren Inhalt mußte ich fast allein bestreiten. Wir ka-

men an den freien Sonnabend-Nachmittagen im Arheilger Pfarrhaus zusammen, meiner Ansicht nach um zu arbeiten und uns über unsere geistigen Fragen auszutauschen. Für einen größeren Kreis aber wurde es mehr und mehr eine Gelegenheit, in der Art einer Studentenverbindung zu zechen. Nachdem ich lange vergeblich mit diesem Geiste gekämpft hatte, gab ich die Sache auf und war wieder einsam. Doch zeigt dieser Versuch schon, wie ernst ich vom Ringen um Klarheit persönlichen Lebens und Denkens erfaßt war, vielleicht auch schon, wie in mir das Bedürfnis schlummerte, andere auf diesem Wege mitzunehmen.

Aber es war nicht die Schule, die mir die Anregung und die Mittel zu diesem Suchen gab. Sie weckte vielleicht mit dazu durch ihre Ode und durch den Gegensatz zu ihr, den sie wachrief. Diesen Erwachsenen gegenüber wollte man ein Besseres finden. – Eines habe ich als entscheidende Erkenntnis mitgenommen, was ich allen Lesern und Erziehern immer wieder sagte: Es ist schwere Schuld, etwas an junge Menschen weiterzugeben, was einen nicht selbst mit echter Begeisterung erfüllt. Lateinisch und Griechisch darf nur unterrichten, wer aus ihren Schriftstellern Lebenskraft für sich selbst empfängt – das sind heute sehr wenige. Religion nur der, der in echter Frömmigkeit steht, Deutsch nur der, der geistig ein Deutscher ist und nicht nur äußerlich und machtpolitisch. Er muß in dem leben, was deutscher Geist schuf und schafft. Vor allem ein lebendiger, um geistiges Werden ringender Mensch muß ein Lehrer sein, kein träg gewordener Philister. [44]

Der Tod und allerlei Schicksal

Ich war in der Prima, als meine Großmutter starb, die mit uns zusammenlebte. Sie war 82 Jahre, einige Zeit bettlägerig und schlief eines Tages sanft ein. Sie war eine echte, märchenerzählende Großmutter, selbst wie eine Märchengestalt aus uralten Zeiten mit ihrem weißen Häublein, ihrer merkwürdigen Haartracht, ihrer Schnupftabakdose und ihrem ganzen Wesen. So war das Weggehen für uns Kinder etwas ganz Wesentliches. Vor ihrem Tode habe ich manche Stunde miterlebt, da mein Vater mit ihr betete und sie zum Tode rüstete. Sie hatte auf ihrem Lehnstuhl gesessen und begehrte ins Bett, wurde hineingebracht, legte sich hin und schlief ein zum letzten Schlaf. Es war alles so still und würdevoll, daß der Schrecken des Todes nicht aufkam. Viel schwerer mußte meine Schwester ihn durchkämpfen, die erst ins Zimmer kam, als sie nur noch die tote Großmutter erblickte. Ich machte zum ersten Male die sich mir immer wieder bestätigende Erfahrung, daß wir diesen Abschied besser ertragen können, wenn wir das Sterben miterleben. Wenn man aber ohne dieses vor der ungeheuren Fremdheit und dem unerreichbaren Geschiedensein steht, ist alles noch viel unbegreiflicher.

Doch empfand ich dies letztere so stark, daß ich es fast nicht verstehen konnte, wie Vater und Mutter nun so ganz selbstverständlich die Vorbereitungen zum Begräbnis trafen und sich von allerlei äußern Dingen in Anspruch nehmen ließen. Mir war, als müsse nun nichts als Tod, Trauer und Abschied der Inhalt des Lebens sein. Daß man dies Ungeheure erleben und dann wieder ganz im Alltäglichen stehen könne, schien mir unmöglich. Ich habe inzwischen wohl gelernt, daß der Tod ein selbstverständliches, alltägliches Ereignis für uns Menschen ist, mit dessen Tatsache wir uns abfinden müssen und von dem wir uns nicht lähmen lassen dürfen.

Aber ein starkes Grauen ist mir doch geblieben vor der Tatsache, daß die Menschen sich durch tausend Äußerlichkeiten über das Furchtbare des Todes hinwegtäuschen, daß sie sich ablenken und immer wieder in die Alltäglichkeit zurücksinken und nie dazu kommen, dieses Abschiednehmen, dieses rätselhafte Getrenntwerden, in seiner heiligen Unabänderlichkeit wirklich durchzukämpfen. Wie anders wären die Menschen, wenn sie diese Wirklichkeit aller Wirklichkeiten realistisch durcherleben würden! Ein Stück Grundlage aller menschlichen Armseligkeiten ist diese Flucht vor dem Tode. Aber bin ich damals nicht doch schließlich denselben Weg gegangen? Es halfen mir dabei die Glaubenswahrheiten des Elternhauses. Aber die waren ja nicht selbsterlebt und errungen, waren also nur ein Schleier vor dem, was

wirk-[45]lich geschah, wie es den meisten geschieht, daß nämlich das jugendstarke Leben seine Rechte forderte und sich durchsetzte. Erst viel später wurde mir deutlich, daß anerzogener, nicht selbst errungener Ewigkeitsglaube gegenüber der Wirklichkeit des Todes kein Trost sein kann.

Aus den Schubladen der toten Großmutter quollen wundersame Dokumente, Briefe mit den alten Marken von Thurn und Taxis, Briefe, die ganze Büchlein waren. Die ganze Familiengeschichte erschloß sich. Schade, daß niemand da war, der Zeit hatte, das zu studieren und zu sichten. Wir sicherten uns die alten Marken für unsere Sammlungen, schmökerten in einigen Erinnerungen, und dann wurde alles vernichtet. Und doch muß es ein Stück kultureller und religiöser Geschichte gewesen sein. Diese Großmutter war die Tochter eines Pfarrers und späteren Konsistorialrates Graf in Worms gewesen, der die ganze napoleonische Zeit und die spätere Zeit als ein führender Kirchenmann mitgemacht hatte. Sie hatte Napoleons Durchfahrt durch Worms auf der Rückkehr aus Rußland erlebt. Sie war Gattin eines Mannes gewesen, der die Burschenschaftsbewegung intensiv erlebt hatte, und sie hatte 1866 und 1870 an der französischen Grenze als Pfarrfrau miterlebt.

Einer im Hause war durch diesen Tod zunächst das Leben gelähmt. Es war die Schwester unseres Vaters, Tante Dora. Sie hatte erst Vater und Mutter, dann die Mutter allein gepflegt. Nun war sie fünfzig Jahre, und es gab niemanden, der sie nötig hatte. Das Schicksal der unverheirateten Frauen, die ihr Leben – wider die Natur – dem absterbenden Leben ihrer Eltern widmen. Eltern dürfen das nicht annehmen!

Hier wurde das Schicksal noch bezwungen. Nach Wochen ganz verzweifelten Schmerzes wurde Tante Dora als Schwester Dora ins Darmstädter Diakonissenhaus aufgenommen. Man mußte dazu eine Ausnahme von den sonstigen Bestimmungen machen, da sie ja zum Eintritt eigentlich zu alt war. Sie war weder für Krankenpflege noch Kinderschularbeit ausgebildet, wurde aber angenommen, um als Leiterin des Marthahauses, in dem junge Mädchen wohnten, mit dem eine Stellenvermittlung für weibliche Angestellte verbunden war, verwendet zu werden. Hier entwickelte sich die originelle, urwüchsig-kluge Schwester Dora zur mütterlichen Ratgeberin nicht nur der jungen Mädchen ihres Wirkungskreises, sondern auch vieler Hausfrauen und Familien, ja ihr Rat und Einsatz soll manchmal bis ins Kirchenregiment und großherzogliche Haus gereicht haben. Wer, wie wir, es manchmal miterleben konnte, mit welch naiver Selbstverständlichkeit, die manchmal eine geradezu raffiniert-kluge Menschenbehandlung [46] war, obwohl sie das selbst völlig unbewußt tat, sie die Leute dahin schob und schubste, wohin sie sie haben wollte, der versteht, daß an diesen Legenden allerlei Wahres sein kann. Sie war wohl auch die einzige Schwester, die im Diakonissenhaus auch dem Willen der gestrengen Frau Oberin und des noch gestrengeren Herrn Pfarrers naiv und fröhlich ein Schnippchen schlug. Dabei war sie von überquellender Herzensgüte. Kam sie zu Besuch, so war immer ein Papierlein in ihrer Tasche, das einige Leckerbissen für das Hündlein des Hauses enthielt. Uns Neffen und Nichten etwas zu schenken, war ihr eine überströmende Freude. Wenn sie später in meinem Haus zu Besuch war, begann ihr Aufenthalt immer mit einem Schreckensgeheul der Kleinsten des Hauses, die an so stürmische Liebkosungen eines zur Türe hereinstürmenden Wesens in ungeheurer Haube nicht gewöhnt waren. Sie starb mit über 70 Jahren nach einem Leben, in dem sie sehr, sehr vielen zum Segen geworden war.

Schwerer war, wie schon erwähnt (S. 16), das Schicksal meiner Tante Elisabeth, als 1897, 85 Jahre alt, Großvater Hauß starb. Auch mit diesem Großvater ging reiche Erinnerung zu Grabe. Dieser Tod wurde nicht so stark erlebt wie der der Großmutter. Ich stand schon zu sehr im eigenen, von der Familie sich lösenden Leben. Unendlich viel stärker erlebte ich den Tod eines entfernten Verwandten, der aber viel mit den Jüngeren der Familie verkehrte. Ihn hatte seine Mutter, die das künstlerische Temperament fürchtete (er war ein glänzender Violinspieler und ging in Musik auf) ins Geschäftsleben gezwungen, indem sie sein bedeutendes Ver-

mögen in einem Juwelierladen anlegte. Er heiratete jung eine lebensvolle Frau, war aber so wenig Geschäftsmann, daß langsam das Vermögen verlorenging. Er war auch unbefriedigt im Leben, da er auch seine Ehe nicht fest gründen konnte. So stand er schließlich als ein langsam zurückgehender Geschäftsmann zwischen zwei Frauen, die beide Anrecht an ihm hatten. Er erschoß sich. Es gehört zu den starken Erinnerungen meines Lebens, als ich an seinem Sarg stand, mit den beiden Frauen, die schwesterlich miteinander das gemeinsame Leid trugen. – Diese Sache hatte in den braven Bürgerskreisen manches Entsetzen erregt. Ich mußte beim Weggehen von dieser Stätte denken, daß die Kinder der Welt doch manchmal sehr viel echter und tiefer sind als die, die sich Kinder des Lichtes dünken. Es gehört mit zu dem, was mich an der traditionellen Frömmigkeit irremachte.

Doch muß ich hier wieder meines Vaters gedenken. Er hielt diesem Selbstmörder die Grabrede, voll des Verstehens und ohne etwas zu beschönigen.

Nicht vergessen darf ich neben diesem tiefen Ernst die unendlich [47] frohe, schöne Seite des Lebens im Landpfarrhaus mit Garten, großem Hof und weiter Wiese. In diesen Räumen entwickelte sich meine Mutter zu einer großen Gärtnerin, der wir an die Hand gehen durften und mußten. Gemüse, Obst, Pfirsiche, Zwetschgen, Trauben die Fülle wuchsen uns zu. Was war das im Herbst für eine Wonne, in dem allem zu schwelgen nach Herzenslust! Wie war da aber auch immer Raum zum Lesen und Schreiben im Freien! Oben im wundersam verkrüppelt geformten mächtigen Holunderbaum an der Hausecke hatte jeder von uns Jungen sein Plätzlein.

Wie war da aber auch Raum für Tiere! Was haben wir nicht alles besessen: Kaninchen, Eichhörnchen, Meerschweinchen, Häher [Rabenvogel], Raben, einen zahmen Storch, Katzen und Hunde. Es mußten immer Dackel sein, denn die galten bei uns für weise und originelle Tiere, nicht so einfach brav und gehorsam wie andere Hunde. Wunderdinge wurden mit ihnen erlebt, besonders mit dem obersten aller Dackel, der sonntags nachmittags, 14.45, von einem zum andern ging und mahnte, daß es Zeit sei, Großvater von der Bahn abzuholen. Wie er wußte, daß heute Sonntag und daß es soviel Uhr sei, blieb ein Rätsel. Ein ebensolches Wundertier war unser zahmer Hahn, der immer im Hause Zutritt hatte und der eines schönen Sonntags hinter unserm Vater her in die Kirche einmarschierte, so daß wir entsetzt aus unserm Kirchenstuhl stürzten, ihn ergriffen und entfernten.

Damit bin ich wieder in den Bereich unserer Mutter gekommen, die auch eine große Hühnerzüchterin war und die Hühnerzucht sehr gewissenhaft betrieb. So hatte sie auch große Erfolge. Zur Brut hatte sie Truthühner, deren Nachkommenschaft bis zum Herbst gezogen wurde und dann bis auf so viele abgeschlachtet, wie man zur Brut nötig hatte. Da durch die Wiese ein Bächlein floß, konnte sie auch Enten halten. Es war ein reicher Betrieb in Hof und Wiese und mitten in diesem Hofe stand das „Schiff“. Ich weiß nicht, ob andere Menschen es für ein Schiff gehalten hätten. Wir hatten es als solches mit altem Holz erbaut, das sich in Fülle in der Scheune und auf den Böden fand. Es hatte seine Vorder- und Hinterspitze, Deck und Mast, Kajüte und Segel und war für uns und unsere Kameraden aus dem Dorfe eine Stätte gewaltigster Heldenspiele und Weltreisen. Auch von ihm und seiner Größe und Herrlichkeit wurden weit und breit im Lande und Bekanntenkreise Wunder erzählt, und es geschah wohl, daß aus Darmstadt oder einem Nachbardorf ein Vater mit seinen Jungen im Hofe erschien und bat, das Schiff besichtigen zu dürfen, von dem sie soviel gehört hätten. Wir hatten im frommen Pfarrhaus, dessen Kinder an Tanzenlernen nicht hätten denken dürfen, immer eine beneidenswerte, frohe, unternehmungsreiche Jugend. [48]

Nietzsche – Stefan George

Als ich zum denkenden Selbstbewußtsein erwachte, fand ich mich als einen Menschen, der leidenschaftlich um Klarheit der Erkenntnis und des Empfindens rang und deshalb philoso-

phische und ästhetische Fragen als Lebensfragen ersten Ranges empfand und durchkämpfen mußte. Das war wohl mit dadurch verursacht, daß mein ältester Bruder Georg leidenschaftlich das erwachende Leben der deutschen Kunst und Literatur seit 1890 miterlebte. Seine Klassenkameraden waren Stefan George (damals ein unbedingt gläubiger Katholik), Gundelfinger (später Gundolf), Karl Wolfskehl (einer der Dichter des George-Kreises), Georg Habicht (gestorben als Direktor des Münzkabinetts in München) und Karl Hallwachs (Musikdirektor in Kassel). Das waren eine seltene Prima und ein seltener Kreis von hochbegabten Menschen, die durch ihn in unserem Haus verkehrten und Ferien bei uns zubrachten. Dann studierte mein Bruder in Gießen und München, und das ganze reiche Leben, in dem er stand, kam an uns heran.

Die ersten Dramen Gerhart Hauptmanns verschlangen wir begierig, und sie warfen uns in die ganze gesellschaftliche Fragestellung hinein. Dann war es Ibsen, der mit leidenschaftlicher Glut gelesen wurde.

Schließlich aber trat Stefan George in den Mittelpunkt. Sein „Algabal“ war von meinem Bruder in den Druckbogen mitgebracht worden, und wir lasen ihn glühend begeistert. Ungeheuer wirkte auch hier der Gegensatz zu jenem behaglichen Philistertum, das wir im Leben um uns sahen und in der Schule an unsern Lehrern erlebt hatten. So konnte man damals zunächst Stefan George neben Ibsen und Gerhart Hauptmann begeistert empfinden. Dort war die Kritik aus den harten Fragen des Lebensschicksals. Hier war die glanzvoll-aristokratische Abwendung von dieser Welt der geistigen Öde und Armseligkeit.

„Armseligkeit“ ist das rechte Wort für jene Welt behaglichen Aufsteigens und gedankenloser, kleinlicher Selbstsucht, jene Jahrzehnte des wirklichen Materialismus im Bürgertum. Der Beamte dachte und rang um sein Gehalt und Ruhegehalt und dessen Erhöhung und der Geschäftsmann und Unternehmer um seinen Aufstieg. „Vaterländisch“ war man selbstverständlich und war jederzeit bereit, Geld zum Totschlagen von Franzosen zu bewilligen. Aber der Geist der deutschen Dichter und Denker, die Frömmigkeit Luthers, wurden nicht ernstgenommen. Sie waren ein ferner Schmuck des Lebens, den man für ganz kurze Stunden gebrauchte, der einen aber eigentlich langweilte. Makart war der Maler dieser Generation, und ein Makartbukett mußte jedes gute Zimmer schmücken. Veräußerlichte Pracht ohne Schönheit [49] und Inhalt ist das Merkmal dieser Zeit, noch heute zu sehen an all den furchtbaren Gebäuden, Palästen, Kirchen und Mietshäusern, die diese Zeit schuf. Sooft man vor einem solchen steht – ganz besonders wenn es eine Schule oder Universität ist – muß man sich fragen: Wie konnte man nur so völlig gleichgültig bauen? Aber es ist wirklich der Geist jener Zeit, der in diesen Gebäuden verkörpert ist, und der unserer Jugend schwerer Alpdruck war.

Nun kam Böcklin. Was war das ein Leben gegenüber Makart, Fülle, Glut, gewiß auch Pracht, aber Pracht, die Leidenschaft war und Leuchten und die auf ein Grausen und Geheimnis dahinter deutete, auf eine Urgewalt, die lauerte, deren Hervorbrechen jeden Augenblick geschehen konnte. Sie konnte Leben, sie konnte Untergang sein! Sehnsucht nach Schicksal trieb uns zu diesem. So haben wir ihn empfunden, als wir uns für ihn begeisterten.

Erst später, als wir uns noch weiter von jener Armut und Unwahrhaftigkeit entfernt hatten, merkten wir, daß auch in seinen Bildern noch davon viel war, so daß es möglich sein konnte, seine „Toteninsel“ zum beliebten Schmuck überm Sofa zu machen – wie vorher Makart. Und doch – ganz hat er das nicht verdient. Er hat es um uns nicht verdient, denen seine erregenden Bilder Schreie nach Tiefe und Schicksal waren. Sie halfen einige von uns aufrütteln. Aber sie trugen noch viel mit sich aus der pathetischen Armut, aus der sie das Erwachen anbahnten. – Ich habe jedenfalls an Böcklin zum ersten Male erlebt, was darstellende Kunst für werdendes Seelenleben bedeutet. Sie hebt das Dumpfe ins Bewußtsein, gibt dem Formlosen Form, bildet also notwendige Voraussetzungen eigenartigen, selbstbewußten, mit der Fähigkeit sich darzustellen ausgerüsteten Geisteslebens. Das Wesen einer Zeit drückt sich in der Kunst aus und

wird durch sie vorbereitet. Hebt man Nachahmer naher oder ferner Vergangenheit auf den Schild, so will man sich dem Drängen des Neuen entziehen.

Die Stimme und das klärende Denken für dies alles gab uns *Nietzsche*. Wir sind das Geschlecht, das Nietzsche hörte, als er noch ein verfolgter, lächelnd verachteter Mann war. Wir Jungen verstanden wohl nicht alle seine Gedanken ganz klar. Ein heutiger Professor mag sie genauer durchleuchten – so wie sie damals Kant durchleuchteten. Aber er war uns der Bote, der kündete, was uns selbst bedrängte. – „Jenseits von Gut und Böse" war mir das Gewaltigste. Auch die andern Werke, wie sie erschienen, verschlang ich. Er deckte uns rücksichtslos die Heuchelei des Bestehenden auf, in der individuellen Haltung, im Gesellschaftlichen, in Staat und Religion. Ihm war es einerlei, ob der erlebnisenge Erwerbsgeist und der Geist der Behaglichkeit sich als Liberalismus oder Orthodoxie oder Konservativismus, als [50] Vaterlandsliebe oder Internationalismus drapierte. Er wußte ihn in seiner Lüge darzustellen. So leuchtete uns aus ihm der Wille zu klarer Kraft und unbedingter Wahrhaftigkeit, zu einer Lebenshaltung der vornehmen Gesinnung, des Lebens- und Wagemutes gegenüber dem dumpfen Dasein, das uns bedrängte. Aus seinem Wort von der „blonden Bestie" klang uns *nicht* der Ruf, Bestie zu werden. Er rief uns zu einer Kraft, die kühn und deshalb großmütig, mitreißend, vertrauensstark und restlos vornehm sei, hilfreich wohl aus Kraft – nicht aus Mitleid.

– Laß den Helden in deiner Seele nicht sterben! –

ist ein Wort, wichtig für eine Zeit, der nichts mehr Torheit war als der Mut zu sich selbst, daß man um der Wahrheit willen 100 Mark riskiere oder gar eine gute Stellung. Er rief uns zu dem Mute, unabhängig und sicher das uns umdrängende materialistische Philistertum abzulehnen, selbst wenn es in der Gestalt gelehrter Professoren, erfolgreicher Unternehmer oder politischer Führer auftrat. Er gab uns die Erkenntnis, daß Menschenleben Wahrheitsmut und Tatenmut sein muß, wenn es sich selbst nicht zerstören will. – Er lehrte es uns wieder: – Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. – Wer sein Leben verliert ... wird es gewinnen! –

Vielleicht erscheint es nun merkwürdig, daß die Begeisterung für Nietzsche mich nicht aus meiner orthodoxen Weltanschauung herauswarf. Aber die orthodox-konservative Welt meines Elternhauses stand ja auch im Gegensatz zur herrschenden liberalen Oberflächlichkeit und Armut wie Nietzsche, wenn auch in ganz anderm Sinne als dieser. Das echte Christentum meiner Eltern stand ebenso dem kirchlichen Christentum – auch in seiner orthodoxen Form – kritisch gegenüber.

Mein Vater schrieb um diese Zeit eine Broschüre über Nietzsche. In ihr behandelt er ihn mit einem bei einem orthodoxen Lutheraner erstaunlichen Verstehen. Bei allem klarem Ablehnen, weiß er von *dem* Christentum, das Nietzsches Kritik mit Recht auf sich zog. Daß dann die Offenbarung für Nietzsche gar nichts bedeutet, kann er nicht verstehen. – Aber es fesselte mich wieder an meinen Vater, daß seine großzügige Art sich auch hier bewährte.

Der Direktor des neugegründeten „Neuen Gymnasiums", das wir nun besuchten – Nothnagel – ein in seiner liberalen Weise bedeutender Mann, der Einfluß auf mich hatte, weil sein Liberalismus echte Kraft war – entdeckte, daß ich und mein jüngerer Bruder Nietzsche lasen. Er schrieb meinem Vater, er möge dafür sorgen, daß seine Söhne solch demoralisierende Lektüre unterließen. Mein Vater sagte uns von dieser Warnung und forderte uns nur auf, uns recht ernst-[51]haft und wahrhaftig mit Nietzsche auseinanderzusetzen. Was man ernsthaft betreibe, müsse einem zur Erkenntnis der Wahrheit helfen, nur was man oberflächlich und unwahr aufnehme, werde gefährlich.

Der orthodoxe Pfarrer hatte sich als der Stärkere bewährt gegenüber dem liberalen Direktor und behielt deshalb seinen geistigen Einfluß auf seine Söhne, den der Direktor verlor. Ihm war sein Liberalismus etwas Echtes, er war echt begeistert für die klassischen Schriftsteller,

die wir bei ihm lasen. Niemand hätte im geringsten die Echtheit und Tiefe seiner vaterländischen Begeisterung bezweifelt. Das alles packte uns an ihm. Aber das alles war bei ihm wieder in die Form eines Dogmas gekleidet. Vaterland, Kaiser, Bismarck, das waren ebenso unantastbare Werte wie dem Orthodoxen Auferstehung und Trinität. Die national-liberale Geistesverfassung war ihm ewige Wahrheit. Das Gären der Arbeitermassen, das sich ankündigte, das Gären der Jugend, das er zu spüren begann, waren ihm nur Schuld und Sünde, Verrat an dem nun so herrlich Erreichten und Geschaffenen. Diese feste Überzeugung, daß Bismarck das Ende aller Entwicklung sei, ist ja ein typischer Ausdruck der Geistesverfassung jener Generation. So konnte dieser treffliche Mann seinen eigenen Sohn nicht verstehen. Ganz mit seinem Vater zerfallen, erschoß er sich um diese Zeit. Wir alle empfanden ehrfürchtiges Mitgefühl mit dem schwer getroffenen Vater. Dieser aber war durch diese Sache noch ängstlicher und gewissenhafter in der Ablehnung aller Ketzereien geworden.

Nun hatten wir einen Aufsatz über den Bauernkrieg 1525 zu schreiben. Ich arbeitete während der ganzen Sommerferien daran, suchte alles an Material zusammen, Was ich erreichen konnte, vor allem Zimmermanns „Geschichte der Bauernkriege“. Sie stellt ihn als den letzten verzweifelten Versuch des deutschen Bauerntums dar, seine in der zweiten Hälfte des Mittelalters verlorene alte Bauernfreiheit von Adel und Fürstentum wiederzugewinnen. Etwas Wahres ist daran. Ich aber schrieb den Aufsatz in glühender Begeisterung für diesen Freiheitskampf. Als wir ihn zurückerhielten, kam mein Aufsatz als letzter, und seine Besprechung wurde abgeschlossen mit den Worten: „Fuchs, Fuchs, ich warne Sie. Sie sind aus dem Holze gemacht, aus dem man Menschen wie Robespierre schnitzt.“ – Man sieht, wie vor dem Angriff auf die liberale Dogmatik alle Pädagogik versagte. Ich war für das Gymnasium einige Tage lang eine Sensation, die man mit Grausen und Neugier anstarrte. Ich fühlte mich sehr. Eine Ahnung hatte ich allerdings, daß welthistorische Gestaltungskräfte doch noch etwas größer sein müßten als die meinen. Um so stärker stieg ein Gefühl von Mitleid in mir auf, einem [52] Manne gegenüber, den dies Maß von Leidenschaft und Begeisterung schon so erschreckte.

Es war das erste Mal, daß ich erlebte, ein wie geringes Maß von Wahrheitsmut und Begeisterungslust deutsches Bürgertum eigentlich ertragen kann. Immer wieder habe ich mich im Laufe meines Lebens darüber wundern müssen, was Menschen schon mit Entsetzen erfüllte in einer Zeit, die das Aufsteigen aller Kräfte von Wahrheits- und Wagemut so nötig gehabt hätte.

Kunstwart – Ferdinand Avenarius

Mein Bruder Georg stand also dem Kreise von Stefan George sehr nahe. Er begann damals seine schriftstellerische Laufbahn. Er hat eine große Reihe von Dichtungen veröffentlicht, war Schriftleiter verschiedener Kunstblätter, zeitweise an den „Münchener Neuesten Nachrichten“, zuletzt Leiter des Münchener Ausstellungswesens. Immer war er ein großer Anreger, arbeitete mit Max Reinhard zusammen, gründete das Münchener Künstlertheater usw. Seine ungewöhnlich große Begabung litt unter der Tatsache, daß bei ihm Phantasie in einer die Urteilskraft mächtig überragenden Weise ausgeprägt war. So hat er immer wieder das Schicksal erlebt, daß seine großzügigen, der Zeit sehr entsprechenden Ideen nicht von ihm, sondern von andern ausgeführt wurden. Er warf sie in die Öffentlichkeit, andere aber erst gestalteten sie so praktisch, daß sie ausführbar wurden. Manchmal war es auch eine schmerzliche Reduktion der Idee, die zur Wirklichkeit wurde, eben weil er nicht selbst der Gestalter war. Auch seine Dichtungen sind grandiose Phantasien, die der Fassungskraft des normalen Menschen mehr zumuten, als sie willens sind zu leisten. So hat er immer nur einen ganz kleinen Kreis von Freunden erobert. Aus seinen Werken nenne ich: „Was erwarten die Hessen von ihrem Großherzog Ernst Ludwig?“, ein zu dessen Regierungsantritt geschriebenes Programm der Kunstpolitik, das durch diesen Fürsten zum Teil verwirklicht wurde; die Heraus-

gabe der Werke des früh verstorbenen hessischen Malers Heinz Heim mit dessen Lebensbeschreibung; eine Tragödie „Till“; ein großes Mysterium Christi. Von seinem letzten Buch „Wir Gefangene“ und wie es entstand, wird noch später zu reden sein.

Bei meinem Bruder ward es nun immer deutlicher, daß er mit Stefan George den Weg jener aristokratisch-ästhetischen Haltung ging, die das Alltägliche durch das Geniale, Formvollendete, Einzigartige zu ersetzen suchte. Man wendete sich von Gerhart Haupt-[53]manns Anfangswerken ab und suchte in Kunst, Theater und Lebensgestaltung den Weg einer Höhenkultur.

Waren wir so in der Ablehnung des Herrschenden eins, so kam nun ein scharfes Auseinandergehen, das uns radikal verschiedene Wege im deutschen Geistesleben führte, wenn es auch die brüderlichen Verbindungen nie zerstört hat. Wir lebten wie auf verschiedenen Erdteilen, von denen aus man sich nur zu gelegentlichem Freundesbesuch traf.

Mich hatte in dieser Zeit der „Kunstwart“ erfaßt. Ich weiß nicht mehr, wie ich ihn entdeckte. Ich weiß nur, daß ich ihn mit restloser Begeisterung las. Ich darf sagen, daß ich einer seiner ältesten Abonnenten bin. Er war damals noch ein kleines Blättchen, auf gelblichem Papier gedruckt, dessen Titelseite rot umrändert war. Von dem sehr knappen Taschengeld, das uns unsere Mutter geben konnte, von dem wir uns auch in der Schule unser Frühstück, ein 3-Pfennig-Brötchen, kaufen sollten, ersparte ich mir so viel, daß ich ihn mir halten konnte. Das bedeutete, daß ich meistens kein Frühstück aß. Meine Freunde spotteten oft über mein „ästhetisches Käseblättchen“. Später sagten sie: Du hattest doch einen guten Riecher. Der Kunstwart war eben für mich ein entscheidendes Erlebnis. Ich schrieb Briefe an Ferdinand Avenarius, und dieser ging in einer sehr freundlichen Weise auf die Nöte des Gymnasiasten ein. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die bis zum Tode von Avenarius dauerte, nachdem ich ja selbst Mitarbeiter dieser Zeitschrift geworden war.

Der „Kunstwart“ ließ mir deutlich werden, warum die Kunst mir solch eine entscheidende Sache war: Sie ist die Sprache des Menschen, die Darstellung, durch die er sich selbst klar wird über sich, weil er sich zur Darstellung bringt, durch die einer dem andern, Völker für sich selbst und andere, die Massen in ihren Trieben und Leidenschaften und Nöten sich darstellen oder durch andere dargestellt werden. Es wurde mir deutlich, daß die Kunst das Mühen des Menschen ist, aus der Dumpfheit der Gefühle zur klaren Darstellung, zur Gestaltung, zur Herrschaft über die Dinge und über seine Leidenschaften und Urgewalten zu gelangen. Dann aber ist die Arbeit des künstlerisch begabten Menschen immer und überall die Voraussetzung aller Gemeinschaftsbildung, alles Kulturwerdens und aller Erhöhung der Kultur zu neuen Gestaltungen. Hat man das erkannt, so weiß man, daß schöpferische Menschen, die sich in die einsame Höhe des Genialen, fern von der Masse zurückziehen, damit nur dieser Masse das weigern, was gerade sie ihr schuldig sind, nämlich sie durch ihr schöpferisches Gestalten zum Bewußtsein ihres Wesens, Drängens und ihrer Aufgabe zu führen. Langsam wurde mir klar, was mir das Leben im-[54]mer wieder bestätigt hat, daß dieses aristokratische Ideal, in dem so viele sich „besser“ empfinden als die Masse, eine Selbsttäuschung ist. Die greifen es immer wieder auf, die zu feige, zu schwächlich, zu behaglich sind, sich das Bezwingen der Masse, das Ringen um sie und mit ihr um ihre eigene Klarheit zuzutrauen.

Man sondert sich ab, weil man sich diese Schwäche nicht zugestehen will. Man scheidet sich aber damit gerade von dem, was dem Schöpferischen und Starken erst seine wirkliche, lebensstarke Aufgabe gibt. Man begibt sich in die Sphäre eines rein Individuellen, wo man mit den überkommenen Fragestellungen zu tun hat, das in der Gegenwart Aufsteigende, das aus den Nöten der Masse kommt, nicht erlebt. So kommt es, daß alle „aristokratische“ Kunst immer nur formell schöpferisch sein kann. Sie kann dem Vorhandenen raffiniertere, vollendetere, bewußtere Form geben. In ihrem Inhalt wird sie höchstens als Kritik, nie als Gestaltung neu sein. Gestaltung wird erst, wo man das gegenwärtig drängende Leben miterlebt. So

können hier als Lebensgestaltung eigenartige individuelle Typen entstehen, aber keine Vollmenschen.

Daß jeder schöpferische Mensch dabei den Mut zur Einsamkeit haben muß, ist wahr. Hier behält Nietzsche recht. Aber er behält auch recht in seinen wunderbaren Schilderungen jener heißen Sehnsucht, die den Schöpferischen, den Propheten treibt, sich zu geben, seine Lehre zu künden, zu schenken und immer wieder zu schenken. Wer nicht die schenkende Tugend hat und von ihr getrieben wird, ist kein Starker. Sie macht vielleicht einsamer als jene aristokratische Einsamkeit, denn sie zwingt zum Kampfe mit der gegenwärtigen Form der Masse, schafft also die Feindschaft aller Trägen, die die andern fürchten. Aber nur, wer diese Einsamkeit und diesen Kampf nicht fürchtet, kann ein Mitträger des schöpferischen Schaffens sein, das eine Kultur erneuert und gesund erhält oder neu schafft.

Indem ich lernte, die Kunst zu verstehen als das schöpferische Ringen der Menschen um Klarheit, Gestaltung, Form für das, was sie sind, sein sollen, werden müssen und das sie noch nicht schauen können, wurde ich auch unabhängig von der zeitgebundenen Sprache der Kunst und Künstler. Ich lernte die Kunst der Vergangenheit und Gegenwart auf ihre Echtheit hin prüfen, darauf hin, ob sie Ringen um das Gestalten aus einem ganz notwendigen drängenden Müssen ist oder ob sie Willkür, Reklame, Pathos, Sichgroßtun ist.

Ich lernte Albrecht Dürer und Rembrandt, Holbein und Leibl, Ludwig Richter und Schwind und Steinhausen, Schiller, Goethe, Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf und Hebel, Hebbel und Spitteler, Klinger und Böcklin verstehen – je-[55]den in seiner Notwendigkeit und Aufgabe. – Ich lernte, daß es nicht darum geht, eine bestimmte Form und Sprache für die allein richtige zu erklären, sondern darum, eine jede in der echten Notwendigkeit zu begreifen, in der sie einmal hervorbrach aus einem Menschen – aus eines Menschen Durchkämpfen dessen, was den Menschen um ihn Not und Notwendigkeit war. – Ich lernte schließlich, daß wir nicht fragen dürfen nach der Größe, sondern nach der Echtheit – daß ein Kleiner, dem Schöpferkraft für ein enges Gebiet gegeben ist, durch seine Echtheit mehr leisten kann als einer mit großem geistigem Umfang, der lügt oder halbwahr ist oder Wahrheit mit Trug mischt und ganze Zeiten irreführt.

Das aber lernte ich für meine persönliche Entwicklung, wie unsinnig wir Menschen tun, wenn wir nach „Größe“ streben und genial sein oder scheinen wollen. Unsere Größe und mehr oder weniger weit reichende Kraft ist Gabe des Schicksals, unser Einfluß, unser Erfolg oder Mißerfolg – die Größten sind oft die scheinbar Erfolglosen – wird uns ebenfalls vom Schicksal gegeben. Was wir leisten können, ist das Streben nach Echtheit. Beherrscht uns das, so wird das, was wir gestalten und was wir im Gestalten selbst als Menschen werden, ein Segen und ein Führen zur Echtheit für andere. Dann wird das, was uns nach der Größe unserer Kraft zu leisten gegeben ist, ein Hinführen zu dem, was Kraft ist. Im andern Fall sind wir zerstörende, zersetzende Macht.

Das ist wohl das Größte, was ich dem Kunstwart und Avenarius zu danken habe, daß sie mich auf diesen Weg der Echtheit wiesen – es war mir von da ab ein entscheidendes Gegengewicht gegen alle Gefahren, die in Theologie und Kirchlichkeit liegen.

Ich glaube, ich habe damit beschrieben, was an entscheidenden Einflüssen über meinem Leben stand, als ich zur Universität ging. Man beachte, wie wenig die Politik dabei bedeutete. Sie war damals eine Sache am Rande unseres Lebens. Es bewegte uns die Auseinandersetzung zwischen Wilhelm II. und Bismarck und die äußere Politik. Aber sie gestaltete uns nicht. Wir schauten zu. Von Verantwortung für das Geschehen wußten wir nichts. Erst nach und nach merkte unser Geschlecht, daß diese Politik uns und anderen Sein und Leben entscheidend gestaltete und daß wir nicht das Recht hatten, uns einfach verantwortungslos schieben und die andern gestalten zu lassen. Das war aber erst später. [59]

II.
DAS WERDEN DES MANNES

Universität – Das Persönliche

Ostern 1894 machte ich mein Maturum und ging nach Gießen zum Studium der Theologie. Es war für mich die Lebensfrage, über die eigentlichen Wahrheiten des Daseins und dessen Zielsetzungen zur Klarheit zu kommen. Ich hoffte, daß ich sie durch Studium der Theologie finden würde.

Schon in den letzten Schuljahren war ich mit dem Bruder einer Freundin meiner Schwester in Verbindung gekommen, Gustav Pfannmüller. Er war vier Semester vor mir und stand in einem Freundeskreis, der sich scherzhaft die „Pumphia“ nannte. Außer ihm waren es unter Gießens Studenten Keßler, Weinel und Schuhmacher. Keßler war Philologe, Schuhmacher Jurist, beide galten für treffliche Philosophen. So stand ich von Anfang an in einem Kreis von Menschen, in dem in intensiver Weise die Fragen der Weltanschauung und Religion durchgesprochen, ja leidenschaftlich durchgekämpft wurden. Unsere Ausflüge am Sonntag waren erregte Aussprachen um alle Fragen der Theologie und Philosophie der Zeit. Es schien den Freunden, daß ich sehr wenig davon beeinflußt würde, denn ich hielt ihnen allen gegenüber meine orthodoxe Weltanschauung, meine Nietzsche- und Kunstwartbegeisterung aufrecht. Aber es ist ja selbstverständlich, daß diese Aussprachen von ganz unberechenbarem Werte für mich waren. Außer am Sonntag kamen wir einmal in der Woche zusammen. An den andern Tagen war alle freie Zeit der eigenen Arbeit gewidmet, der jeder von uns ganz gewissenhaft oblag.

Von Anfang an war im Kreise die Rede von den beiden älteren Freunden, die gerade auf dem Predigerseminar in Friedberg waren, Lampas und Diehl. Besonders Diehl wurde als großer Theologe und Forscher gefeiert. Er war im Begriff, seinen Doktor zu machen, kam nach Gießen, wurde feierlich abgeholt und entdeckte, daß ihm auf der Eisenbahn am Hemd zu seinem feierlichen Doktorandengewand ein Knöpflein abgesprungen war. Da zeigten sich die Künste des Jüngsten – den Doppelfuchs nannte man mich – oder auch „das Füchslein“. – Ich konnte ihm das Knöpflein auf einer Bude annähen. Das begründete unsere Freundschaft. Sahen wir uns während der Studentenzeit nur gelegentlich, so wurde der Verkehr stärker in den Ferien, da Diehl bald Pfarrassistent in Darmstadt wurde.

In den Ferien, die ich bei meinen Eltern in Arheilgen zubrachte, trafen sich die Freunde aus Darmstadt in der „Oper“ an einem bestimmten Wochenabend. Pfannmüller brachte hierzu seinen Freund Paul Wagner, der Medizin studierte, aber voll der geistigen Inter-[60]essen war, die uns bewegten, mit. Er brachte auch öfter seinen Bruder Hermann mit.

Alkoholgenuß, wenn auch in mäßiger Form, war selbstverständlich. Aber geistig ungemein starke, lebendige, kampfreiche Zusammenkünfte – und auch Spaziergänge waren es immer.

Für mich öffnete sich bald noch ein anderer Kreis – in anderer Weise wichtig. Natürlich hatten verschiedene Studentenverbindungen versucht, mich in ihren Kreis zu ziehen. Da kam zuerst der „Wingolf“, dessen „Alter Herr“ ja mein Vater war. Dieser hatte die Beziehungen nicht sehr lebhaft gepflegt, so war es mir eine fremde Sache. Die Verbindung bestand damals in Gießen aus etwas rauhen Bierseelen, deren Gesellschaft mich nicht anzog.

Dann wurde ich zum „Theologischen Verein“ geladen, dem ja mein Freund Paul Vogt angehörte. Einiges war mir dort angenehmer. Aber damals gerade stieß mich die selbstverständliche Sicherheit ab, mit der diese jungen Menschen im Gefolge der Theologie ihrer Professoren standen. Um meiner ästhetischen Interessen willen brachte man mich mit Greiner zusammen, der später seine Theologie aufgab und Bildhauer wurde. Er lebte in Jugenheim.

Auch mit ihm fand ich nicht die Gemeinschaft, die wir suchten. Er war damals noch zu sehr von der Stellung zur Kunst beeinflußt, die mit dem vom Kunstwart ergriffenen Menschen nicht in eins kommen konnte.

Da erschien eines Tages ein untersetzter, breiter Student, etwas älter als ich, auf meiner Bude, rotbraune Mütze und lud mich zur Reformburschenschaft „Arminia“ ein. Derartige Einladungen zu Korps, Landsmannschaften und Burschenschaften hatte ich bis jetzt von vornherein abgelehnt, denn ich war mir ganz klar, daß ich zu denen nicht gehöre. Hier stand nun aber eine höchst originelle, frohsinnige Persönlichkeit vor mir. Lebendig wurde mir geschildert, daß bei diesen Burschenschaften ja alles einen ganz andern Geist und Sinn habe und der Student atmete auch einen andern Geist. So ging ich mit, ging öfter hin. Nie konnte ich mich entschließen beizutreten. Es war mir vor allem schlechterdings unmöglich, einer Verbindung beizutreten, die Satisfaktion gab. Das erschien mir lächerlicher Unsinn. Aber die Gesellschaft der führenden Glieder dieses Kreises suchte ich immer wieder.

Es war ein Kreis wahrhaft geistvoller, fröhlicher Menschen von ästhetischer und künstlerischer Begabung, dichterisch, musikalisch und frohe Lebenskünstler. Für mich blieb der Mittelpunkt Udo Kraft. Mit ihm schloß ich eine warme Freundschaft. Ich kam oft ins Haus, der Vater war ein Rechtsanwalt mit guter Praxis, aber wenig Fähigkeit, sie zum Geldverdienen auszunützen. Es war also ein bescheidenes [61] Haus, aber durchleuchtet von froher Lebenskunst, musikalischem Treiben und Verstehen.

Zum ersten Male machte ein junges Mädchen einen übermächtigen Eindruck auf mich, Udos Schwester Anna. Wir wurden sehr gute Freunde. Es war eine starke Liebe. Aber wir fanden uns wohl deshalb nicht zusammen, weil sie, aus dieser lebendigen, offenen, vertrauensvollen Geselligkeit stammend, sich zuletzt doch in das verschlossene, schwer sich in harmlose Offenheit wagende Wesen nicht finden konnte. Jedesmal, wenn wir uns so nahe gekommen waren, daß an ein Sichfinden zu denken war, trieb uns etwas wieder auseinander, eines wurde vom andern erschreckt oder gekränkt. Uns beide begleitete diese Tragik durch lange Jahre. Wir hatten vieles, was uns zueinander zog, und waren doch zuletzt einander fremd.

Ich entbehrte in diesen Jahren zum ersten Male die Harmlosigkeit der andern – gerade in dem Sich-harmlos-Hingeben an Liebe zum andern Geschlecht. Wir hatten von unserm Elternhaus her nicht daran denken können, tanzen zu lernen. Man versuchte jetzt, es mir beizubringen. Aber ich hatte gar nicht die innere Unbefangenheit, ernstlich es zu wollen. Es blieb ein Drängen der andern zu etwas, was mir nicht lag. Das scheint eine Kleinigkeit. Aber die darin liegende Einstellung zur Annäherung von Mann und Weib war so tief in mich eingedrungen, daß ich zu einer wahrhaften, fröhlichen Unbefangenheit nicht kommen konnte. – Das war alles unbewußt. Aber es war eben doch da. Zwischen mir und dem weiblichen Geschlecht war eine Schranke, die auch da nicht zu überwinden war, wo Verkehr in der Familie und Freundschaft den Weg ebnete.

Dabei durfte ich soviel Herrliches und Fröhliches im Kreise der Familie Kraft erleben. Unvergeßlich ist mir ein Ausflug nach Braunfels, das Wandern durch die Wälder, bei dem uns Friedrich Kraft, der ältere Bruder, der zu Besuch war, mit seiner jungen Braut voraneilte, und dann fanden wir sie, einmal oben in den Ästen eines Baumes sich wiegend, einmal anders versteckt, miteinander singend.

In der Familie Kraft war altes liberales Erbe; Burschenschaftler waren die Vorfahren. Der ganze Geist dieser Gesinnung und Weltoffenheit, Glaube an die Menschen und herzliche Hilfsbereitschaft, aber auch gewissenhafte Fähigkeit, den eigenen Weg in den kleinen und großen Dingen des Lebens zu gehen, lächelnd ob des Klatsches der guten Mitmenschen, lag über allem. Alle häuslichen Feste, alle Feste der Burschenschaft leuchteten in einer ganz einfachen Besonderheit, wie man sie eben nur da trifft, wo die rechten Lebenskünstler wirken.

Mit der Familie eng verbunden war Eduard David. Er war Mit-[62]glied der Burschenschaft gewesen, war Lehramtsreferendar geworden, mußte abgehen, weil er sich der Sozialdemokratie anschloß, und lebte nun in einem Gartenhäuschen vor Gießen, weil er eine Wohnung nicht bezahlen konnte. Erst später fand er Anstellung bei der sozialistischen Presse und begann seine große politische Laufbahn. Zwischen uns entstand ein merkwürdiges Freundschaftsverhältnis, basierend auf der Anziehungskraft der Gegensätze. Er fabelhaft klug, überintellektuell, philosophisch am deutschen Idealismus geschult, war ein unüberwindlicher Gegner. Ich vertrat demgegenüber die Phantasie, die Intuition, das Recht des Religiösen, ja Kirchlichen. Es wurde allmählich eine Art Sport im Freundeskreis, uns beide zusammenzubringen und dann der stundenlangen Debatte zu lauschen, die sich entspann und uns beide oft bis gegen Morgen zusammenhielt. Später hat sich bei einem jeden von uns die andere Seite so entwickelt, daß wir – in gewissem Gegensatz immer – doch in ganz starkem Verstehen zueinander standen.

Ein Vetter der Familie Kraft ist Paul Geheeb, der große Erzieher, Gründer der Odenwaldschule. Um diese Zeit berührten wir uns nur flüchtig. Erst viel später wurde daraus ein ganz enges, nahes Freundschaftsverhältnis.

In meinem Freundschaftsverhältnis zu Eduard David zeigt sich ein Erbteil meiner Familie. Ich war orthodox und konservativ. Aber ich konnte die Tatsache nicht begreifen, daß man einen Mann wie ihn aus dem Amte wies um seiner politischen Einstellung willen, und schloß Freundschaft mit ihm. – Vielleicht hat diese Erfahrung konservativer Unduldsamkeit mitgewirkt, daß ich zu anderem Denken kam. Das war mir immer klar, daß der nicht verfolgt, der von der geistigen Kraft und Wahrheit seiner Sache überzeugt ist. So empfand auch mein Vater.

So stand ich in einem reichen Kreis lebensvoller und zukunftsstarker junger Menschen. Persönliche Berührung mit alten Leuten über die wissenschaftliche Verbindung mit den Professoren hinaus, gab es für uns nicht. Heinrich Weinel stand in seinen spätern Semestern in sehr enger Freundschaft mit dem damals jungen Professor Gustav Krüger. Aber das dehnte sich auf uns nicht aus. Wir andern wurden gelegentlich zu den Professoren eingeladen, bei denen wir belegt hatten. Es war eine offizielle Geselligkeit, die gewiß manches Persönliche gab, aber nicht das, was uns an Berührung mit lebenserfahrenen Männern nötig gewesen wäre.

Die Gewohnheit vom Elternhaus hatte ich beibehalten, jeden Sonntag zum Gottesdienst zu gehen. Es war manchmal öde, manchmal auch eine Bereicherung. Besonders großen Eindruck machte mir [63] als Prediger Professor Reischle, der praktische Theologe in Gießen, der später nach Göttingen berufen wurde und sehr früh starb. Er war eine gütige, wahrhaft fromme Persönlichkeit. Unvergeßlich ist mir eine Predigt über „Maria und Martha“, in der er die Gefahren der Menschen, die zu stark Willensmenschen sind, wundervoll darlegte. Damals schon empfand ich sie sehr auf mich zutreffend, weil ich doch jenes Getriebensein aus innerer Leidenschaft, dem man so oft gänzlich hilflos ausgeliefert ist, gerade da, wo es um Wahrheit, Recht, Freiheit geht, deutlich spürte. Wie oft mußte ich mich über die andern wundern, die da immer so klug sein können, es so leicht haben, klug zu sein. Mit keinem der Pfarrer, auch mit Reischle nicht, kam ich in nähere Berührung. Man war auf sich selbst angewiesen in diesem Ringen um die Klarheit des eigenen Seins und Lebensweges.

Zum Persönlichen gehört, daß der „Kunstwart“ nach wie vor mein Lebensbegleiter war. Die Freunde der „Pumphia“ teilten zum Teil mein ästhetisches Interesse, wenn sie auch die Bedeutung des „Kunstwart“ damals noch nicht erkannten.

Ich aber war auch aktiv dichterisch tätig. Vor allem hatte ich schon als Gymnasiast angefangen, große geschichtliche Dramen zu schreiben. Sie handeln zum Teil vom Untergang Karthagos, Hamilkar und Hannibal, zum andern Teil wollten sie die deutsche Urgeschichte darstellen, eines z. B. behandelt den Freiheitskampf der Bataver gegen Rom. Keines ist dichte-

risch so wertvoll, daß ihm Druck und Zukunft gebührt. Sie sind Ausdruck geistigen Werdens eines jungen Menschen, der in diesen Darstellungen auch die Klarheit zum Wesen seines Volkes und die Stellung zu seiner Vergangenheit sucht, ebenso wie in jenem mißverstandenen Aufsatz über den Bauernkrieg. Die Frage der gesellschaftlichen Freiheit und die der leidenschaftlichen Stellung zu meinem Volke, das Suchen nach dessen Recht und Wesen bohrte schon in mir.

Ringen um wissenschaftliche Schulung und Erkenntnis

Der Studienplan des Theologen schrieb mir vor allem das Hören der Kollegs in Kirchengeschichte und Auslegung des Alten und Neuen Testaments vor. Unser Religionslehrer in Darmstadt war ein guter Hebräer. Wir kamen von dort gut vorbereitet. In Gießen aber war damals das Hebräische ausschlaggebend, da der Alttestamentler *Stade* durch seine geniale, schroffe, hinreißende Persönlichkeit die gesamte theologische Fakultät beherrschte. Man war für ihn, der den Namen des Gottes des Alten Testamentes „Jahwe“ als Spitznamen trug, rest-[64]los begeistert. Seine eigenartige, witzige, auch boshaft witzige Persönlichkeit machte jedes Kolleg interessant. Das Neue Testament, durch Baldensperger vertreten, dem nicht gegeben war, sich irgendwie präzis auszudrücken, und durch Oskar Holtzmann, dem sehr gründlichen, aber in seiner Darstellungsweise sehr wenig fesselnden Gelehrten, trat demgegenüber sehr zurück. Auch Gustav Krügers lebensvolle Darstellungsweise kam nicht auf. Für die spätern Semester erst trat Kattenbuschs Einfluß hervor.

Meine beiden ersten Semester gingen hin in der lebendigen Auseinandersetzung mit den Vorlesungen Stades über die Propheten und die Entstehung des Alten Testaments. Ich arbeitete vor allem die Vorlesung über die Propheten sofort gründlich durch, so daß ich bald im Proseminar die Zufriedenheit Stades erwarb und verhältnismäßig früh in sein Seminar aufgenommen und später dessen Senior wurde.

Diese Vorlesung über die Propheten wurde entscheidend für meine ganze geistige – besser gesagt – meine religiöse Entwicklung. Nie hätte mich die kritische Theologie als solche von meinen orthodoxen Überzeugungen abgebracht. Wem diese Ausdruck der Wirklichkeit der ewigen Welt sind, der wird allen kritischen Beweisen unzugänglich sein. Für ihn ist ja hier eine Welt, die nach andern Gesetzen gebaut ist als die geschichtliche Welt, die unser Verstand und unsere Kritik erforscht und begreift. Hier muß erst jene Überzeugung von der Wirklichkeit dieser Welt des Dogmas erschüttert sein. Es muß deutlich werden, daß „Gottes Wort“ etwas anderes ist als Dogma oder der Buchstabe der Bibel. Dann erst kann alle Kritik einsetzen. Es war der Prophet Amos, der mir zur Botschaft des Göttlichen wurde und an dem mir aufging, was Offenbarwerden der Gottheit ist und bedeutet; daß ein Mensch, vom Rufe Gottes getroffen, ihm sein Leben und Sein zum Werkzeug geben muß. Das gewaltige erste Kapitel des Amos mit seiner Gerichtsweissagung über alle, die Gottes Willen mißachten – auch über Israel – machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Dann aber kam jenes Wort:

> – die die Gerechten um Geld und die Armen um ein Paar
> Schuhe verkaufen! – (Amos 2, V. 6) und
> – Der Löwe brüllt, wer sollte sich nicht fürchten – der Herr
> Herr redet, wer sollte nicht außer sich geraten. (Amos 3, V. 8).

Das unbedingte Müssen, das diesen Mann ergriffen hat in seiner Verantwortung für die Armen seines Volkes, legte sich auf mich. Es wurde mir deutlich, daß hier eine Größe und eine Wirklichkeit in die Menschheit hineinragt, die auf dem Wege orthodoxen, traditionellen Christentums nie erfaßt und verstanden werden kann. Diese [65] Wirklichkeit, die zu mir redete und meine Verantwortung für mein Volk wachrief, begann den Kampf mit der anerzogenen traditionellen Frömmigkeit. Dieses Ringen zog sich über mehrere Semester hin. Es zwang mich zu sehr eingehender Auseinandersetzung mit Bibel und Bibelkritik. Es war nicht

leicht, sich der Autorität des Elternhauses zu entziehen und den Schmerz der geistigen Trennung von ihm auf sich zu nehmen. Aber diese Form des neuen geistigen Seins wurde zu stark in mir. Ich mußte diesen Weg gehen.

Seitdem wurde mir die kritische Theologie Führerin. Sie erschloß mir zuerst die gewaltigen Boten Gottes in der Bibel – nicht als Träger einer unfehlbaren Weltanschauung und Lehre, die ich anzunehmen hatte, sondern als Menschen, die von einer ungeheuren Aufgabe und Verantwortung erfaßt in ihrer Zeit stehen und ihrer Zeit die Aufgabe zeigen, die Gott ihr gestellt hat. Sie wurden mir – ein Ruf – nicht zu ihrer Weltanschauung und Lehre – sondern zu der Stimme Gottes, die auch ich hören konnte und die mir meine Aufgabe in der Welt zeigen wollte und sollte. – So trat neben die theologisch-kritische Forschung bei mir von Anfang an die Frage nach der Aufgabe des Christen – nach meiner Aufgabe in dieser Zeit und Menschheit.

Das wurde wohl auch deshalb so, weil um diese Zeit Friedrich Naumann zum zweiten Male in mein Leben eingriff. Er hielt eine Versammlung in Gießen. Es war wohl im Wintersemester 1894/95. Ich weiß nicht mehr Tag und Monat, nicht mehr das Thema seines Vortrags, nicht mehr den Rahmen der Organisation, die ihn veranstaltete. Er war ja damals noch nicht Führer einer politischen Partei, wohl aber schon Herausgeber der „Hilfe“. Ich weiß nur, daß dieser Vortrag endgültig das entschied, worum ich kämpfte. Der Ruf des Amos wurde hier ein Ruf der Gegenwart. Naumann zeigte uns, daß hier – in unserm großen, uns so glanzvoll scheinenden kaiserlichen Deutschland – eine wachsende Menschenmasse hilflos verlassen um ihr materielles, physisches und geistiges Dasein kämpfte. Er zeigte uns, daß ein Volk seine geschichtliche Aufgabe nicht erfüllen kann, das seine Massen in materieller Abhängigkeit und geistiger Unselbständigkeit versinken läßt. Er zeigte uns, daß es um des Vaterlandes willen die entscheidende Aufgabe sei, diesen neuen Stand aus seinem proletarischen Dasein zu materieller Kraft und geistiger Mitverantwortung für die Schicksale seines Volkes zu bringen. Er legte auf uns alle die Verantwortung für diese Aufgabe. Es war das Große bei Naumann, daß bei ihm immer das Materielle als Grundlage des Geistigen, als Werkzeug des Geistigen erschien und es immer um das Geistige ging, auch wo das Materielle in seiner Bedeutung gezeigt wurde. Er wollte ein großes deutsches Volk, das innerlich groß und durch seine inner-[66]liche Größe äußerlich groß werden könnte. So stand ihm hinter seiner Botschaft – ohne daß es immer ausgesprochen wurde – die Gottheit, die ihn trieb, wie sie einen Amos getrieben hatte, für die Heiligkeit seiner armen Volksgenossen gegen Aristokratie und Königtum zu wirken. Von jenem Tage an war Naumann für mich ein Prophet Gottes. Er war es auch für sein Volk, das ihn nicht hörte und deshalb zu den schweren Schicksalen schreiten mußte, die es sich bereitete. Er sah die unbedingte Notwendigkeit, der inneren Zerrissenheit dadurch Herr zu werden, daß man den Massen materiell und geistig Anteil gab an der Verantwortung für das Ganze. Er sah, daß nie ein bloßes materielles Heben der Massen sie zu Mitarbeitern an einem großen Volkstum machen könne, daß das Werden geistiger Selbständigkeit und Freiheit wesentlich ist. Die Größe Naumanns besteht ja darin, daß er daneben die volle Weite und Herrlichkeit geistigen, freien, starken Lebens so wunderbar sah und darstellen konnte. Er schaute die Kunst in ihrer Bedeutung, das Kunsthandwerk, die wissenschaftliche Arbeit und ihre Lebensbedingungen. Überall ist er ein Rufer zur Wahrhaftigkeit und Verantwortung für wahrhaftigen Dienst an der Gemeinschaft. Hier klang sein Wirken für mich zusammen mit dem, was ich von Avenarius und dem „Kunstwart“ her schaute. Es war innere Notwendigkeit, daß Naumann sich später so eng mit dieser Zeitschrift und dem von Avenarius ausgehenden „Dürerbund“ und der Arbeit zur Erneuerung des deutschen Handwerks in Echtheit zusammenfand.

In Naumann war ein Mensch vor das deutsche Volk gestellt, in dem es hätte erleben können, was ein Leben bedeutet, dessen letzte Grundlage wahrhaft echte, freie, selbständige Fröm-

migkeit – Gehorsam gegen den ihm gewordenen Ruf Gottes ist. Aber auch diese Lebensfülle konnte es nicht begreifen in seiner aus dem engen, unfreien Leben von Jahrhunderten geschaffenen Ängstlichkeit und Gelähmtheit.

Meine ganze Entwicklung drängte zu etwas hin, was es in der Theologie dieser Zeit kaum gab, zu weltanschaulicher Verarbeitung des auf mich eindringenden Stoffes und der Probleme des Lebens zu einer von dieser neuen Frömmigkeit getragenen Gesamtanschauung des Lebens und des Daseins. Für mich brach ja mit diesen Erkenntnissen die Weltanschauung zusammen, die mich trug. Ich mußte mir eine eigene erst erwerben. Es war bei mir nicht so wie bei meinen Freunden, daß ich so selbstverständlich in der herrschenden liberalen Tradition stand, daß ich nicht nötig hatte, mir eine Weltanschauung zu schaffen. Ich mußte mir alles erst erwerben auf diesem Gebiete. Meine Weltanschauung war bis dahin die der altchristlichen Dogmatik gewesen.

[67] Wer damals Klärung seiner Weltanschauung suchte, wurde an *Kant* gewiesen. Er war die beherrschende Gestalt alles Denkens. So begann ich Kant zu lesen, „Kritik der reinen Vernunft“. Zuerst spotteten meine älteren Freunde über diesen Versuch. Aber nachdem die philosophische Autorität unseres Kreises am Ende einer Aussprache erklärt hatte, er versteht wirklich, was er liest, wurde diese Arbeit anerkannt. Allmählich wurde ich im Kreise der Bekannten eine Autorität in philosophischen Fragen. Durch das philosophische Proseminar bei Siebeck und dessen Vorlesungen trat neben Kant Fichte, und sehr bald stieß ich auf Schleiermachers „Reden über die Religion“. Sie wurden mir ein entscheidendes Buch. Sie waren damals wenig angesehen. Die Ritschlsche Schule, deren Hauptquartier Gießen war, lehnte Schleiermacher als Pantheisten ab. Mir war damals nicht klar, daß ich ihn unter ganz anderen Voraussetzungen las und deshalb ganz anders verstand als jene Männer. Sie lasen ihn mit den Augen, die ihn von Hegelscher Denkweise aus schauten. Ich kam nur von Kant und wußte von Hegel nichts. Ich las ihn von den Voraussetzungen aus, von denen aus er geschrieben hat – vor Hegel. – Ich deutete seine Begriffswelt naiv und selbstverständlich von Kant her, aus dessen Studium er sie gebildet hatte. Jedenfalls lernte ich an den „Reden über die Religion“ mich und mein religiöses Erleben verstehen und mit dem Gesamterleben verbinden. Hier wurden die Grundlagen meines theologischen Denkens geformt – nicht die meines religiösen Erlebens, die stammen von Amos und Naumann. Aber Schleiermacher gab mir die intellektuelle Klarheit über die Notwendigkeit eigenen, persönlichen Zusammentreffens mit der Gottheit und eigenen persönlichen Anschauens ihres Wesens und Formens von Vorstellung und Bild ihres Wesens. Das gab mir wachsende Fähigkeit innerer Selbständigkeit und Klarheit, Mut, meinen eigenen Weg weiterzugehen.

So waren die sieben Semester meines Studiums ausgefüllt von der angestrengten Auseinandersetzung mit der kritischen Theologie in Bibelkritik und Dogmengeschichte, wie Harnack sie uns gerade damals erschloß. Es traten hinzu Kant, Fichte und Schleiermacher. In der Theologie Ritschl, Lipsius und Herrmann.

Nicht vergessen darf ich den mächtigen Eindruck, den mir zwei Werke machten, das „Leben Jesu“ von Keim und die Darstellung des apostolischen Zeitalters von Weizsäcker, auch Pfleiderers Werke über die neutestamentliche Zeit bedeuteten mir viel.

Die Auseinandersetzung mit dem allem beherrschte mich so stark, daß ich an einen Wechsel in der Universität nicht dachte. Gewiß wirkte es mit, daß es für meine Eltern leichter war, mich in Gießen zu unterhalten, wo ich mit Stipendien mehr rechnen konnte als an-
[68]derswo. Aber ich hatte auch gar keine Sehnsucht nach anderem. Ich fühlte, daß das, was mir not war, hier völlig vorlag und daß es nur auf die Verarbeitung ankam. Für sie konnte ein Wechsel nur störend sein.

Stellungnahme und Inhalte der werdenden Anschauung

Meine ersten Semester fielen in die Zeit des Apostolikumstreites. Er war hervorgerufen durch Christoph Schrempf. Er hatte als junger Pfarrer erklärt, daß er das apostolische Glaubensbekenntnis in Gottesdienst und kirchlichen Feiern nicht mehr gebrauchen könne, da er seine Formulierungen ablehne.

Man setzte ihn ab. – Voll auf seine Seite traten nur ganz wenige Theologen. Sosehr man die Haltung der württembergischen Kirchenregierung in dieser Sache bedauerte, sosehr man Verständnis für einen so unbedingt wahrhaftigen Menschen wünschte, sowenig hielt man es für richtig, daß er die historische Bedingtheit des Gebrauchs des Apostolikums nicht verstand.

Harnack formulierte den Standpunkt der Mehrheit der kritisch gesinnten Theologen gegenüber seinen Studenten in seiner viel beachteten Darstellung. Ihm war das apostolische Glaubensbekenntnis ein altes, gutes, hochzuachtendes Erbe der Kirche. In ihm ist in Begriffen vergangener Zeiten das niedergelegt, was auch uns wesentlich ist, wenn wir es auch in völlig andern Begriffen ausdrücken müssen. So ist ihm das Bekennen des Apostolikums ein Bekenntnis zum geschichtlichen Erbe der Kirche, das auch der vollziehen kann, der seinen Glauben nicht mehr in den Vorstellungen aussprechen kann, die es wiedergibt.

Wir jungen Theologen hielten Harnacks Stellungnahme für ein zu starkes Nachgeben gegenüber der Unduldsamkeit der kirchlichen Orthodoxie. Wir standen innerlich zu Schrempf. Mir sind von diesem Zeitpunkt an Schrempfs nach und nach erscheinenden Werke Geleiter durchs Leben gewesen. Immer wieder rüttelte mich sein rücksichtsloser Wahrheitsmut auf, wenn ich auch seine individualistische Kritik und Haltung innerlich nicht ganz mitmachen konnte. Er kannte nur die Verantwortung für seine eigene Wahrhaftigkeit – mir war das Zusammengehören der Gemeinschaft und Gesellschaft immer auch Gegenstand schwerster Verantwortung. Schrempf wird sagen, daß für das alles die individuelle, unbedingte Wahrhaftigkeit Voraussetzung ist – er hat darin Recht. Und doch ist auch individuelle Wahrhaftigkeit irgendwie von der Gemeinschaft her bedingt, und man kommt zu einem Extrem, in dem Wesentliches nicht gesehen ist, wenn man nur vom Individuellen ausgeht. – Jedenfalls zeigt Schrempfs spätere [69] Bedeutung und weitausgreifende Wirksamkeit, daß schon in diesem ersten Fall die Kirche einen von denen von sich abschüttelte, die imstande gewesen wären, ihr den Weg zu zeigen, die Probleme zu bewältigen, die in unserer Zeit vom Christlichen her zu bewältigen gewesen wären. Da die Kirche die Menschen, die das versuchten, von sich stieß, war sie nicht imstande, den Menschen das zu sein, was sie nötig hatten.

Mich bestärkte jedenfalls dies Erleben in dem Vorsatz, mir nie meine Wahrhaftigkeit durch irgendwelche kirchlichen, taktischen oder sonstigen Rücksichten nehmen zu lassen. Der Ritschlschen Theologie gegenüber wurde ich kritischer.

Ich hatte Schleiermacher und Kant vor Ritschl studiert. So erschien seine Anschauung als eine Verengung, die mich nicht überzeugte. Er steht ja unter dem Einfluß der positivistischen Auslegung Kants; Metaphysik, irgendein erkenntnismäßiges Erfassen des Übersinnlichen, Göttlichen gibt es nicht, nur das erfahrungsmäßige Bewegtwerden von ethischen Kräften. Sie werden uns Christen in der Gestalt und dem Tode Jesu anschaulich und überzeugend. Dadurch werden wir aufgerufen, auf dieser Erde sein Reich zu bauen. Der Bau dieses Reiches vollzieht sich für Ritschl in der Gemeinde seiner Jünger. Diese Gemeinde ist Träger der weitergehenden Kraft seines Geistes und dadurch die Macht, die immer wieder dieses Leben und diesen Glauben in Menschen weckt.

Die Gestalt, in der diese Anschauung religiös packende Kraft gewann, war Wilhelm Herrmann in Marburg. Ihm ist die Gestalt Jesu und der Einfluß, den sie auf uns gewinnt, der einzige Beweis für das Dasein eines uns väterlich zu sich rufenden Gottes in dieser weiten, un-

heimlichen, furchtbaren Welt. Von ihm ergriffen und überzeugt, wissen wir von der Aufgabe, die uns gestellt ist, und von dem Gott, der sie uns durch ihn stellt und uns – die Schwachen – durch ihn zu sich emporhebt. Herrmanns Schrift: „Der Verkehr des Christen mit Gott“ – hat mit Recht eine ganz entscheidende Bedeutung für die gesamte theologische Entwicklung unseres Geschlechts.

Mir war in der Ritschlschen Theologie das Entscheidende, was in den Vorlesungen von Kattenbusch deutlicher und deutlicher gezeigt wurde, daß im Christentum das religiöse Erlebnis, das Ergriffensein von Gottes Offenbarung immer zugleich sittliche, ethische Erneuerung, Hineingerissensein in den Geist der Liebe und Sehnsucht nach Gemeinschaft in Liebe, Verantwortung für die andern ist. Ist das aber so, dann kann das, worauf es ankommt, nicht durch irgendeine Tradition oder Autorität gegeben werden, nicht in einem Dogma enthalten sein, nicht als Glaube an den Buchstaben der Bibel existieren. Das, [70] worauf es ankommt, ist ein ganz persönliches Erleben einer innern Umwandlung und Erneuerung der Gesinnung und ein Erwachen von Kräften, diese Gesinnung zu gestalten und zu betätigen. Alle Begriffe und Formulierungen der Theologie können nur Darstellungen sein, die aus diesem Ergriffensein erwachsen, und ihm gegenüber dem Denken und den Aufgaben der Welt seine Sprache und seine Vorstellungen geben, in denen es sich ausdrücken und verwirklichen kann.

Ganz besonders wichtig wurde mir für meine geistige Klarheit Kattenbuschs Darstellung Luthers und seines Gedankens von der Rechtfertigung aus dem Glauben durch die Gnade. Es wurde hier so ganz deutlich, daß „Glaube“ bei Luther das Ergreifen dessen ist, was Jesus uns als Gottes Wesen und Liebe darstellt. Glaube ist also immer Sehnsucht und Wille nach einem Leben in Liebe und Wahrheit. Deshalb gerade ist er Rechtfertigung, weil er solche Sehnsucht ist. Ihr Erwachen und Wirken ist dem Menschen das Zeugnis, daß er von Gott angenommen ist. Wo also Glaube ist, ist Getriebenwerden zu guten Werken, zu geistiger Erneuerung des Lebens und der Gemeinschaft. Nur kann und darf der Mensch nie von all dem Unvollkommenen, was er tatsächlich leistet, den Beweis nehmen, daß er vor Gott angesehen ist. Er ist von Gott angenommen, um des Glaubens willen, um der Sehnsucht willen, nicht um seiner Werke willen. Aber weil er im Glauben steht, geschieht ihm eine fortschreitende Erneuerung seines Lebens.

Zu diesen Erkenntnissen trat Harnacks Dogmengeschichte. Ihr Studium erschloß, wie zu allen Zeiten die Menschen sich mühten, das in Vorstellungen zu fassen, was sie von Jesus her erfahren hatten. Harnack zeigt, wie es notwendig war, daß dies zuerst in den Vorstellungen geschah, die vom griechischen Geistesleben mitbedingt sind. Ihm ist das Dogma die Darstellung der christlichen Wahrheit, die diese notwendig finden mußte, wenn sie in jenes Geistesleben einging. Er zeigt, daß dabei schwerste Gefahren – vor allem die der Gnostik – zu überwinden waren und daß diese tatsächlich nie ganz überwunden wurden.

Es liegt im Dogma die Gefahr, daß man das Religiöse sucht in intellektuellem Erkennen einer jenseitigen Wahrheit und im mystischen Nacherleben solcher Erkenntnisse. Immer wieder wird dadurch die Wahrheit gefährdet, die in Jesus erschlossen ist. In ihr ist das religiöse Leben die hereinbrechende Erneuerung der sittlichen Gesinnung und Erneuerung des Daseins im Dienste des Bruders. – Es ist kein Zufall, daß seit Luther das Dogma in Zersetzung begriffen ist. Nachdem das Wesen der Botschaft Jesu so deutlich erkannt war, konnte es nicht mehr zutreffender Ausdruck des christlichen Denkens sein.

[71] Zweierlei aber fehlte Ritschl. – Das Dogma war die Widerspiegelung christlicher Wahrheit im griechischen Denken. Nun löste sich das Dogma auf. Wie wollte man der christlichen Wahrheit einen neuen Ausdruck geben? Man behalf sich in einem Abschwächen des Dogmas, einer Umbildung, einem Anpassen an die herrschende liberale Weltanschauung. Aber man schuf keine neue, das ganze Denken und Leben umfassende Darstellung der christlichen Wahrheit für die Gegenwart.

Der aus der ungebrochenen Orthodoxie herausgerissene junge Mensch mußte das empfinden. Mir war von Anfang an das Suchen nach einer neuen, völlig umfassenden Weltanschauung wesentlich. Es trieb mich zu Kant, Fichte und Schleiermacher. Von ihnen führte mein Weg zu einem Theologen wie Lipsius, in dessen Dogmatik ich viel mehr Verarbeitung des modernen Denkens und Gestaltung christlicher Wahrheit innerhalb des modernen Denkens fand als bei Ritschl oder Herrmann. – Doch sah ich täglich deutlicher – je mehr ich arbeitete –, wie ungeheuer der Weg sein würde, der christlichen Verkündigung die Gestalt und Denkform zu geben, in der sie von Menschen unserer Zeit verstanden würde.

Das zweite, was Ritschl fehlte, war die Botschaft der Verantwortung für die Gestaltung des Gesamtlebens. Ihm war die Gemeinde Jesu – d. h. die kirchliche Gemeinschaft – das Werden des Reiches, das er verkündete. Uns wurde deutlicher und deutlicher, daß nur eine Frömmigkeit, die Verantwortung fürs ganze Leben weckte, unserer Zeit das bieten könne, was ihr nötig sei. Uns packte unter Naumanns Einwirkung immer stärker die Erkenntnis, wie unchristlich die soziale Ordnung der Gesellschaft sei, in der wir lebten. Uns erschloß sich die Schwere des Daseins der Arbeitermassen. Uns klang der Ruf Naumanns: „Lest die Bibel und Karl Marx!“ Wir lernten verstehen, daß da gesellschaftliche Gesetze und Zusammenhänge sind, die bewältigt werden müssen, wenn das geistige Leben der Menschen zu Kraft und Wahrheit kommen soll.

Wie wir immer stärker in die Verantwortung für die Gesellschaftsgestaltung hineingerissen wurden durch Naumanns Wirken, Schriften und seine Zeitschrift die „Hilfe“, die mir von dieser Zeit bis in den Krieg hinein Lebensgeleiterin wurde, so wendeten wir uns im kirchlichen Leben der „Christlichen Welt“ zu, der Zeitschrift, die, ausgehend von der Ritschlschen Theologie, immer mehr die führende Zeitschrift der gesamten kritischen Theologie und ihres kirchlichen Kreises wurde.

Schon in ihrem Titel drückte sie ja aus, daß es ihr nicht einfach um theologische Gedankenbildung, sondern um Verchristlichung der [72] Welt ging. Es war ja kein Zufall, daß ihr Herausgeber, Martin Rade, Friedrich Naumanns Schwager war. Eine tiefe Verbundenheit des Geistes machte beide Zeitschriften zu Kämpfern um dasselbe Ziel von ganz verschiedenen Wirkungsplätzen her. Der eine kämpfte als Christ um die politische Verantwortung für die Zukunftsgestaltung unseres Volkes, der andere um die Neubildung der Botschaft Jesu Christi, daß sie die Macht gewinne, dieser Neugestaltung innerstes Kraftzentrum zu sein. Auch die „Christliche Welt“ wurde mir seitdem unentbehrlich. Der „Kunstwart“ freilich wurde deshalb nicht zurückgedrängt.

Leidenschaftlich nahmen wir Studenten in Gießen Partei für den Hamburger Hafenarbeiterstreik. Es war der erste große Streik, der die Öffentlichkeit erregte. Er schied Deutschland in die beiden Lager. Die einen sahen nur die Gefahr einer immer selbstbewußter werdenden Arbeitermasse für die bestehenden Machtverhältnisse. Die andern sahen in ernster Verantwortung, daß ein Volk nicht gedeihen kann, wenn es sein Gedeihen zu bauen sucht auf die Vergewaltigung einer ins proletarische Dasein, in körperliche und geistige Verarmung gedrückten Masse. Begeistert standen wir zu dem jungen Professor Gustav Krüger, der wegen seiner Parteinahme für die Hafenarbeiter öffentlich schwer angegriffen wurde. Ähnlich standen wir im großen Streik der Crimmitschauer Weber. – Es waren die ersten großen Erscheinungen des selbstbewußten Kampfes der Arbeiter um ihre Gleichberechtigung.

Es begann der große Kampf der Gewerkschaften um ihre gesetzliche Anerkennung. Stumm, der Großindustrielle des Saargebietes, war der Führer jener Kreise, die unnachgiebig ihre absolute Diktatur über die Arbeitermassen behaupten wollten und deshalb jedem Rechte der Arbeiterorganisationen entgegenstanden.

Naumann begann demgegenüber die gebildete Welt aufzurütteln, daß sie begriffe, wie nötig eine selbständige, verantwortungsbewußte, geistig und körperlich gesunde und zufriedene

Arbeiterschaft Deutschlands sei und daß ein Volk nur gesund sein könne, wenn seine Massen aus selbstbewußten, freien Menschen bestünden.

Um das Gewissen der deutschen Christenheit zur Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse zu wecken, bildete sich um diese Zeit der „Evangelisch-Soziale Kongreß“. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, unparteiisch, sachlich, aber sorgfältig und gewissenhaft die Verhältnisse des sozialen Lebens zu studieren und dann durch Darlegung des Erarbeiteten die Aufgaben zu zeigen und die Gewissen zu wecken, daß sie mit anfaßten, den Massen Deutschlands angemessene Lebensbedingungen und gesunde Lebensverhältnisse zu schaffen.

[73] Es waren vor allem die von Stöcker und Naumann geweckten kirchlichen Kreise, die diesen Kongreß bildeten. So bestand er aus Leuten der äußersten Rechten im politischen und kirchlichen Leben Deutschlands bis zu den radikalsten der kritischen Theologie und sehr radikalen Demokraten. Die Sozialdemokratie hielt sich fern, und es war ja wohl auch im Kongreß selbst zunächst nicht der Wunsch, sie heranzuziehen, da ein gemeinsames Arbeiten konservativer Kreise mit ihr unmöglich war. Zu den kirchlichen Kreisen, in denen die soziale Verantwortung erwachte, stießen die Volkswirtschaftler, die sogenannten „Kathedersozialisten“, wie Adolf Wagner, der streng konservative Mann, Lujo Brentano aus München und vor allem auch Alfred und Max Weber. Diese Professoren waren Männer des sozialen Gewissens. Sie vertraten das Organisationsrecht der Arbeiter und die Notwendigkeit, sie als freie, gleichberechtigte Bürger dem Staate einzuordnen. Das genügte, sie als „Sozialisten“ zu bezeichnen, ein Titel, der damals eine Ächtung bedeutete und Staat, Kirche und die gesamte öffentliche Meinung gegen einen Mann auf den Plan rief. Die öffentliche Meinung stand ja noch ganz und gar unter den Nachwirkungen des Sozialistengesetzes und der durch die damit verbundene Agitation geschaffenen Anschauungsweise. Ein Sozialist war ein Verbrecher am Staate. Einen Bürger „Sozialist“ zu nennen, bedeutete immer eine Denunziation, durch die man die staatlichen Organe gegen ihn in Bewegung setzen wollte. Sehr oft gelang es.

Für die Männer und Frauen, die sich zu dieser Arbeit zusammentaten, erhoben sich tausend Nöte und Schwierigkeiten. Es gehörte große Tapferkeit dazu, gegenüber dieser öffentlichen Meinung die Fragen des sozialen Lebens in einem den Arbeitermassen günstigen Sinn zu behandeln. – Vor allem auch das Heranziehen der Frauen erforderte Mut. Das nahm man diesem Kongreß sehr übel, daß bei ihm zuerst Frauen führend mit auftraten und Fragen des sozialen Lebens behandelten. Als einige Jahre später Frau Gnauck-Kühne als erste Frau in Deutschland in großer öffentlicher Versammlung sprach, erregte das einen wahren Sturm der Auseinandersetzung.

Zunächst aber war – bezeichnenderweise – nicht das Politische oder Soziale das Schwierigste für den Kongreß. Das Schwierigste war, sich zusammenzufinden trotz der ganz verschiedenen theologischen Anschauungen. Die Kreise der kirchlichen Rechten liefen Sturm gegen alle aus ihrer Mitte, die mit den gottlosen Vertretern der Bibelkritik und Dogmenkritik zusammen ein solches Werk anfingen. Stöcker selbst war so von der Verantwortung für diese Arbeit gepackt, daß er alles aufbot, eine gemeinsame Front zu bilden. Neben ihm stand der konservativ-soziale, so hochangesehene Adolf Wagner. [74] Es schien ihnen zu gelingen, die gemeinsame Front zu bilden. Wie stark aber die Spannung war, zeigte die Tagung des Kongresses in Frankfurt. Ich wohnte ihr von Arheilgen aus bei. Mitten in der Aussprache erschien ein Freund meines Vaters auf der Tribüne, Pfarrer Weicker. Ich habe ihn später als Nachbarkollegen näher kennengelernt. Er war ein lieber, kindlich-gütiger, restlos ehrlicher Mann, glühend von warmer Frömmigkeit. Aber er war ein Mann, dessen Gesichtskreis mit Kirche und Theologie restlos umgrenzt war. Das war ihm die Welt. Hier allein waren seine Maßstäbe für wahr und falsch, recht und unrecht, gut und böse. So konnte er aus gutem, ehrlichem – und ach so unklar-beschränktem – Gewissen heraus das große Unheil anrichten. Er – der kindlich-gütige – rief in den Saal, er könne nicht verstehen, wie ein frommer Christ mit ei-

nem Manne wie Harnack zusammenarbeiten könne, solange dieser noch nicht Kirchenbuße getan habe für die Verbreitung der gottlosen Anschauungen, die er verkündet habe. Ein ungeheurer Tumult folgte. Man gestikulierte aufeinander los, man schrie und rief. Dann erschien Stöcker auf der Tribüne und wandte sich klar und deutlich gegen Weicker und stellte fest, man könne, ja man müsse um der großen Not unseres Volkes willen zusammenbleiben und zusammenarbeiten. – Es ging noch einige Zeit. Dann wich Stöcker doch dem Drängen der ihm nahestehenden kirchlichen Kreise und trat aus dem Kongreß aus. Man bildete den „Kirchlich-Sozialen Kongreß“ unter seiner Führung.

So waren zwei Kongresse da. Der eine hatte das Ohr wichtiger Kreise der wissenschaftlichen und gebildeten Welt – hatte aber wenig oder gar keine Autorität nach der Seite der Kirche und ihrer einfachen Gemeinden hinüber.

Der andere hatte das Ohr der Kirchenbehörden und bestimmter kirchlich-maßgebender Gemeindekreise – hatte aber in die Welt der Bildung und Wissenschaft hinein keine Bedeutung.

Eine Gemeinschaft war zerstört, aus der heraus für die Kirche der Ruf wissenschaftlicher Kenntnis und Verantwortung für das Volksleben zu hören gewesen wäre, von der her diese Welt eine Zusammenarbeit und damit auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Kirche wieder hätte gewinnen können. Ein Mann von glühender Liebe zur Kirche hatte das Signal zu der Spaltung gegeben, die für ihre immer weitergehende Isolierung vom Leben der Massen und der wissenschaftlich-führenden Kreise mitverantwortlich ist. Es ist Adolf Wagner hoch anzurechnen, daß er in klarer Erkenntnis dieser Aufgabe nicht mit Stöcker ging, sondern beim „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ blieb. Er allein konnte die Schwächung der Sache nicht hindern.

[75] Es blieb: Ein „Evangelisch-Sozialer Kongreß“, der der Kirche des Kritizismus so verdächtig war, daß sie seine Stimme nicht beachtete – und ein „Kirchlich-Sozialer Kongreß“, der so sehr aus rein kirchlichen Kreisen zusammengesetzt war, daß er das volle Verstehen der sozialen Probleme und vor allem der geistigen Entwicklung der Arbeitermassen nicht mehr aufbringen konnte. Statt miteinander an der gemeinsamen Aufgabe des christlichen Gewissens zu arbeiten, waren sie oft wie zwei Redner, die gegeneinander sprachen und die Christenheit verwirrten.

Examen – Militärzeit

Nach sieben Semestern Studium machte ich das Examen. Das war damals noch möglich. Ich wollte meine Eltern entlasten. So mißachtete ich den Rat der Freunde, die mir sagten, besser ein Semester länger und dann um so viel besser. Ich hatte auch das Selbstbewußtsein, daß ich trotzdem die in unserm Freundeskreis von den andern erreichte Höhe einigermaßen erreichen würde, 1-2 oder 2-1 zu machen. Das gelang mir aber nicht. Ich machte 2-3. Das war mir sehr enttäuschend, und ich nahm es der Fakultät sehr übel. Ich habe allerdings inzwischen eingesehen, daß ich kein Examensmensch bin. Schon meine Vorbereitung war ja nie unter dem Gesichtspunkt geschehen, daß ich Kenntnisse sammelte, die ich dort verwerten könne, sondern so, daß ich arbeitete, was mir für meine eigene Entwicklung und Weiterbildung nötig war. Es ist mir erst sehr viel später aufgegangen, daß man es so nicht machen dürfe, wenn man bei den üblichen Examensmethoden ein besonders gutes Examen machen will. – Ich habe mich als Prüfender immer bemüht, nicht Kenntnisse festzustellen, sondern den durch Arbeit erreichten Grad innerer Klarheit des Betreffenden. Ich fand das nicht leicht. Merkwürdig war auch die Tatsache, daß ich in den Fächern, in denen ich besonders eifrig gearbeitet hatte, die weniger guten Noten erhielt. Das waren Altes und Neues Testament. Besonders gut aber waren die Noten in der systematischen Theologie. Später wurde mir deutlich, daß es eben doch das Interesse ist, das entscheidet. Mein ganzes Studium stand unter der Frage der persönlichen Klarheit und der Frage nach der Wahrheit des christlichen Glaubens gegenüber

dem Denken der Zeit. So war auch das Studium des Alten und Neuen Testaments für mich nur Mittel zum Zweck, und das wurde wohl bei allen meinen Arbeiten deutlich.

Nach dem Examen hatte ich mein Militärjahr abzudienen. Das war für einen jungen Mann jener Zeit, der gesund war, eine Selbst-[76]verständlichkeit. Bedenken gegen den Dienst mit der Waffe gab es nicht – auch nicht für einen Theologen. Ein Bild vom Kriege hatten wir nicht mehr. Die Schilderungen unserer Eltern aus 1866 und 1870 waren völlig durchtränkt vom Siegesbewußtsein. Not und Schrecken des Krieges verschwanden. Dafür, daß es auch zwischen Völkern unmöglich sein sollte, jedes Rechtsbewußtsein auszuschalten und sich völlig auf die Gewalt zu stellen, hatte man noch kein Verständnis. – Der Linksliberalismus war für Frieden. Aber er war es doch so, daß es ihm wie eine selbstverständliche Entwicklung der Menschheit erschien, daß man dazu komme. Der Sozialismus verkündete, daß die sozialistische Neugestaltung den Frieden bringen werde und müsse. Aber diese beiden Stimmen drangen an uns noch gar nicht heran. Friedrich Naumann war an diesem Punkte ganz und gar ein Kind seiner Zeit. Ihm war die Kraft eines Volkes, die unter Umständen durch Krieg zu behaupten und zu verteidigen war, die selbstverständliche Voraussetzung für den Aufstieg auch der Massen. Er kündete es uns als eine Wechselwirkung: Wir brauchen zu menschlichem Selbstbewußtsein und eigener Verantwortung aufsteigende Massen als Träger eines starken Volkstums und Staates. Wir brauchen starkes Volkstum und starken Staat, um den Massen den Aufstieg zu ermöglichen. – Musterbeispiel war uns England, dessen gut dastehende Massen selbstverständlich begeistert für ihr Volk und ihren Staat waren, dessen starkes Weltreich die Massen in den Wohlstand hob.

Das aus christlicher Frömmigkeit aufsteigende Verantwortungsgefühl Naumanns für die Massen seines Volkes drängte noch nicht über den Rahmen des herkömmlichen Denkens hinaus. Er sah für diese Volksmassen Möglichkeiten nur innerhalb des starken Staates und Möglichkeiten eines starken Staates nur auf den Wegen der Politik, deren größtes Beispiel Bismarck war. In dessen Bann standen wir alle noch.

So ist es selbstverständlich, daß ich mit Begeisterung Soldat war. Gewiß, ich stand bald in Widerspruch zu vielem im Soldatenwesen. Sosehr ich sah, daß unbedingte Unterordnung im Heere notwendig war und dies Sicheinordnen geradezu genoß, sowenig konnte ich begreifen, daß diese Unterordnung auch da gefordert wurde, wo eben Willkür und Unsinn auftraten. Die Rauheit der Behandlung war eine Freude. Aber wo sie zur Grausamkeit gegen einzelne und viele wurde, war sie doch zuzeiten empörend. Unvergeßlich ist mir der Sonnabendnachmittag, an dem beim Appell der Feldwebel den Mannschaften fast sämtlich ihre mühsam gereinigten und geflickten Sonntagsanzüge durch Auftrennen der Nähte unbrauchbar machte, was er mit höhnischen Scherzen begleitete. Die ganze Kompanie [77] mußte am Sonntag Kleider flicken und konnte nicht ausgehen. Worte und Reden von unsagbarer Gemeinheit waren üblich, und der Bauernjunge vom Land lernte die „Vergnügungen“ der Stadt kennen, erlebte auch die Frivolität, mit der sich die Jugend der herrschenden Schicht amüsierte. Das alles war mir Übelstand innerhalb eines Systems, das ich als notwendig anerkannte und dessen starke, körperliche Anforderungen mich begeisterten, sosehr es mich empörte, wenn man mich oder andere bis zur Erschöpfung trieb. Da ich körperlich gewandt war, passierte mir das seltener als andern. Ich ging als Unteroffizier und begeisterter Soldat ab.

Ich diente in Darmstadt beim „Leibgarde-Regiment“. Dort war um diese Zeit Wilhelm Diehl Hilfspfarrer. So kam es, daß wir uns regelmäßig trafen, sehr lebhaften geistigen Austausch pflegten, woran in Ferienzeiten die Freunde Paul Wagner und Gustav Pfannmüller teilnahmen, auch Heinrich Weinel war manchmal zu Besuch. Die Aussprachen dieses Kreises waren zuerst und vor allem theologisch, drehten sich aber dann um alle Fragen der Weltanschauung, des künstlerischen und politischen Lebens der Zeit.

In diesem Jahre tagte der „Evangelisch-Soziale Kongreß“ in Darmstadt. Ich konnte seine Versammlungen nicht mitmachen, da ein Soldat politische Versammlungen nicht besuchen durfte. Mir widerstrebte es, in Zivil hinzugehen. Da ich das alles innerlich billigte, richtete ich mich auch nach diesen Gesetzen. Es war mir immer unbegreiflich, wie Menschen Gesetze übertreten konnten, die sie innerlich billigten oder denen gegenüber sie wenigstens so taten, als billigten sie sie.

Dieses Ernstnehmen des Gesetzes nur für andere und nicht für sich selbst war und ist mir verächtlich. Trotz des Spottes meiner Kameraden gab es für mich weder Ausgehen in Zivil noch Urlaubsüberschreitungen.

Aber ich erlebte den „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ aus den Erzählungen der Freunde und fühlte seine ganze Begeisterung mit. Es war 1898 die Zeit, in der seine Wirkung auf die sogenannte gebildete Welt, die Beamten- und Pfarrerschaft, aber auch ins politische Leben hinein auf einem Höhepunkt war. Damals war es uns, als werde nun das deutsche Bürgertum unter der Führung seiner Gebildeten sich Naumann anschließen. Wir fühlten uns getragen von einer Volksbewegung. Es schien uns so einfach und so selbstverständlich, daß nun die gesellschaftlichen Reformen kommen müßten und die furchtbare Kluft zwischen Bürgertum und Arbeitermassen überbrückt werde. Der Widerstand der Schwerindustrie schien uns eine kleine Sache gegenüber dieser werdenden Einheit der öffentlichen Meinung. [78] Eine bittre Schule mußte uns erst beweisen, was die Geldmacht der wenigen gegenüber den vielen kann und bedeutet.

Schwer lag in dieser Zeit die Auseinandersetzung mit dem Elternhaus auf mir. Es war beiden Eltern sehr schwer zu sehen, daß ihr Sohn als Theologe ins Lager der „ungläubigen“ Theologie ging. Ihnen war das eine sehr ernste Frage des ewigen Heiles, das am Glauben an diese Dogmen hing. Am meisten litt meine Mutter darunter. Mein Vater hatte schon mehr Verstehen für die Notwendigkeit innerer Entwicklung. Später wurde mir erzählt, daß er einmal im Kreise orthodoxer Kollegen, die ihm über seinen Sohn Vorhaltungen machten, gesagt habe: „Eins kann ich von meinem Sohn sagen, das nicht jeder von Euch von sich sagen kann: Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen!“ – Er verstand es wohl, daß ein junger Mensch in dieser Zeit um seinen Gottesglauben, um seine Wahrheit und Wahrhaftigkeit schwer und ernst ringen mußte. Aber es war ihm doch bitter, daß ich diese Wege ging. Sehr ernste und schwere Auseinandersetzungen kamen immer wieder, und es war manchmal so, daß ich mit richtigem Herzklopfen im Elternhaus einkehrte.

Man konnte dort ja auch nicht schweigen, da die Eltern immer wieder versuchten, mich von dem Irrtum zu überzeugen, in dem sie mich befangen wähnten. Ihnen war es einzige Möglichkeit des Glaubens, daß man der Offenbarung der Bibel glaube. Sie konnten sich den Weg des Durchringens zu eigenem, selbständigem Erschauen der Gottheit, der nun mein Weg sein mußte, nicht vorstellen.

Dies Ringen war um so schwieriger, als ja – auch mit unter dem Eindruck der Roheit des Soldatenlebens und der völligen innern Haltlosigkeit der meisten meiner Kameraden dort, auch der aus dem Bauernstand – die nur traditionelle religiöse Gewißheit mir völlig zerbrach. Was in Nietzsche theoretisch an mich herangetreten war, wurde nun von einer schweren Wirklichkeit her große Gewalt des Zweifels und der inneren Unsicherheit. Gibt es einen großen heiligen Sinn des Menschenlebens, oder haben die recht, die nur an Geldverdienen und Vergnügtsein für sich denken? Ich hatte ein so starkes Bedürfnis nach Kameradschaft. Das zog mich zu den anderen. Aber ich trug das Wissen von einem tiefern Sinn in mir, das mich auf die Dauer unfähig machte, mit ihnen zu leben und vergnügt zu sein. Ob ich je Pfarrer werden könne mit dieser Unsicherheit, war mir fraglich. Nie fraglich war mir, daß ich den Weg dieses Suchens und Ringens um diese Erkenntnis weitergehen müsse.

So ging ich am Ende des Militärjahres nach Friedberg aufs Predigerseminar. [79]

Das Predigerseminar zu Friedberg – 1898/1899

Predigerseminare können wundervolle Einrichtungen sein, wenn Männer an ihnen wirken, die aufrichtig fromme Menschen sind, die es verstehen, jungen, werdenden Menschen zugleich Lehrer und Freund zu sein, die es verstehen, auf die ungeheure Verantwortung des geistlichen Amtes vorzubereiten, ohne ein beabsichtigtes, ernsthaftes, geistliches Gehabe zu züchten, das nicht aus der innern Wahrhaftigkeit kommt. Predigerseminare, die nur dies leisten, daß sie jungen Theologen kirchliche Kleider anziehen, in denen sie vor den Leuten als wahrhafte Geistliche erscheinen, zerstören die Kirche. Ich habe wenige kennengelernt, die es anders machten.

Als ich nach Friedberg kam, war dort gerade eine Periode zu Ende gegangen, in der es anders war. Diegel war dort viele Jahre Leiter gewesen, ein Mann aus der mild-pietistischen Richtung, dabei klug und Menschenkenner, voll echter Frömmigkeit und mit schalkhaftem Humor begabt. Viele entzückende Geschichtlein werden von ihm erzählt, wie er in humorvoller Weise seinen jungen Freunden Wahrheiten zu sagen wußte. Seine „Predigtkritik aus dem Volksmunde“ ist eine sehr lehrreiche Sammlung ernster und heiterer Geschichtlein, Pfarrern zur Warnung und Belehrung. Er war abgegangen, hatte aber immer noch großen Einfluß, da er in Friedberg wohnte.

Direktor war an seiner Stelle Weiffenbach geworden. Er war ein bekannter Gelehrter, ausgesprochen liberal, unbedingt wahrhaftig, als Gelehrter von starkem Wahrheitsmut, dabei von Herzen gütig – im praktischen Leben aber hilflos und wehrlos. Wir liebten ihn und lernten viel von ihm. Aber er war nicht imstande, seinen Geist gegen den andern Einfluß durchzusetzen. Dieser andere Einfluß war Schöler, als Nachfolger Diegels berufen, nur unter dem Gesichtspunkt, einen starken Vertreter der Orthodoxie zu bekommen. Er war ein rücksichtsloser Vertreter theologischer Einseitigkeit und ohne Verstehen für unser Ringen um innere Wahrhaftigkeit.

Als dritter Professor war noch Flöring da, der Mann der Kirchenmusik, fein und zart, vornehm. Er konnte uns viel bedeuten sowohl durch seine Einführung ins Kirchenlied und in die Kirchenmusik wie für Lebenstakt und Seelsorge. Aber er gehörte zu jenen Naturen, die sich ängstlich auf ihr eigenes Gebiet konzentrieren. Gegenüber Schöler ließ er uns gänzlich einsam.

Wir waren drei neue Kandidaten, zwei davon extrem kritisch, Ludwig Schuchmann und ich, der dritte mild liberal, August Seriba. Bei dem Kurs, der ein halbes Jahr über uns war, herrschten einige stramm positive Kandidaten, deren einer in Natur und Ansichten ganz mit [80] Schöler ging, andere waren milder und gewissenhafter, aber doch sehr rasch im Gegensatz zu uns.

Ludwig Schuchmann und ich waren schon während unseres gemeinsamen Examens in Gießen enge Freunde geworden. Er hatte in München sein Jahr als Einjähriger gedient. Nun trafen wir uns wieder und wurden erst recht zu ganz enger Freundschaft zusammengeschweißt. Er war weniger Theologe, stand aber aus einer fast kindlichen Ehrlichkeit heraus gegen alle Gewissensbevormundung in einer sehr radikalen Kritik. August Seriba wurde durch die Methoden Schölers in diesen engen Bund mit hineingetrieben. Sein Wesen und Denken war jedem Radikalismus fern. Aber wir drei hielten eng zusammen in einem Jahr, das man ein grausiges Jahr nennen kann. Wir haben da erlebt, was es für junge, in sich selbst noch nicht zur Klarheit gekommene Menschen bedeutet, wenn sie auf Schritt und Tritt zu etwas genötigt werden sollen, was ihrem Wahrheitssinn widerspricht.

Schöler hatte geradezu Freude daran, uns in unsern Ansichten zu beleidigen, sie so verzerrt darzustellen, daß man unmöglich schweigen konnte. So ging kaum ein Tag vorüber, an dem nicht eine heftige Debatte stattfand über unsere Meinungen, die immer mit klaren Drohungen, die Kirchenbehörde gegen uns in Bewegung zu setzen, begleitet waren. Das letztere

machte uns weniger Eindruck. Schlimmer war es, daß wir unser inneres Werden und Leben, das uns selbst noch vielfach unklar und unsicher war, in solcher Verzerrung schauen mußten.

Schuchmann und ich waren uns damals über die werdenden Grundlagen unserer Überzeugung durchaus nicht klar. Wir wußten nicht, ob wir auf dem Wege waren, zu Jesus Christus und christlicher Überzeugung zu kommen, oder ob wir uns ins Fahrwasser der allgemein herrschenden Skepsis begeben würden. Ich rang mit Nietzsche. Ich rang mit der traditionellen Überzeugung des Elternhauses. Darüber klang der Ruf eines Amos, eines Naumann. Es kam eine starke Beschäftigung mit Paulus und Luther, Schleiermacher und mehr und mehr der gesamten idealistischen Philosophie hinzu, zu der ein Windelband Führer wurde.

Aus all dieser Unsicherheit werdender Lebenshaltung und der völligen Unsicherheit über den kommenden Lebensweg erarbeiteten wir uns unsere Predigten und Arbeiten für das Seminar. Immer auch rangen wir in der zitternden Angst, daß wir anfangen möchten, unwahrhaftig zu werden, um uns den Weg ins Pfarramt leichter zu machen. –Da war es dann grausam, wenn diese Predigten und Arbeiten verständnislos kritisiert wurden. Schöler hatte eine quälende Art, durchschimmern zu lassen, daß er das alles ja gar nicht für ehrlich halte, [81] daß man wohl versuche, um des Amtes willen eine noch größere Ferne vom Glauben zu verdecken. Er ging auch von der alten Gewohnheit des Predigerseminars ab, Predigten erst zu beurteilen, wenn sie gehalten waren. Ja beinahe jedesmal wollte er uns die Erlaubnis zu predigen nicht geben, wenn wir nicht alles in seinem Sinn umarbeiteten, was wir nun wieder nicht konnten. So kamen wir fast immer in einem seelischen Erschöpfungszustand auf die Kanzel. Das war bei den ersten Versuchen fast unmöglich. Der getreue Weiffenbach suchte uns zu schützen, so gut es ging. Er war zu unpraktisch dazu. Flöring hielt sich zurück. Der alte Diegel trat öfter für uns ein, obwohl er im Seminar ja eigentlich nichts mehr zu sagen hatte. Aber seine Autorität wirkte immer noch nach. So kämpften wir uns durch dieses Jahr.

Die Abgeschlossenheit des Seminars im kleinen Städtlein war keine segensreiche Sache. Wenn man bis heute immer wieder in kirchlichen Kreisen glaubt, daß man junge Menschen durch eine solche Zeit der Abgeschlossenheit am besten fürs kirchliche Amt vorbereitet, so rechnet man wohl nur mit den weniger Selbständigen. Die Selbständigen, die im lebendigen Ringen um eigene Haltung und Überzeugung stehen, werden in solcher Abgeschlossenheit doppelt mißtrauisch gegen sich und gegen den Einfluß, den man auf sie ausübt. Sie fühlen, daß ihnen die Kontrolle der Berührung mit dem flutenden Leben fehlt. Da sie von diesem keine genügende Erfahrung haben, sehnen sie sich nach ihr, fühlen brennender und brennender die Notwendigkeit solcher Erfahrung und leben in Unruhe und Beengung. Das Gefühl der Enge und Gehemmtheit setzt sich dann in einen Ton des Zusammenlebens um, der für eine solche Sache oft nicht würdig und entsprechend ist. So kamen auch wir in dieser Zeit des Kandidatenlebens in eine Haltung von Scherz hinein, die manchmal kindisch und unwürdig dieses Alters und dieser Aufgabe war. Das aber wird immer sein, wo man werdende junge Menschen in die Enge drängt.

Es hing wohl damit zusammen – vielleicht auch mit meiner langsamen körperlichen Entwicklung –, daß um diese Zeit mir das Geschlechtsleben zum ersten Mal eine ganz ernsthafte Gefahr wurde, um so größer, als mir um diese Zeit kein weibliches Wesen nahetrat, dessen geistiges Sein mir etwas Ernsthaftes bedeutet hätte. In die Familie der Professoren wurden wir auch in Friedberg nicht hineingezogen. So lebte ich im Sturm einer aufwühlenden Verzweiflung. So kann man eine ganz lange Zeit des Jahres in Friedberg bezeichnen. Ich hatte manchmal das Gefühl, als wenn alle Kräfte, die mich bis dahin innerlich gehalten hatten, zerbrechen sollten und ich ganz ohne Ahnung von irgendeinem Sinn des Lebens herumgeschleudert würde. [82]

Als das Jahr zu Ende war, fühlte ich mich innerlich nicht stark genug, nun die Vorbereitungszeit fürs zweite Examen im Elternhaus zuzubringen, wo ich wieder in starke Auseinanderset-

zung gestellt gewesen wäre. Ich hatte mir in Friedberg Privatstunden gesucht, übernahm noch einige von weggehenden Freunden und konnte so dort wohnen bleiben. Freund Schuchmann ging nach Hause, damals schon entschlossen, sein Examen zwar noch zu machen, aber nicht in den Dienst der Kirche zu treten. Es war ihm dies alles zum Ekel geworden. Er hatte sich schwer durchzukämpfen, bis er in den Lehrdienst der höheren Schule übertreten konnte, in dem er eine recht erfolgreiche Karriere machte bis zum Direktor einer deutschen Auslands-schule.

So saß ich ein halbes Jahr ziemlich einsam in Friedberg, durchtobt von verzweifelten Kämpfen. Es schien mir, als ob jeder innerliche Halt verloren sei, und aller religiöse Glaube war wie dahin. Die sinnlichen Instinkte tobten dazu gegen alles an, was ihr einfaches Ausleben verhinderte und klagten mit die traditionelle Erziehung an für die Tatsache, daß ich den Zugang zu Frauen nicht finden konnte, den so viele meiner jungen Freunde so selbstverständlich fanden. Auch von daher schien die religiöse Haltung so verkehrt und hemmend.

Dazu kam eine andere Belastung: Immer wieder kamen Freunde und Kameraden um Rat zu mir, wenn besondere Schicksale oder Verlegenheiten sie bedrängten. Das geschah in dieser Zeit auch in zwei besonders schweren Fällen, die mit ihrer ratlosen Not, zum Teil verursacht und verschlimmert durch die törichte Klatschsucht von Menschen, die für Gewissensnöte und menschliche Schwierigkeiten kein Verstehen haben, mitwirkten, mir die Welt sehr sinnlos und töricht erscheinen zu lassen.

Es schien mir unmöglich, in diesem geistigen Zustand ins Pfarramt einzutreten. Fast schien es schon ganz unmöglich, ins Examen zu gehen, vor dem Kirchenregiment irgendwie auch nur so zu tun, als ob diese religiösen Dinge in mir feststünden. War es nicht Heuchelei, über sie auch nur theoretisch zu reden, wo mir alles so kraftlos und deshalb wertlos schien?

Da kam – noch vor Ablauf des Halbjahres und vor dem Examen – die fast gewaltsame Lösung. Ein Freund war von mir weggegangen, auch in Verzweiflung. Ich saß völlig verzweifelt in meinem Zimmer. Da stand die Gestalt Jesu hinter mir, und er legte mir die Hand auf die Schulter. Ein Strom unbedingter Zuversicht ging auf mich über, eine Zuversicht des Bekennens zu ihm und des Gerufenseins von ihm, die mich in meinem ganzen Leben nicht mehr verlassen hat.

Das ist ja nun ein wenig merkwürdig, daß der junge Theologe, der [83] alle diese Erscheinungen im Alten und Neuen Testament nach wie vor als Visionen und Halluzinationen beurteilte und beurteilt, selbst solche Erscheinungen hatte. Ich werde noch von einigen der für mich entscheidenden berichten müssen. Gerade aber die intensive Beschäftigung mit den Propheten und mit den Evangelien mögen die in mir vorhandene Anlage zu solchem Schauen gefördert haben. Jedenfalls ist es so gewesen. Mir ist dabei nie eingefallen, solche Vision, solches Gesicht als etwas Wichtiges zu nehmen. Sicher sieht die ewige Macht, die uns Menschen in der Gestalt Jesu symbolisiert ist, nicht aus wie eine menschliche Gestalt. Aber ich denke, sie hat in dieser Stunde meine Seele berührt, deren innere Not und ehrliches Ringen so tief geworden war, daß es zu jener Türe kam, an der die Verbindung mit dem schöpferischen Geheimnis sich auftut. Es war da Kraft, die vorher nicht da war. Zugleich brach aus meiner Seele das ganze sichern Bekenntnis zu dem hervor, wofür mir Gestalt, Botschaft, Leiden und Sterben Jesu immer das deutlichste Zeichen in der Menschheitsgeschichte war. Der leidenschaftliche Wille meines Wesens, dies nicht zu lassen, brach hervor. Dies bewies sich mir als eine Schöpferkraft, die hereinbrach und mich aus Verzweiflung zu Zuversicht und Festigkeit und Wissen vom Sinn meines Lebens emporhob. – Ich konnte und kann mir seitdem gar keine andere Aufgabe denken, als diese innerste Kraft andern zu zeigen und zu erschließen.

Heute würde ich es vielleicht so ausdrücken, daß mir in jener Stunde Jesus zum Christus wurde, zu der Gestalt in der Menschheitsgeschichte, in der des einzelnen Menschen, wie der Geschichte, Sinn und Kraft angeschaut wird, in der sie sich uns immer wieder in ihrem We-

sen und Fordern darstellt. Nicht die Vision war und ist mir wesentlich, sondern das Zeugnis von dieser Urkraft, die ich erlebte, die meine Seele rettete, mein Wesen zur Klarheit brachte.

Jedenfalls war ich von da ab nicht nur kritischer Theologe und suchender Mensch, sondern einer, in dem eine klare Gewißheit lebte, wenn er auch Worte und Darstellung dafür in seinem Denken und Anschauen und seinem Weiterfahren und seiner Weltanschauung gegenüber noch suchen mußte. Auch ins Examen ging ich mit einer neuen Zuversicht, die – wie sich zeigen sollte – gerade nun recht nötig war.

Das Examen – Eintritt ins Amt – Erster Kampf

Das Examen zu Darmstadt wurde von allen Examinanden in gütiger und verständnisvoller Weise gehalten – bis auf Schöler. Er gab uns drei Kandidaten für die drei Gebiete, die er zu prüfen hatte, als [84] Aufgabe eine Osterpredigt, eine Auslegung des XV. Kapitels des 1. Korintherbriefes mit seinem Bericht und seinen Ausführungen über die Auferstehung und als wissenschaftliche Arbeit, und in Homiletik die Frage: „Welche Tatsachen sind für die christliche Predigt grundlegend?“ –

Aus wissenschaftlicher Theorie allein wüßte man dies Thema wohl nicht zu behandeln. Wer in der Luft jener Tage lebte, in der der Apostolikumstreit und der Kampf gegen Harnack noch nachwirkten, wußte sofort, was gemeint sei. Gemeint waren „Jungfrauengeburt, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi“. Die Frage des Themas war also in der Fragestellung selbst schon beantwortet. Für einen braven Theologen war nur gefordert, mit dem Aufgebot allen Scharfsinnes zu beweisen und auszuführen, wie unbedingt notwendig der Glaube an diese „Tatsachen“ für die christliche Predigt sei. Schöler wußte, daß wir drei die Frage nur dann in diesem Sinne beantworten könnten, wenn wir unwahrhaftig würden. Er hoffte, daß der Druck des Examens vor der Kirchenbehörde uns dazu bringen werde – oder – hoffte er, er werde Material geliefert bekommen, uns vom Eintritt ins Pfarramt auszuschließen?

Mir wurde die Beantwortung der Frage leicht. Es war mir eine ganz große Freude, die Gelegenheit zu haben, durch ganz klare Beantwortung die Verantwortung für meinen Eintritt ins Amt von mir auf die Kirchenbehörde selbst zu schieben. Niemand würde mir jemals vorwerfen können, daß ich ins Amt getreten sei, ohne der Kirchenbehörde deutlich gezeigt zu haben, wie ich stehe.

In der Auslegung des Korintherbriefes machte ich ganz deutlich, daß es sich mir bei dem, was Paulus schildere, um Visionen handle, die er, die die ersten Jünger hatten. In der homiletischen Arbeit führte ich aus, daß es keine geschichtlichen „Tatsachen“ gebe, auf die der Glaube sich stützen könne, daß ein Glaube an geschichtliche Tatsachen kein Glaube sei, sondern Pseudowissenschaft – unehrliche Wissenschaft. Glaube sei Ergebnis von Lebenserfahrung, die jeder in sich und in seinem Schicksal und Werden machen müsse und die ihn zum Zusammentreffen mit Jesus Christus, seinem Leben und seiner Botschaft führten. Wenn er, von diesem überzeugt, sein Leben und Sein in dessen Dienst stelle, dann sei der Glaube begründet. Die Aufgabe der christlichen Predigt könne nur sein, Menschen zu diesem Zusammentreffen mit ihm zu führen und ihnen Klarheit und Sicherheit über ihn, sein Sein und seine Botschaft zu geben. Der Schluß war:

> – So ist Christus der Grund der christlichen Predigt, und keine Theologie – weder von rechts noch links – kann einen andern Grund legen! –

[85] Das war in deutlichen Worten scharfe Polemik gegen Schöler und seine Orthodoxie, um so schärfer als sie Berufung auf das Neue Testament selbst war.

Das Examen wurde gut bestanden. Ich erhielt dieselbe Note wie im ersten Examen und wurde fast umgehend in das kleine abgelegene Vogelsbergdorf Brauerschwend zu einem auf der

äußern Rechten stehenden jüngern Pfarrer als Vikar gesendet, der an Gallensteinen erkrankt war.

Ich fand ein junges Pfarrhaus, der Pfarrer Sohn eines vortrefflichen Lehrers, der als Pensionär im Pfarrhaus lebte und mit dem ich mich sehr rasch und tief verstand. Der Pfarrer selbst ohne jedes theologische Interesse, einer von denen, die zur extremen Rechten gehören, weil sie da auf alle Fälle nicht irre gehen können. Die Pfarrfrau ebenfalls ohne tiefere Interessen, eine praktische, schlichte, herzliche Frau, die gut für mich sorgte äußerlich, leider an oft wiederkehrenden Herzkrämpfen litt. Sie starb jung. Es war ein Kind vorhanden, ein Töchterchen von vier Jahren, dessen Erziehung daran litt, daß keines der Eltern auch nur das geringste Bedürfnis hatte, dem Kinde mehr zu bieten als Nahrung, Behaglichkeit und Bequemlichkeit. Man vergötterte es und verwöhnte es.

Da ich vom Elternhaus her an Konsequenz in allen Dingen des täglichen Lebens gewöhnt war, so war es mir ganz selbstverständlich, daß ich dem Kinde, das ich mit Freude oft bei mir im Studierzimmer hatte, unbedingt konsequent begegnete. Der Erfolg war, daß das kleine, gutartige Kind mir gegenüber von einem erstaunlichen, gutwilligen Gehorsam war, während es den Eltern gegenüber das eigenwilligste Wesen war, das man sich denken konnte. Es trug mir den Ruf eines guten Pädagogen ein. Mir wurde klar, wie sehr Pädagogik Erbe der Familie ist. – Eines Tages war Frau Pfarrer beim Einmachen von Johannisbeeren. Ich half ihr, am Tische gegenüber stehend. Neben mir war das Kind, das von allzuviel Johannisbeeren schon an Durchfall litt. Ich schob ihm die Schüssel weg und sagte: „Du wirst davon nur noch kränker.“ Sie stand zufrieden neben mir. Da merkte ich, wie Frau Pfarrer die Schüssel bei jedem Griff dem Kinde wieder näher schob, damit es zulangen könne. Ich schob sie energisch zurück und erklärte ihr, daß in meiner Gegenwart das Kind nicht tun dürfe, was ich einmal verboten hätte. Es kam zu einer eingehenden Auseinandersetzung über Erziehungsfragen, in der ich schließlich sagte: „Alles, was Sie dem Kinde heute ersparen wollen, wird ihm viel härter im Leben zustoßen, wenn Sie es so unerzogen hinauslassen.“ – Aber sie konnte eben nicht. Es blieb bei demselben Wesen.

Da ich mithalf, wo ich konnte, die Krankheitssorgen mittrug, das [86] Kind zu mir ins Arbeitszimmer nahm, wenn Frau Pfarrer krank war, mich auch in der Gemeinde zurückhielt, so lebten wir in einem sehr guten Verhältnis. Besuche in der Gemeinde durfte ich nur die allernötigsten machen, weil man fürchtete, daß ich die Gemeinde dem Pfarrer entziehen würde. Da ich sah, daß ich nur kurze Zeit bleiben würde, fügte ich mich diesem Willen, obwohl es mir schmerzlich war, sowenig von den Leuten zu sehen und lernen zu können.

Um so mehr wurde mir der Unterricht in der Schule und bei den Konfirmanden wichtig. Die kleinen Schulklassen und die geringe Zahl der Konfirmanden (sechs in jedem der beiden Orte) ermöglichte ein sehr genaues Eingehen auf die Kinder. Ich lernte davon mancherlei, besonders das Verstehen der Unbegabten. Nach der Konfirmandenprüfung sagte mir der Lehrer: „Ich war sehr erstaunt. Dies eine Mädchen hat mir während der ganzen Schulzeit kaum eine Antwort gegeben, und in der Prüfung hat es dauernd geantwortet.“ Ich konnte ihm sagen, daß ich mir genau gemerkt hatte, welche Dinge es wußte und es danach gefragt hätte, um ihm und seinen Eltern an diesem Tage das Gefühl zu geben, daß auch dies Kind mit Recht und Freude eingesegnet werde. Ich suchte das immer zu beachten.

Sehr schwer war der Schulunterricht im andern Ort der Gemeinde, dem zwei Stunden entfernten Altenburg bei Alsfeld. Dort war eine einklassige Schule mit über achtzig Kindern unter einem alten Lehrer von über siebzig Jahren. Da war der Unterricht eine Qual, und ich hatte das Gefühl der völligen Sinnlosigkeit der Arbeit, hatte allerdings Ersatz in der ebenfalls kleinen Zahl der Konfirmanden.

Die Entfernung der beiden kleinen Orte voneinander machte die Arbeit schwer. Der Sonntag war sehr anstrengend. Man konnte zwischen den beiden Gottesdiensten und den Wegen von

je zwei Stunden hin und her kaum zu Mittag essen. Am Karfreitag war ich morgens um neun Uhr auf dem Wege schon gänzlich durchnäßt von furchtbarem Regen und kam nachmittags um fünf Uhr zum Umkleiden.

Aber es waren zwei kleine Gemeinden, die einem Pfarrer die Möglichkeit gegeben hätten, die Menschen genau kennenzulernen und sich in ihr Seelenleben einzuarbeiten. Für mich gab es nur Verbindung zu den Kindern.

Theologisch und fürs praktische Amt gab mir der orthodoxe Pfarrer gar nichts, obwohl ich doch offenbar gerade zu ihm geschickt war, damit ich etwas gebändigt würde in meiner kritischen Haltung. Er ging all dem aus dem Wege.

In einer Nachbarpfarrei war ein junger Pfarrer liberaler Richtung, der an Halstuberkulose litt, woran er leider später starb. Auch er hatte einen Vikar. Beide Pfarrer waren leidenschaftliche Skatspieler. [87] So bürgerte es sich ein, daß wir fast regelmäßig, den einen Tag vom Nachmittag bis Abend im einen, den andern Tag im anderen Pfarrhaus Skat spielten und unsere Pfarrer so unterhielten. Das einzige, was die Kirchenbehörde mit dieser Verschickung erreichte, war also, daß ich mich zu einem recht guten Skatspieler entwickelte. Ich habe vorher nicht und erst recht nachher nicht mehr gespielt. Aber vielleicht wäre meine kirchliche Karriere besser geworden, wenn ich diesen aus der Orthodoxie übernommenen Einschlag gepflegt hätte. Solche Pfarrer waren der Kirchenbehörde lieber als allzu eifrige Männer, die immer nach neuen Wegen suchten.

Den Vormittag und den frühen Nachmittag hatte ich für mich, von den Nachmittagen waren immer einige dieser Geselligkeit gewidmet. Aber meinem Unterricht, meiner Predigttätigkeit konnte ich eingehende Vorbereitung widmen. Ich hatte außerdem Zeit, die wissenschaftliche Arbeit zu Ende zu führen, die ich mir vorgenommen hatte, meine Arbeit über Schleiermachers „Reden über die Religion“. Gerade in dieser Zeit bedeutete sie mir entscheidendes Gegengewicht zu der Öde und entscheidende Stärke in der Bedrängnis. – Doch ehe ich das weiter ausführe, muß ich bemerken, daß im weiteren Umkreis einige Pfarrer und Pfarrhäuser waren, deren Geselligkeit Tieferes und Stärkenderes bot. So waren es besonders die Pfarrhäuser im nahen Alsfeld, in denen ich öfters einkehrte und Rat, Trost und Stärkung fand.

Ein durchs lieben vorhaltender Freundschaftsbund schloß sich vor allem mit Fritz Herrmann, dem späteren Direktor des Staatsarchivs in Darmstadt, der am Anfang seiner Forschertätigkeit in hessischer Kirchengeschichte und Profangeschichte stand.

Das leitete Jahre enger geistiger Arbeitsgemeinschaft ein. Durch ihn wohl trat ich dem Kreise der sogenannten „Frankfurter Konferenz“ nahe, die, von Guyot geführt, in Hessen alle zusammenschloß, die im Sinne der kritischen Theologie sich weiterbilden wollten und geistig zusammenstanden. Nicht nur sein wissenschaftliches, lebendiges Interesse, auch sein kluger Rat, seine warme Freundschaft und sein froher Humor bedeuteten viel in dieser ersten, schweren, einsamen Zeit.

Ich war Anfang der Passionszeit nach Brauerschwend gekommen und wartete, daß der Termin meiner Ordination und feierlichen Einführung ins Amt festgesetzt würde. Da erhielt ich ein Schreiben vom ersten Geistlichen der Landeskirche, dem Herrn Prälaten Habicht, folgenden Inhaltes: Nach Ihren mir vorliegenden Examensarbeiten muß der Eindruck entstehen, daß Sie nicht an die leibliche Auferstehung unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi glauben. Ich muß [88] Sie darauf aufmerksam machen, in welchem Gegensatz zum Glauben der Christenheit und dem Bekenntnis unserer Landeskirche Sie sich befinden würden, wenn dieses zutreffen würde. Ich bitte Sie deshalb, mir möglichst umgehend eine Mitteilung über Ihre Überzeugung in dieser Frage zukommen zu lassen, damit Zweifel über Ihren Standpunkt in dieser Frage beseitigt werden, ehe wir Ihre Ordination anordnen. –

Auf dieses – hier nicht wörtlich wiedergegebene Schreiben – erwiderte ich ganz klar, daß ich mich über diese Anfrage gewundert hätte. Ich hätte geglaubt und gehofft, daß ich in meinen Arbeiten meinen Standpunkt so klar niedergelegt hätte, daß ein Zweifel darüber nicht möglich sei. Ich hielte die in den Evangelien und bei Paulus berichteten Erscheinungen des Auferstandenen allerdings für Visionen und könne an leibliche Auferstehung nicht glauben. – Wahrscheinlich war der Brief für den gütigen Herrn Prälaten eine große Enttäuschung. Er hatte gehofft, mir eine goldene Brücke gegenüber den Angriffen anderer bauen zu können. – Aber das Merkwürdige war, es geschah nichts. Ich wartete Tag für Tag auf eine Nachricht, die mir mitteilen würde, daß ich nicht zum Amte in der Landeskirche zugelassen werden könne. Aber es wurde die Ordination festgesetzt, und der Tag kam. Ich wurde ordiniert, als sei nichts geschehen. Ich trat mein Amt. Wochen und Monate gingen hin, die Kirchenbehörde schien den ungläubigen Vikar vergessen zu haben. Da fand im Sommer Kirchenvisitation im Nachbardorf durch den Herrn Prälaten statt. Der Ortspfarrer in seiner schweren Krankheit war zur Erholung weg und der Vikar allein. Ich verabredete mit ihm, daß ich nach Beendigung meiner Sonntagsarbeit hinüberkommen würde und daß er dann uns einmal allein lassen solle, damit der Herr Prälat gezwungen sei, mir über diese Sache Rede zu stehen. Es geschah, wie verabredet. Als wir allein waren, rückte der erste Geistliche der Landeskirche etwas unruhig auf seinem Stuhle hin und her und sagte dann in seinem hessischen Dialekt:

> – Wisse se, Sie hawe mir damals den Brief geschriebe – aber ich weiß heit noch net, was ich dazu sage soll! –

Da ich also nur Pfarrer wurde, weil der Herr Prälat nicht wußte, was er dazu sagen sollte, darf ich mich nicht wundern, daß immer wieder Kirchenbehörde und andere Kreise nicht wußten, was sie dazu sagen sollten!

Jedenfalls hatte ich in dieser Sache eines zum ersten Male durchgeführt, was ich mir unbedingt gelobt hatte, daß ich mir den Eintritt ins Pfarramt und die Stellung in ihm nie dadurch erkaufen und erhalten würde, daß ich den geringsten Zweifel an meiner Überzeugung [89] ließ. Immer hatte man mir gesagt: „Es ist unmöglich, mit klarer, freier Überzeugung Pfarrer zu sein.“ – Es schien mir für die Zukunft der Kirche und ihr Ansehen in weitesten Kreisen entscheidend, daß der Nachweis dieser Möglichkeit geleistet wurde. Nur so konnte das Vertrauen wiederkehren, daß Pfarrer predigten, was ihnen wahrhafte Überzeugung war und nicht, was sie predigen mußten um ihres Amtes und Brotes willen.

Wider Erwarten all der Freunde, die dort an dieser Sache teilgenommen hatten, war diese Sache so ausgegangen, wie geschildert. In mir war die Zuversicht, daß ich mehr und mehr ein Jünger Jesu würde, der Recht und Pflicht habe, Menschen zu seiner Botschaft zu rufen. Ich war entschlossen, dies auch außerhalb der Kirche zu tun, wenn die Kirche mir das Amt weigerte. Ich hielt mich für einen, der dazu getrieben und berufen sei.

Wie viele Menschen hatte ich schon kennengelernt, denen die falsche Betonung des Dogmas den Zugang zur Religion versperrte. Wer das sah, mußte den Weg suchen, ihnen diesen Zugang zu ermöglichen,

Wissenschaftliche Arbeit – Lic. theol.

Ich hatte Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit. Das war mir sehr nötig – nicht nur um der Kämpfe willen, sondern weil viel Angestautes Klarheit und Verarbeitung und geistige Ordnung suchte.

Meine Studienzeit hatte sehr ernstes Durcharbeiten des Alten und Neuen Testaments gebracht, daneben die Arbeit an Kant und Schleiermacher. Während meiner Militärzeit hatte mich die Arbeit vom Neuen Testament zu den Schriften des nachapostolischen Zeitalters und den Apologeten geführt. Hier hatte mich Philo, der große jüdische Philosoph, ergriffen und

gefesselt. Ganze Haufen von Exzerpten besaß ich aus ihm. Es schien mir, daß in diesem rätselhaften Denker, dem von ihm zusammengehäuften und ausgedeuteten Stoff aus allen möglichen Traditionen, ein Stück von dem Rätsel zu lösen sei, woher dem Christentum die verschiedenen Begriffe und Bilder zugeflossen sind, aus denen es seine Sprache für das Geheimnis der Gottheit und ihrer Offenbarung damals formte. Philo deutet ganz gewiß dorthin, wohin auch die religionsphilosophische Schule drängt, die damals in ihren Anfängen stand und der ich mich nahe fühlte.

Aber diese Arbeit wurde zunächst unterbrochen und dann auf die Dauer verdrängt durch die gebieterische Notwendigkeit, die das Predigerseminar und der Eintritt ins Pfarramt brachte, sich über eine Stellung im Geistesleben der Gegenwart klarzuwerden. So wurden die neueren Dogmatiker wieder aufgegriffen – neben Ritschl Lipsius, [90] der mich sehr stark beeinflußte, aber auch Hoffmann und Oettingen, die ich ablehnte, Beck, der mich beeinflußte und doch schließlich abgelehnt wurde – über sie alle hinaus aber Schleiermacher, dessen „Reden“ und schließlich dessen „Glaubenslehre“ mir für die Methode meines Denkens das Wesentlichste gab.

Und nun erlebte ich wieder, was mir schon als Student bei der ersten Lektüre so schien, daß man Schleiermacher in den Kreisen der herrschenden Ritschlschen Theologie ganz anders verstand als ich, aber ebenso in der sogenannten liberalen Theologie. Es wurde mir nun auch klar, woher das kam. – Ich kam von Kant und dessen mich beherrschenden Kritik. Von ihm und seiner Sprache her verstand ich Schleiermacher. Die andern waren alle so stark von Hegel und dem nachhegelschen Denken beeinflußt, auch da, wo sie es ablehnten, daß sie Schleiermacher immer von diesem und seinen Begriffen her verstanden. Aber tat man ihm damit nicht Unrecht? Hatte er nicht sein ganzes Leben gegen Hegel gekämpft? Sind seine Begriffe und Gedanken nicht von Kant beeinflußt, gebildet, ehe es einen Hegel und seinen Einfluß gab?

Mehr und mehr wurde es mir Bedürfnis, Schleiermacher gegen dies Mißverstehen zu verteidigen und ihn darzustellen, wie er von Kant her verstanden erscheinen mußte. Diejenigen, die Schleiermacher begreifen wollen, während sie vom Gedankenkreis der Hegelschen Philosophie beherrscht sind, müssen annehmen, daß Schleiermacher von rein innergeistigen Vorgängen redet, aus denen er das Wesen der Gottheit erschließt. Wie für Hegel der Vollzug des logischen Denkens und Schließens das Wesen der Weltvernunft darstellt, so für Schleiermacher die Vorgänge und Bezogenheiten des Gefühlslebens. Von da aus käme man zur Vorstellung von der Gottheit als des Stromes gewaltiger Gefühle, die ihre Geschöpfe durchbrausen und leiten. Schleiermacher würde dann einem Ludwig Klages nicht allzufern stehen. Jedenfalls hat man dann Schleiermacher zugeschrieben, daß seine Gottesvorstellung pantheistisch sei und er das Wesen der Offenbarung in Jesus Christus nicht habe erfassen können.

Nun sollte uns schon die Tatsache vor solchen Folgerungen bewahren, daß Schleiermacher in engstem Zusammenhang mit Kant steht. Von diesem aus ist der Weg zu Klages doch etwas schwer gangbar. Warnen sollte uns aber auch die Tatsache, daß Schleiermacher in seinen Predigten ganz klar und ohne jede Künstelei aus einem Gottesglauben redet, der eine echte, persönliche Vertrauensstellung zu Gott ist. In ihnen ist ihm auch die Offenbarung des Alten und Neuen Testaments etwas durchaus Wesentliches und Entscheidendes.

[91] Auch haben diejenigen, die Schleiermacher so als den Theologen des Gefühls deuteten, nicht beachtet, daß für ihn der Begriff „Gefühl“ erst später für jene geistige Kraft gebraucht wird, aus der die Religion entsteht. In der ersten Auflage der „Reden“ ist ihm der Vorgang des Religiösen, den er zu beschreiben unternimmt, „Anschauung und Gefühl“. Damit sind wir aber in der Vorstellungswelt Kants.

Kant weist nach, wie aller Vorstellungs- und Gedankeninhalt des menschlichen Geistes in diesem selbst seine Gestaltung empfängt. Er weist aber auch nach, daß dies nicht zu subjekti-

ven Einbildungen führt, sondern zu Gestaltungen, die mit Notwendigkeit als Wahrheit erkannt werden. Sie entstehen eben aus der unbedingten Gesetzlichkeit der Vernunft, deren Wesen dieses Einheitsschaffen ist. Das sind für Kant keine subjektiven Vorgänge. Es ist das Zusammentreffen der ewigen Gesetzmäßigkeit und Wahrheit der Vernunft mit dem uns Unzugänglichen, das für uns „draußen“ ist, dem Geheimnis des „Ding an sich“, das für ihn doch auch irgendwie dem Wesen dieser Vernunft zugehört, die wir als die Gesetzmäßigkeit unseres geistigen Wesens erleben.

So sieht auch Schleiermacher den Menschen als eine geistige, aufnehmende Kraft dem Geistigen gegenüber, dessen Teil er ist und das doch in unbegreiflich geheimnisvoller Wirkungsmächtigkeit und Art ihm gegenübersteht. Wie tausend Einzeldinge und tausendfaches Einzelgeschehen auf ihn wirken, so wirkt aus dem allem und durch das alles diese Gesamtheit auf ihn. Er erlebt das Wirken dieser Gesamtheit, des Universums, auf sich. Wie sich ihm aus dem Eindringen der Einflüsse der Einzeldinge Einzelanschauungen gestalten. so gestaltet sich ihm aus dem Einwirken des Universums ein Bild dieses Gewaltigen und Heiligen, die Vorstellung der Gottheit. Aber wie das Wirken eines jeden Dinges und Ereignisses auf unser Wesen von diesem aufgenommen wird unter entsprechender Gemütserregung, so auch das des Universums. Mit einem ungeheuren Aufbrausen gewaltigster Gefühlserregung ist der Vorgang verbunden, in dem es sich dem Menschen darstellt, der dann endet in einer von diesem Menschen geschaffenen „Anschauung“ des Universums. Es ist klar, daß diese Anschauung des Universums ein vom Menschen geschaffenes Bild ist – also immer ungenügend dem Gewaltigen gegenüber, das es darstellt. Es ist aber unter dem Einwirken der ewigen Wahrheit geschaffen, trägt also auch immer etwas von dessen Wirklichkeit und Wesen in sich, wenn es ein aus solchem Erleben gewordenes Bild – und nicht ein traditionell übernommenes ist.

Sein eigenes Gottesbild hat jeder fromme Mensch, wie es ihm entsteht aus seinem Zusammentreffen mit dem Universum. Dies Uni-[92]versum aber ist nicht der äußere Kosmos, wie man es so oft versteht. Es ist die innere Einheit, die innere Wesenhaftigkeit, die das alles ordnet und dem allem seinen Sinn gibt. Sie erschließt sich dem Frommen aus Schicksal, Geschehen, Einzelmenschen, Völkerart, vor allem aus den prophetischen Menschen. Das Werden der Gotteserkenntnis ist deshalb Geschichte, Entwicklung im Einzelnen, in den Völkern und in der Menschheit.

So ist die Gottesanschauung eine immer werdende. Die Berührung mit der Gottheit, aus der sie stammt, ist nicht einfach identisch mit ihr. Aber auf diese Berührung kommt es an, und nur der hat echte Gottesanschauung, dem sie aus solcher Berührung geworden ist.

Schleiermacher fand die gewaltige Zustimmung der „Gebildeten unter den Verächtern der Religion“ zu seiner Zeit, weil er ihnen das Wesen der Religion darzustellen wußte in seiner starken Lebendigkeit, in jener Lebendigkeit, in der Religion Grundlage aller Bildung und Ruf zu aller Gestaltung ist. Menschen, denen „Bildung“ ein so ernsthaftes, schicksalentscheidendes Anliegen war wie den Menschen jener Zeit, wurde das Wesen der Frömmigkeit hier deutlich. Ihnen wäre die jetzt übliche Verachtung des Geistes unmöglich gewesen. Erst als an Stelle jenes ernsthaften Ringens um „Bildung“ des Menschseins die Reaktion mit ihren materiellen Interessen trat, wurde auch wieder eine Auffassung des Religiösen herrschend, in dem man vom „heiligen Geist“ im Geistesleben nichts mehr wissen wollte. So wurde eine Pflege der Religion, in der diese sowohl ihre eigene innere Lebendigkeit zu Gunsten leerer Tradition aufgab wie auch ihren prophetischen Einfluß aufs öffentliche Leben zu Gunsten ihres Gehorsams gegen Staat und herrschende Mächte.

Mir klang aus den „Reden über die Religion“ eine Auffassung entgegen, die es mir möglich machte, mein Ergriffensein vom Geiste der Propheten und von der tiefen Verantwortung für mein Volk einzubauen in die umfassende, wissenschaftliche Weltanschauung, die ich mir – ausgehend vom Studium Kants – zu gestalten begonnen hatte. So schien es mir auch wichtig,

der theologischen Welt über dies neue Verständnis Schleiermachers Rechenschaft zu geben. So entstand mein erstes Werk, dessen erster Teil als Lizentiatendissertation verwendet und gedruckt wurde, das als Ganzes bei Töpelmann in Gießen erschien: „Schleiermachers Religionsbegriff und religiöse Stellung zur Zeit der ersten Ausgabe der Reden – 1799 –“ (Gießen, Töpelmann, 1900).

Ein hoffnungsvolles Erlebnis war mir schon die erste Aussprache mit meinem verehrten Lehrer Kattenbusch, damals noch in Gießen. Als ich sagte, ich wolle mit meiner Arbeit über Schleiermacher [93] meinen Lizentiaten machen, riet er sehr ab. Was ist mit Schleiermacher heute zu machen? Der ist überwunden! Als ich ihm aber voll Eifer meine Gedanken darstellte, sagte er schließlich: Dann probieren Sie es! Es scheint ja doch etwas daran zu sein! – Und als die Arbeit fertiggestellt war, beurteilte er sie gut und zählte mich seitdem zu seinen hoffnungsvollen Schülern. Die Arbeit wurde von den Fachgelehrten gelesen, auch in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften ganz günstig besprochen. Das, was ich wollte, hat sie nicht bewirkt, daß man zu einem Verständnis Schleiermachers von dort aus komme, von wo ich ihn sah. Vielleicht gehört dazu die Kraft des prophetischen, religiösen Ergriffenseins, die in unserm heutigen religiösen Leben immer noch von kirchlich-traditioneller Einstellung erdrückt wird. Vielleicht wird man einen Schleiermacher erst ganz verstehen, wenn man verstanden hat, daß religiöses Leben ein ganz persönliches Ergriffensein von der Gottheit ist, das sich in jedem seine Vorstellung von Gott eigen gestaltet, das einem jeden Lebensaufgabe und Verantwortung für die Gemeinschaft in besonderer Weise stellt. Es ist kein schlechtes Zeugnis für den Theologen Schleiermacher, daß sein Begreifen vom Wesen der Religion solches voraussetzt. Die Arbeit an Schleiermacher war nach allen Seiten hin sehr fruchtbar. Voraussetzung für sie war ein Verständnis Kants. Das Denken und Wesen des jungen Schleiermacher und seine „Reden über die Religion“ konnte man aber nicht verstehen, ohne sich eine lebendige Vorstellung von der ganzen, ihn umflutenden romantischen Bewegung zu machen. Seinen nächsten Freund aus dieser Zeit, Friedrich Schlegel, mußte man genau kennenlernen, ebenso Henriette Herz. Man mußte die Zeitereignisse vor und während der Freiheitskriege mit ihren geistigen Begleiterscheinungen erforschen. Das führte wieder zu Fichte und Schelling und ihrem gleichzeitigen Denken und ihren Schriften. So entstand mir in dieser Arbeit an Schleiermacher ein ganz lebendiges Bild jenes ersten Aufflammens der romantischen Bewegung. Herders fruchtbare Nachwirkungen waren so lebendig deutlich, daß ich auch zum Studium dieses Großen hingezogen wurde. Ansätze zu einer das ganze Leben erfüllenden geschichtswissenschaftlichen Arbeit waren gewonnen. Ich machte mich sofort nach Fertigstellung jener ersten Arbeit daran, das in einer Schrift niederzulegen, was als Hintergrund dieser ersten Schrift mit ihr erarbeitet war, das Verhältnis Schleiermachers zu Fichte und Schelling, den gleichzeitig mit ihm um diese Zeit von Kant aus weitergehenden Denkern. Einige Jahre gingen hin, bis dies Buch vollendet war. Es hat einige Umgestaltungen seiner Form und Beschränkungen seiner Stoffülle nötig gehabt, bis es erscheinen konnte. [94]

Lampertheim

Gerade war die Arbeit für das Lizentiatenexamen abgeschlossen, als ich auf ein Arbeitsgebiet versetzt wurde, das wesentlich größere Anforderungen stellte als die beiden abgelegenen kleinen Dörfer des Vogelberges. Ich wurde als Pfarrassistent nach Lampertheim versetzt, dem großen Bauern- und Arbeiterdorf bei Mannheim mit seinen neuntausend Einwohnern, von denen fünftausend evangelisch, viertausend katholisch waren. Dazu gehörte die kleine evangelische Gemeinde in Viernheim, dem katholischen Dorf, zwei Stunden entfernt.

Schon äußerlich bedeutete das eine große Veränderung. Wie großes Heimweh kam es über mich, als ich aus den engen Bergtälern in die weite, unübersehbare Rheinebene hineinfuhr. Es war, als ob man diese Weite gar nicht ertragen könne, die man dann so liebgewann. Zum ersten Male in meinem Leben hatte ich in eigenen Zimmern, mit eigenen Möbeln zu wohnen.

Das war gar nicht so einfach zu beschaffen, hatte ich mir doch gerade die dreihundert Mark leihen müssen, die das Lizentiatenexamen kostete. Nun halfen die Eltern, anderes mußte ich nach und nach abzahlen. Es wurden ganz billige Möbel angeschafft für die zwei kleinen Zimmer, von denen eines ein schiefes Dachkämmerlein war. Das Prunkstück war ein Schreibtisch aus billigem Holz, nach einer Zeichnung meines Bruders Ludwig gearbeitet, der gerade mit seiner Ausbildung als Innenarchitekt fertig war. Froh und stolz war ich mit meinem Eigentum. Dazu kam noch ein Fahrrad für den weiten Weg nach Viernheim, das damals für einen Pfarrer noch eine ungewöhnliche Sache war. Ganz gestrenge Kollegen nahmen es einem übel, daß man Rad fuhr. Aber es war eine sehr praktische Sache, die viel Zeit und viel Geld sparte.

Ungern gesehen wurde es auch von einigen orthodoxen Nachbarkollegen, daß ich einen hellbraunen Anzug trug. Man fragte sich, ob ein solch junger Kollege jemals Ansehen und Würde des Pfarramtes vor der Gemeinde werde vertreten können.

Aber auch geistig kam ich in eine völlig veränderte Atmosphäre. In Lampertheim war Richard Drescher Pfarrer, ein theologisch sehr gut und tief gebildeter Mann, Vetter Erwin Preuschens, mit dem er in enger Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft stand. Er selbst hat einige wertvolle Arbeiten über neutestamentliche Gegenstände veröffentlicht, vor allem eine Arbeit über Markus, die eigenartig-wichtig ist. Seine große Gemeinde und seine ganze nervöse Persönlichkeit erlaubten ihm nicht, viel zu reisen und Verkehr zu suchen. So war es ihm eine wertvolle Sache, einen werdenden wirklichen Theologen als Pfarrassistenten zu bekommen. Vom ersten Tage an standen wir in einem [95] sehr, sehr lebhaften geistigen Austausch über alle Fragen des täglich an uns herantretenden Gemeindelebens wie des wissenschaftlich-theologischen und allgemein geistigen Lebens. Mir war es sehr wertvoll, mit einem verständnisvollen, erfahrenen Seelsorger alle die Fragen besprechen zu können, die nun neu an mich herantraten und beantwortet sein sollten. Dabei war Drescher einer der wenigen, die mir begegneten, die ihren Rat gaben unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß man seinen eigenen Weg gehen müsse.

Drescher war eine zurückhaltende, schüchterne Natur. So trat er nicht sehr werbend und Beachtung heischend hervor. Aber sein Charakter und seine treue Sorge um alles, was ihm in der Gemeinde entgegentrat, hatte ihm solche Achtung erworben, daß er nicht ängstlich zu sein brauchte um die Liebe, die sich der junge Kollege vielleicht erwerben könne. Er tat alles, um mir den Zugang zur Gemeinde zu ebnen.

Dabei war Lampertheim eine Gemeinde, die eine wirkliche Schulung für einen jungen Pfarrer ermöglichte. Ihre Größe allein stellte schon beträchtliche Anforderungen. Dazu kam die kleine Gustav-Adolf-Gemeinde im katholischen Viernheim mit ihren ganz eigenartigen Verhältnissen.

Lampertheim war eine alte reformierte Gemeinde. Es gehörte früher zur Pfalz. Für einen Menschen wie mich, der aus der lutherischen Gemeindetradition kam, war schon das rege, selbstbewußte Gemeindeleben ein Neues. So kannte das selbst Arheilgen nicht. Vor allem waren die Gemeindeglieder gewohnt, überall mit in der Verantwortung zu stehen. Beim Abendmahl bedienten die zwölf jüngsten Ehemänner der Gemeinde, Presbyter in schwarzen Mänteln schenkten den Wein ein. Ein Presbyter begleitete den Pfarrer bei Krankenabendmahlen. Der Erfolg war ein ausgezeichneter Kirchenbesuch, lebendiges Interesse an aller Liebesarbeit, Abendmahlsbesuch, wie ich ihn sonst nie erlebt habe (tausend Abendmahlsbesucher am ersten Weihnachtsfeiertag).

Aber auch über den Gottesdienst hinaus war lebendiges, fragendes Interesse an kirchlichem und religiösem Leben. So war Jugendarbeit zu tun, die vor allem mir zufiel, und Arbeit an Männern. Mir war die Arbeit im Jugendverein mit ihrer lebendigen Art und Forderung immer eine Freude, damals besonders. Allerdings fiel es mir schwerer als später, mich auf junge

Menschen einzustellen. Ich war noch zu sehr der Gelehrte, der vom Berge der Wissenschaft noch nicht wieder herabgekommen war.

In den gut besuchten Bibelstunden behandelte ich die Offenbarung des Johannes. Das war kühn. Aber es war gut. Ich hatte gerade hier den bewußt pietistisch denkenden Teil der Gemeinde vor mir. Hier [96] stand man ganz auf dem Boden der wörtlichen Eingebung der Schrift. Nun hatte ich in dieser Auslegung die Möglichkeit, einmal zu zeigen, wie wirklich mir die Zukunftshoffnung und die daraus kommende Verantwortung für den einzelnen Christen war. Zugleich aber konnte ich zeigen, wie die Heilige Schrift in bildhafter Rede und Visionen darstellt, was nur dann recht begriffen wird, wenn man einen geistigen Sinn faßt. In diesem Buche kann man das Wesen der Visionen und Gehörhalluzinationen und der bildhaften Rede unbefangen der Gemeinde zeigen, ohne sofort Ärgernis zu erregen. – Drescher sagte mir eines Tages: Er wundere sich, wieviel ich der Gemeinde bieten könne in Kritik, ohne daß sie Anstoß nähme. Er beobachte immer eine der alten Frauen, die ganz hingenommen meine Handbewegungen beachte und offenbar aus der Energie dieser Handbewegungen sehr befriedigt auf die persönlich-eifrige innere Beteiligung meines Wesens am Gesagten schließe. Wieder war es mir für diese ersten Versuche, das Evangelium zu verkünden in der Weise, die kritische Haltung nicht verleugnet, sondern zur Verstärkung der Verkündigung einsetzt, wichtig, einen verständnisvollen Gesinnungsgenossen zur Seite zu haben mit seinem Rat.

Lächelnd erzählte er mir eines Tages, daß man in der Gemeinde mich mit seinem Vorgänger vergliche. Dieser war ein streng orthodoxer Pfarrer. Er wurde später ein Führer innerhalb der gesamtdeutschen Orthodoxie. Trotzdem spräche man in der Gemeinde von ihm als einem „liberalen“ Pfarrer, weil man sehr viel Leichtnehmen des Lebens bei ihm beobachtet habe. Mich stelle man ihm als einen orthodoxen gegenüber, weil man bei mir überall im geistigen und ethischen Leben das Ernstsein spüre. – Die Maßstäbe der Gemeinde sind sehr oft anders und gesünder als die der Theologen – solange theologischer Agitation nicht gelingt, sie zu verwirren.

Sehr viel lernte ich in dieser Zeit auf pädagogischem Gebiete. Ich hatte viele Schulstunden zu geben und lernte so Kinder verschiedensten Alters kennen. In Viernheim hatte ich ja die Kinder aller Klassen zusammen zu unterrichten.

Unvergeßlich bleibt mir die große Not, die ich in einer Klasse hatte, in der ich das „Vaterunser“ nach Luthers Katechismus durchnahm. Es war unmöglich, den Kindern den Wortlaut dieser umständlichen, doppelten Auslegungen einzuprägen. Mir wurde hier zum ersten Male klar, wie wir von einem Aberglauben besessen sind, wenn wir Luther so einfach und überall als volkstümlich und kindlich ansehen. Auch ihm ist nicht alles gelungen, und man würde ihn viel mehr zum Segen der Gemeinde machen, wenn man ihn mit mehr Kritik verwendete.

[97] Ich habe diese Erfahrungen später noch ergänzt, so daß ich einige Vorstellung vom Sein und Wesen eines jeden Schulalters und Schuljahres hatte. Das kam mir sehr zugute in meinem Urteil über den Religionsunterricht als Gesamtheit, brachte mich aber oft in Gegensatz zu den Theologen, die glauben, alles mögliche vom Lehrer der unteren Klassen fordern zu können, weil sie selbst nur in den obersten Klassen unterrichtet haben und nicht wissen, was in den unteren möglich ist.

Predigttätigkeit in großen Gottesdiensten, Bibelstunde, Konfirmanden- und Religionsunterricht, und das alles umflutet von der täglichen Berührung mit der Gemeinde und den mannigfaltigen Anforderungen an seelsorgerliche Gewissenhaftigkeit, die eine große Gemeinde stellt – es ist deutlich, daß die zwei Jahre in Lampertheim für meine Ausbildung sehr viel bedeuten mußten. Zum ersten Male kam ich in Berührung mit der Tuberkulose, sah als Seelsorger die sterbenden jungen Menschen und erkannte die Not der Arbeit. Hier waren es Tabakfabriken, deren ungesunde Arbeit junge Menschenleben zerstörte.

Auch Geisteskrankheit lernte ich kennen. Durch Wochen hindurch mußte ich jeden Abend pünktlich um sechs Uhr bei einer jüngeren Frau sein. Sie erlebte, daß sich um diese Zeit ihre Haustür öffnete und eine schwarze Gestalt beängstigend auf sie zuging. Dadurch, daß ich Abend für Abend um diese Zeit bei ihr saß, wurde die Vorstellung überwunden. Sie kam allmählich zu einem gesunden Nervenzustand zurück. – In einer anderen Familie hatte ich eine unheilbar zerrüttete Ehe vor mir. Es gelang manchmal durch Tage und Wochen, die Ehegatten in erträglichem Verhältnis zu halten. Dann kam ein schlimmer Tag, und alles war wieder völlig in Zank und Auflösung. Bis zum frühen Tode des Mannes – durch Trunk und Morphium veranlaßt –schleppte sich dieser Zustand geistiger Verzweiflung hin.

Das sind zwei Fälle aus den vielen, die an den jungen, unerfahrenen Mann herantraten und ihm zeigten, wie schwer die Verantwortung des Seelsorgers unter so vielen hilflosen Menschen ist. Aber auch damals schon begann ich zu ahnen, daß die Menschen nicht schlecht, sondern hilflos sind. Ich konnte nicht verurteilen, sondern mußte zu helfen suchen. Deutlich wurde mir auch, wie sehr die verantwortungslose Schwatzsucht der Menschen Unheil anrichtet. Man sagte von mir, daß meine Besuche in jener zerrütteten Ehe der jungen Frau gelten, von der man wußte, daß sie sich angesichts der Zerrüttung ihres Mannes an andere Männer anzuklammern suchte. Da eine hilflose Frau nie eine Gefahr für mich war, ließ ich mich von den Besuchen [98] nicht abschrecken. Ich glaube, das Geschwätz verstummte allmählich vor der Wirklichkeit.

Die kleine Gemeinde in Viernheim hatte ihre großen Schwierigkeiten. Den Kirchenvorstand beherrschte ein leidenschaftlich kirchlich gesinnter Mann, der zugleich Kirchenrechner war. Da er den Kirchenvorstand beherrschte, war er mit allen meinen Vorgängern in Kampf geraten, die auch etwas dazu sagen wollten. Er und mit ihm die offizielle Gemeinde standen außerdem in scharfem Gegensatz zu einem kleinen, energischen Teil der Gemeinde, der der Gemeinschaftsbewegung angehörte, die von Baden herüber starken Einfluß auf diese Grenzgemeinden übte. An der Spitze dieser pietistischen Bewegung stand ein Bäckermeister. Natürlich war die größere Gemeinde dauernd empört, da sie ja von diesem Teil als unfromme Weltleute angesehen wurde trotz aller Kirchlichkeit.

Als ich einige Monate da war, sagte Drescher eines Tages zu mir: „Bis jetzt war in Viernheim selbst dauernder Streit und ebenso dauernder Streit zwischen den Pfarrassistenten und beiden Teilen der Gemeinde. Es scheint mir aber fast, als ob Sie – der kritischste Theologe, den wir je hier hatten – offenbar auch mit den Gemeinschaftsleuten gut auskommen – mit denen bis jetzt jeder in Streit lebte, da sie jeden als Weltmenschen ablehnten.“

„Mein Rezept ist sehr einfach“, sagte ich ihm. „Mit dem einen Teil der Gemeinde stehe ich gut, weil ich den entscheidenden Einfluß des Kirchenrechners anerkenne. Ihm sind äußere Dinge wichtig, die mir gleichgültig sind. Also füge ich mich hier. Ich schreibe so viele Eingaben an Behörden und Gustav-Adolf-Vereine, wie sein leidenschaftlicher Wille, der evangelischen Gemeinde Viernheim eine Kirche zu schaffen, fordert. Ich predige genauso gern im Schulsaal wie in einer Kirche. Aber warum soll ich ihm nicht dienen?“ – Der Erfolg war, daß während meiner Zeit der Bau der kleinen Kirche dort zustande kam. Da ich ganz genau wußte, daß ich daran unschuldig war, ließ ich die Ehre dafür gern dem, der sich so leidenschaftlich dafür eingesetzt hatte.

Mit den Gemeinschaftsleuten wurde ich dadurch fertig, daß ich es sehr geduldig – ja freudig – hinnahm, daß der liebe Bäckermeister jeden Sonntag nach dem Gottesdienst zu mir kam und mir meine Predigt vom Gesichtspunkt der gottseligen Leute aus kritisierte. Mir war das sehr lieb. Ich lernte viel dabei – wenn auch nicht das, was gerade er wünschte. – Da er aber in dieser Hinnahme Demut und Empfänglichkeit bei mir feststellte, so war ich in seinen Augen eine hoffnungsvolle Sache, und wir hielten gute Freundschaft.

Manchmal war seine Kritik so, daß man lächelnd den Kern erst [99] suchen mußte. Ich hatte einmal über die Freude gepredigt mit dem Texte: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: freut euch! „Das war ja alles richtig, was Sie da gesagt haben“, sagte er mir, „so steht es in der Schrift. – Aber das darf man diesen Weltleuten nicht sagen. Die freuen sich sowieso viel zuviel.“ Ich: „Aber wenn es so in der Schrift steht, muß ich es doch so sagen!“ – Er: „Aber bedenken Sie doch, wie diese Weltleute sind. Da fahren sie nun alle nach Mannheim zur Aufführung des ‚Tannhäuser‘, und das ist doch von vorn bis hinten gelogen!“ – Nun war ich mit meiner Weisheit zu Ende und verzichtete darauf, ihm verständlich zu machen, daß es eine berechtigte Teilnahme am Kulturleben gebe. Auch seine Gebetserhörungen waren manchmal so egoistisch, daß es einem schwer wurde, dazu zu schweigen. – Aber es war ihm ernst um seinen Glauben, und er suchte sein Leben daraus zu gestalten. So mußte man ihn trotz seiner Enge ehren.

Einen starken Eindruck erhielt man in Viernheims prächtiger Kirche von der Macht des Katholizismus, der diese Gemeinde auch im gesamten Leben beherrschte. Bei Beerdigungen in unserer kleinen Gemeinde waren umgekehrt die Katholiken immer besonders ergriffen. Ihnen war das etwas so Ungewohntes, die Gedanken von Tod und Ewigkeit in Anwendung auf ein bekanntes Menschenleben ausgesprochen zu hören. So waren sie viel dankbarere Zuhörer, als es die evangelischen Christen sind.

Hier wurden die Beerdigungen in der meistens üblichen Weise am Grabe gehalten. Lampertheim hatte am Grabe nur eine kurze Bestattungsliturgie mit Gesang der Schulkinder und dann nach dem Einzug in die Kirche einen vollen Gottesdienst. Diese Beteiligung der Gemeinde wirkte wohl mit, den kirchlichen Sinn der Bevölkerung wachzuhalten.

Was Tradition, getragen von selbständigem Leben, bedeutet, lernte ich in Lampertheim kennen. Dazu war Drescher ein Mann, der selbst diese Tradition leidenschaftlich liebte. Ihm wäre es schmerzlich gewesen, nur ein kleinstes zu ändern, was der Gemeinde gewohnt und lieb war. Als er später Lampertheim verließ, weil seine körperliche Kraft der Gemeinde nicht mehr gewachsen war, war es für ihn geradezu tragisch, dieses starke Dasein der Sitte zu entbehren. Leider starb er verhältnismäßig früh.

Manchester

Eines Tages kam Drescher zu mir, die „Christliche Welt“ in der Hand: „Hier ist etwas für Sie! Das müssen Sie machen!“ – Es war [100] eine Anzeige des Pfarrers Willi Veit in Manchester, der einen Vikar für seine deutsche Gemeinde suchte. Dieser solle die Aufgabe haben, die armen Deutschen in den Slums von Manchester aufzusuchen und zu einer Gemeinde zu sammeln.

Ich hätte damals wahrscheinlich den Unternehmungsmut zu solcher Bewerbung nicht aufgebracht, wenn Drescher nicht gedrängt hätte. So aber bewarb ich mich. Ich wurde angenommen, und im Oktober 1902 ging es übers Meer nach England. Es war etwas kühn, da ich kein Wort Englisch konnte. Wir, die wir Hebräisch lernten, hatten ja im Gymnasium gar keine Möglichkeit für Englisch. Aber die Aufregung, die damals der Entschluß, nach England zu gehen, im Kreis der Verwandten und Freunde hervorrief, ist uns nicht mehr ganz begreiflich. Heute geht man leichter nach Amerika als damals nach England. Meine neuen Möbel wanderten ins Arheilger Pfarrhaus zurück, und ich machte mich auf die Reise, begleitet von einigen großen Kisten mit Büchern.

Schon die Überfahrt war etwas Großes für den, der damals außerhalb Hessens einmal in Köln gewesen war, wobei er eine Rheindampferfahrt gemacht hatte von Mainz bis Köln, einmal in Berlin, und der nun rheinabwärts bis Rotterdam und Hoek van Holland fuhr, aufs nächtliche Schiff ging und am Morgen in Harwich landete. Stark empfand ich schon von der Bahn aus

den Unterschied holländischen Daseins gegenüber dem Deutschen. Wie anders sieht Rotterdam schon vom Zuge her aus als Köln oder Aachen. Wie gewaltig war der Eindruck des Meeres, als es von Hoek hinausging auf die offene See. Das Gewaltige des Meeres gehört zu dem, was mich am meisten bewegt von allen Eindrücken der Natur.

Dann kam schon auf der Reise von Harwich nach Manchester der erstaunliche Eindruck der fremden Sprache und des fremden Lebens. Man muß einmal als sprachunkundiger, hilfloser Fremdling durch ein Land gefahren sein, in dem nun alle sich gegenseitig verstehen, man aber selbst ausgeschlossen ist, in dem alles so anders und doch allen ringsum so selbstverständlich ist, um zu wissen, was ein anderes Volk ist. Alle, die den Unterschied der Völker ignorieren wollen, vergessen etwas Wesentliches. Es ist der Unterschied der Sprache, der Sitte, des Rechts, des ganzen gestalteten Lebens – also des in der Geschichte Gewordenen –, worum es eigentlich geht. Das Naturhafte ist etwas völlig Verschwindendes dabei.

Es war eine Wohltat, als ich gegen Abend in Manchester von Willi Veit begrüßt wurde, wieder Deutsch hörte und nun durch die schwarze Stadt zu meiner Wohnung gebracht wurde. Da war Begleitung schon gut. Sonst hätte meine Stimmung wohl diesem erschreckenden Ein-[101]druck der nebelerfüllten, vom Kohlenstaub geschwärzten Straßen der Baumwollstadt nicht standgehalten. Die lange Fahrt vom Bahnhof zur Wohnung ließ mich auch sofort etwas von der Ausdehnung der Stadt ahnen. Sie bedeckte mit ihren 800 000 Einwohnern damals ein Gebiet so groß wie das Berlins zu jener Zeit. Englische Städte sind ja, dank des Systems der Einzelhäuser, viel ausgedehnter gebaut als deutsche.

Ich war bei einer älteren Witwe untergebracht, die nur Englisch sprach. Das war heilsamer Zwang, Englisch zu lernen, für den Anfang aber recht schwierig. Am andern Tag fuhr ich auf angegebenem Wege durch die ganze Stadt zu Veits. Nun lernte ich die Familie Veit kennen, deren Haus für zwei Jahre meine Heimat wurde. Er war ein hochgebildeter, wissenschaftlich geschulter Theologe, war bei Rade eine Zeitlang Hilfsredakteur der „Christlichen Welt“ gewesen, und nun in seiner geistreichen Art zu predigen, zu reden, Gemeinschaft zu bilden ein sehr glücklicher Mittelpunkt der deutschen Gemeinde. Es sammelten sich um ihn alle Deutschen, denen es mehr an geistiger Zusammengehörigkeit als an Äußerlichkeiten lag. Seine Frau war ein ungemein lebensvoller, Fröhlichkeit weckender Mensch. Sie hatten einen kleinen Jungen. Da sie vermögende Leute waren, konnten sie ihr Haus um so mehr zu einem lebendigen Mittelpunkt des geistig interessierten Kreises der Deutschen machen, zu dem sich eine Anzahl Engländer und Engländerinnen hingezogen fühlten. So stand man durch die Verbindung mit diesem Hause sofort in einem ungemein lebendigen Kreise, der dann wieder der Helferkreis war für alle Veranstaltungen des Gemeindelebens, und Veit wußte diese sehr anziehend und wertvoll zu gestalten. Einen Tag der Woche war ich immer zum Mittagessen eingeladen und blieb bis zum späten Abend. Wir sprachen alle uns bewegenden Angelegenheiten des Gemeindelebens durch, auch alle Probleme des Einlebens in England und des Verhältnisses zwischen beiden Nationen und zwischen der religiösen Art hüben und drüben. Sehr oft war ich sonntags nach dem Gottesdienst noch dort Gast, sehr oft nach Gemeindeabenden, und es war keine Seltenheit, daß ich auf meinem Rad nach Mitternacht durch die dann totenstille, weite Stadt vom äußersten Süden nach dem äußersten Norden nach Hause fuhr. Damals jedenfalls kannte ja eine englische Stadt das Nachtleben unserer Städte nicht.

Herzliche Freundschaft, der ich sehr viel verdanke, verband mich vom ersten bis letzten Tage meiner Zeit in England und dann weiter durchs Leben mit der Familie Veit. Auch in Frankfurt bin ich später manchmal gern da eingekehrt, wenn es auch mit den Jahren der beiderseitigen Inanspruchnahme und der Entfernungen seltener und seltener wurde.

[102] Von England lernte ich zuerst meine Landlady kennen, Witwe eines presbyterianischen Predigers, die sich davon ernährte, daß sie Zimmer ihres Hauses vermietete. Den „Diningroom“ bewohnte eine ältere, vermögende Dame, die meistens nur über bestimmte Tage

der Woche in Manchester war, um in ihrer Gemeinde mitzuarbeiten, sonst auf dem Lande lebte. – Im „Parlour“ wohnte ein älterer Herr, im „Study“ ich, und oben waren noch einige jüngere Leute untergebracht. Zum Mittagessen wanderte der Braten vom vornehmsten Gast im Diningroom durch alle Stockwerke. Jeder aß für sich, und ich wurde sehr sorgfältig instruiert, wie man einen englischen Braten schneidet, damit ich ihn nicht für die andern verdarb. Mrs. Stockdale, so hieß die Landlady, half sich mir gegenüber, indem sie mir beim Tischdecken die Namen aller Dinge sagte, die sie auflegte, vom „tablecloth“ beginnend durch „knife“ und „fork“ weiter ... Später erzählte sie mir lange Geschichten, die ich immer besser verstand, und da sie ein gutes Englisch sprach, kam ich gut in die Sprache hinein. Nach dreiviertel Jahren konnte ich es wagen, bei der Beerdigung einer deutschen Frau eines englischen Mannes englisch zu sprechen – nach sehr gründlicher Vorbereitung unter Hilfe von Engländern. In der Unterhaltung war ich um diese Zeit schon ganz frei geworden.

Jedenfalls lernte ich etwas von Art, Hauswirtschaft, Geist und Sitte guter englischer Mittelklasse in diesem Hause kennen. Am Sonntag entließ sie mich immer mit dem Worte: „I hope you will enjoy your service!“ (Ich hoffe, Ihnen wird Ihr Gottesdienst Freude bereiten!) und empfing mich wieder mit der Frage: „Did you enjoy your service?“ (Bereitete Ihnen Ihr Gottesdienst Freude?)

Eine Vorstellung vom Reichtum Englands bekam man schon, wenn man zum Süden hinüberfuhr, durch die Stadt mit ihren gewaltigen Handelshäusern der Woll- und Baumwollgroßhandlungen. Einige davon lernte ich später kennen, da sie in deutschen Händen waren und mir mit all ihren Verpack- und Versand-Vorrichtungen gern gezeigt wurden. War man durch die innere Stadt hindurch, an der gewaltigen Town Hall in moderner Gotik vorüber, so begann die Reihe der Landhäuser mit ihren mächtigen Gärten, dazwischen wieder die Vororte mit den Einzelhäusern des gehobenen Mittelstandes wie Fallowfield, wo Veits ihr Haus hatten.

Bei Besuchen und Einladungen in reichen Häusern deutscher Familien bekam ich einen Eindruck des Lebens in vermögenden englischen Häusern, die hier ja ganz genau nachgeahmt waren. Dort traf man auch mit den englischen Freunden dieser Leute zusammen. Ganz schwierig war es, wenn man bei großen Einladungen gefragt wurde, ob man dies oder dies wünsche. Ich wünschte mir dann immer das, [103] das ich am besten verstanden hatte, wenn ich auch oft nicht wußte, was es war, bis ich es zu sehen bekam. Aber bald lernte man, sich in diese englischen Sitten und Verhältnisse einzuleben, selbst das lernte man, was uns von Deutschland her schwer wurde: bei Begegnung einer bekannten Dame mit dem Gruße zu warten, bis sie grüßte.

Ganz so überwältigend würde für einen jungen Mann, der aus dem heutigen Deutschland nach England käme, der Lebensunterschied nicht sein. Damals war es ein ganz großer Eindruck, wieviel behaglicher und reicher jeder Stand in England im Verhältnis zum entsprechenden in Deutschland lebte.

Das galt von der Aristokratie abwärts bis zum gelernten Arbeiter. Ein sehr kluger englischer Arbeiter, der eine Deutsche zur Frau hatte, war eines der tätigsten Glieder unserer werdenden deutschen Gemeinden im Norden. Bei ihm war ich oft im Hause und lernte seine Freunde kennen. „I am a christian and a socialist“ (Ich bin Christ und Sozialist!) war eines seiner häufigsten Worte. Für sein Christentum fand er aber jede englische Gemeinde zu sehr belastet mit Kult oder Dogma oder Bekehrungstreiben. Unser nüchternes deutsches Predigen und Leben sagte ihm zu. Er lebte in einem kleinen, behaglichen Häuslein in einer der bescheidenen Vorstädte. Lebensweise und Nahrung war wie bei uns etwa in einer Familie des mittleren Beamtenstandes oder kaufmännischer Angestellten. Auch Bildungsgrad und Verantwortungsgefühl für seine kirchliche Gemeinde und das öffentliche Leben waren ganz anders entwickelt. Es war diesen Leuten so selbstverständlich, immer irgendwo nach ihren Mitteln

und ihrer Zeit mitzuarbeiten und gleichberechtigt und gleich berücksichtigt mit jedem andern zu sein, wer es auch immer war.

Hier wird der stärkste Eindruck deutlich, den ich von England mit heimbrachte. Er hat mich in meinem Wirken zu Hause bis heute sehr stark mitbestimmt. Das englische Volk ist zusammengesetzt wie jedes andere und ist wirtschaftlich kapitalistisch organisiert wie die großen Kulturvölker. Es ist immer eine der führenden Mächte in der Ausbeutung der Welt gewesen. Aber dasselbe englische Volk ist durchsetzt von einer Masse klar denkender, verantwortungsbewußter und verantwortungsvoll, mutig, unabhängig und eifrig tätiger Menschen, wie kaum ein anderes Volk.

In allen Ständen finden sich die Menschen, die sich ihres Rechtes stolz bewußt sind, daß sie als britische Bürger Kritik üben dürfen und sollen, die sich aber auch unbedingt verpflichtet fühlen, daran unerschrocken zu arbeiten, daß rechtes Urteil und rechter Geist sich in ihrem Volke durchsetze und daß rechte Taten in Politik, Hilfsarbeit und innerer und äußerer Gestaltung des Gemeinschaftslebens ge-[104]schehen. Dieses unerschrockene und aktive Verantwortungsgefühl ist die innere Größe Englands.

Man kann wohl sagen, daß an Wissen, allgemeiner Bildung, Fähigkeit, Probleme zu erkennen und zu durchdenken, der Durchschnitt der deutschen gebildeten Schicht weit über der englischen steht. Umgekehrt ist in England durch diese aktive Teilnahme an den Aufgaben des Lebens eine durchschnittliche Bildung und praktische Urteilsfähigkeit durch alle Stände viel weiter verbreitet als bei uns. Deutschland hat als Bildungsideal einen hochgezüchteten Intellektualismus – England den „common sense“ (Allgemeinbildung) der Massen, der immer zugleich starkes ethisches Verantwortungs- und Kameradschaftsgefühl ist.

Dies trifft mit dem Unterschied der ererbten, ethisch-politischen Haltung zusammen. Die Deutschen sind Bauernvolk. Die ganze Ethik und das ganze Rechtsleben sind geprägt von dem Geiste des Bauern, der auf seinem Hofe sitzt als unabhängiger – etwas eifersüchtiger –, in bestimmten Grenzen durchaus hilfsbereiter Nachbar des nächsten Bauern. England ist geprägt von der Ethik einer Schiffsmannschaft, die unter ihrem Führer steht, sich aber auf Gedeih und Verderb mit ihm verbunden weiß. Aus dieser Lage erst ist die Ethik des Sports zu verstehen. Sie ist ein Ableger der von dort kommenden Geistesart. Mir wurde das klar, als ich die Erzählung von Kingsley las „Westward ho“, mit ihrem feinen Bild vom Werden des alten Englands. Was solche Schiffsmannschaftsethik als Instrument egoistischer Selbstsucht leisten kann, zeigt die Eroberung Indiens, zeigen Lord Clive und Hastings und auch wieder Cecil Rhodes. Was sie als Macht des Pionierseins im Guten bedeutet, erkennen wir aus der Geschichte der puritanischen Bewegung, aus den gewaltigen Leistungen der Quäker, im Politischen in Gestalten wie Sturge, Bright, Cobden u. a.

Mir wurde in England klar, daß es für die Zukunft des deutschen Volkes und alle seine kommenden Aufgaben das Entscheidende ist, daß wir in unserem Volk einen Kreis von Menschen schaffen, der mit solcher mutigen Offenheit und Klarheit sich tatkräftig, opfer- und hilfsbereit einsetzt für klare Verantwortung und Verwirklichung dessen, was ihm richtig erscheint. Es wurde mir klar, daß dazu auch ein Wecken solcher Selbständigkeit des Urteilens und Handelns gehört, wie England sie hat und pflegt – und ein Verbreiten einer nicht intellektuellen, sondern dem Leben praktisch und doch ethisch verantwortungsbewußt zugewandten Bildung.

Gegenüber diesem Eindruck von der ethischen Tatkraft und Größe des englischen Volkes war um so unbegreiflicher und unverständlicher die Tatsache des vollkommenen Versagens dieses Volkes gegenüber [105] seiner untersten Schicht, den Gelegenheitsarbeitern und Erwerbslosen und ungelernten Arbeitern der Slums (Elendsviertel). Da mein Arbeitsgebiet wesentlich in den Slums von Manchester lag, habe ich hier einen Eindruck bekommen, wie ihn

nur wenige Menschen haben. Ich habe sie zu jeder Tag- und Nachtzeit gesehen und durchwandert, dieses unendlich meilenweit ausgedehnte Gewirr enger Gassen, Häuslein und Häuslein, die alle halb zerfallen aussehen. Die Haustüre führt zu ebener Erde von der Straße in die steingepflasterte Küche, die zugleich Wohnraum ist, manchmal noch ein zweiter dahinter, manchmal nur ein Schlafraum, durch eine Leiter zugänglich, darüber. Holztisch, Schemel, Lagerstätte das Mobiliar, ein Kessel und zwei Pfannen das Küchengerät, natürlich eine offene Feuerstelle, Kamin. Alles schmutzig; die Menschen in zerrissenen Kleidern. Sehr oft nicht nur der Mann, sondern auch die Frau und die heranwachsenden Kinder dem Trunk ergeben. Ich habe an den „free Saturday afternoons“ (arbeitsfreie Sonnabend-Nachmittage) in diesen Straßen junge Mädchen gesehen, die sich zu vier oder fünf untergefaßt hatten, und wankend durch die Straße zogen. Betrunkene Frauen waren ein häufiger Anblick. Ich hatte damals noch keine Vorstellung vom Massenelend unserer Groß- und Industriestädte, war also um so mehr entsetzt von diesem Zustand. Ich habe erst später erkannt, daß wir in Deutschland zwar nicht diese sichtbaren Elendsviertel hatten, aber tatsächlich in anderen Formen dieselbe Not.

Wir hatten nie die krasse Scheidung zwischen der gelernten Arbeiterschaft und den anderen. Unsere Gewerkschaften haben die Ungelernten in ihrer Erziehungsarbeit und im Kampf um den Lohn mitgehoben. Wir haben eine durchgreifendere Schulerziehung und bewußte, staatliche Fürsorge, wie sie England damals noch nicht hatte. Wir haben jenen Stolz, der erst für eine anständige Kleidung und dann für Essen und Trinken sorgt. Untergehendes Menschentum haben wir auch und sollen es nicht deshalb vergessen, weil es in deutschen Verhältnissen weniger sichtbar ist, als es dort war. –

Es ist in England unendlich vieles besser geworden. Schon als ich 1921 Gelegenheit hatte, Whitechapel in London wiederzusehen, war ich froh verwundert über die Veränderung. Am Anfang des Jahrhunderts aber war es, wie ich sage.

Der deutsche Konsul in Manchester – ein Mann reger geistiger Interessen – er schenkte mir später zum Abschied eine englische Übersetzung von Dantes Werken –, sagte mir einmal: „Sie schildern die englischen Verhältnisse viel schlimmer, als irgendwie berechtigt ist.“ – Darauf nahm ich ihn einmal mit in diese Stadtteile. Es war der Abend des 5. November. Wo ein Durchblick auf einen freieren Platz [106] war, sah man die Feuer lodern, in denen Guy Fawkes als Strohpuppe verbrannt wurde, der Mann, der unter Jakob II. das Parlament in die Luft sprengen wollte. Enger und enger zog Konsul Collmann seinen Mantel um sich und sagte schließlich: „Nun lebe ich schon zwanzig Jahre in England und hatte keine Ahnung, daß es solche Straßen hier gibt.“ Dabei lagen diese Straßen zehn Minuten hinter der großen Geschäftsstraße, in der er sein mächtiges Geschäftshaus hatte. Ein paar Schritte abseits, und man war in der Welt des Elends. Aber wenige Menschen führte ihr Weg diese paar Schritte!

Ich verdammte damals England. Ich weiß jetzt, daß es vergleichbare Dinge in jedem Lande kapitalistischer Wirtschaftspolitik gibt. Ich sah allerdings auch, daß Englands individualistisches Verantwortungsgefühl nicht imstande war, dieses Elend zu überwinden, daß da die große Staatsorganisation und Staatsverantwortung einsetzen muß, die wir geweckt hatten. Aber ich sah später auch, daß diese Staatsorganisation es auch nicht leisten kann, sondern nur alles in andere Formen drängt, wenn nicht die individuelle Verantwortung sich dahinterstellt und vor allem den Geist der Selbständigkeit und Mitarbeit und Achtung vor dem Menschsein weckt, ohne die alle Organisation gerade die Kräfte lähmt, die geweckt werden müssen.

Noch von einer anderen ungünstigen Seite lernte ich England kennen. Noch verwüstete der Burenkrieg Südafrika. Wir Deutschen fühlten die Furchtbarkeit der grausigen Maßregeln, mit denen Kitchener die Buren unterwarf. In England fand man wenig Menschen, die imstande waren, das einzusehen. Es herrschte ein Taumel wüsten Patriotismus', der einen mit Ekel erfüllen und fürs ganze Leben warnen konnte. Morley, der begeistert gewählte liberale Parlamentsabgeordnete von Manchester, konnte damals dort kaum öffentlich reden, weil er

Gegner des Krieges war. Man hörte in Kirchen Reden über Englands Kulturmission, die es auch an den Euren üben müsse usw. Es waren tapfere, erstaunlich tapfere Minoritäten da. Aber der Taumel überwog, und wir Deutschen mußten sehr vorsichtig sein. Man liebte uns gar nicht, weil man wußte, wie wir standen.

Als schließlich das Friedensfest kam mit der Parole „Peace is proclaimed“ (Der Friede ist ausgerufen), war man erst recht angewidert von dem wüsten Taumel, in dem ein großes Volk den Sieg über das kleine feierte. Der Eindruck des harten, grausamen, unbedingten Patriotismus des englischen Volkes ist mir immer geblieben. Wenn man dazu noch die Geschichte der napoleonischen Kriege liest, weiß man, wozu der fähig ist. Als 1914 Englands Kriegserklärung kam, wußte ich, daß hier eine Hartnäckigkeit sondergleichen gegen uns stehen würde.

[107] Nie aber dürfen wir vergessen, daß es demgegenüber ein anderes England – das England des verantwortungsvollen Gewissens gibt. Es ist nicht Heuchelei, wenn von diesem England immer wieder andere Rufe kommen. Es ist tiefer Ernst. Sonst wäre es nicht möglich, daß dieses England seinem Volke immer wieder die Achtung und Sympathien der Welt, selbst in den unterworfenen Völkern eroberte, die das ausbeutende und gewaltgierige England verloren hat. Das gewissenhafte England hat unglaublich rasch die Euren innerlich gewonnen.

Ein merkwürdiges Volk ungeheuerster Widersprüche ist dieses England – auch darin, daß diese Hochburg der Demokratie im Grunde genommen ein durchaus aristokratisch regiertes Land ist. Bis zum Starkwerden der Labour Party, von der damals noch nicht die Rede war, wurde England von zwei gegeneinander stehenden Gruppen der Aristokratie regiert, die die Parteihäupter und Führer immer wieder stellten. Man interessierte sich für diese aristokratischen Familien in einer erstaunlich naiven Weise. Hochzeiten und Festlichkeiten in solchen Häusern wurden in der Presse ausführlich geschildert. Ja die Lebenssitten der Aristokratie sind es doch eigentlich, die England erobert haben. Auch das Bürgerhaus streckt sich nach ihnen. In Deutschland sind die Lebenssitten und Gewohnheiten des gehobenen Bürgertums, des gebildeten einfachen Mittelstandes bestimmend für das Volksleben geworden.

Der Repräsentant dieses Einflusses der Aristokratie ist der König. Ich erlebte die Krönungsfeierlichkeiten für Edward VII. mit, die ganz England begeisterten. Man fühlte, wie der König für den Engländer etwas darstellt, was ihm unentbehrlich scheint, eine geistige Macht seines Volkslebens, die er in Tradition, Sitte und Aristokratie verehrt.

Das alles geht zusammen mit dem trotzigen Unabhängigkeitssinn und Selbständigkeitsbedürfnis dieser Menschen. Sie können in allem so konservativ sein, weil auch das Traditionelle von diesem Freiheits- und Unabhängigkeitsgeist durchsetzt ist. Sie können den Aristokraten die Führung lassen, weil diese Aristokraten sich an der Macht halten durch ihren Eifer, mit dem sie den Interessen und geistigen Wertungen des Volkes dienen. Ein deutscher Professor oder hoher Beamter ist dem englischen Aristokraten an Wissen weit überlegen. Der englische Aristokrat schlägt ihn durch sein lebendiges und feines Empfinden für Werte – auch wenn er diese Werte für sich selbst durchaus nicht maßgebend sein läßt –; er kennt sie und arbeitet mit ihnen. Hier stehen wir an der Grenze dessen, was der Engländer „Cant“ nennt. Man ist von den Wertgefühlen der Volksgemeinschaft be-[108]stimmt und ehrt sie äußerlich und rechnet klug mit ihnen – auch wenn man sie innerlich nicht teilt.

Ein reicher Mann in England gibt für öffentliche Zwecke entsprechend seinem Vermögen reichlich. Gewaltiges leistet diese freiwillige Tätigkeit dort. Er weiß, daß er – trotz seines Reichtums – wenig angesehen ist, wenn er nicht entsprechend für alle möglichen Dinge freigebig ist. Das ist oft nur um des Zweckes willen. Aber welches Volkes Moral ist die höhere? Die des Volkes, das einen reichen Mann ehrt, eben weil er reich ist, so daß seine reichen Leute sich gar nicht genötigt fühlen, um ihres Ansehens willen opferbereit zu sein, oder die eines

Volkes, bei dem auch der reiche Mann erst etwas gilt, wenn er sich opferbereit zeigt? Und wo ist die Sache besser? Wo „Cant“ sich zeigt als reales Opfer, oder wo es genügt, in patriotischen Phrasen zu schwelgen? – Ist Englands Cant religiös, so ist unser Cant patriotisch. –

Von Deutschland wußte man damals so wenig in England wie wir vom wahren englischen Leben. Ich habe noch den Wahlkampf erlebt, in dem um Austen Chamberlains Gegnerschaft gegen den Freihandel und Einsatz für britischen Imperialismus gekämpft wurde. Da war eines der großen Schlagworte „Black bread and sausage“, „Schwarzbrot und Wurst“, das sei die Nahrung des deutschen Arbeiters, weil wir die Zölle haben, während das Land des Freihandels seine Massen so gut nähren könne. Uns sagte das Schlagwort, daß Deutschland für Englands Massen ein Land des Zurückbleibens war.

Englische Frömmigkeit

Das Politische stand damals noch sehr am Rande meiner Interessen. Wesentlicher war mir ganz selbstverständlich die Beobachtung englischer Frömmigkeit. Hier habe ich nicht nur die Gegenwart beobachtet, sondern auch die Geschichte studiert. In der wundervollen Rylands Library, einer Stiftung in Manchester, hatte man ja herrliche Möglichkeiten zu arbeiten. Ich benutzte sie reichlich. So entstand mir allmählich das Bild des Nebeneinanders aller dieser religiösen Richtungen und Bewegungen zusammen mit dem zeitlichen Bild ihres Entstehens. Damit wurde mir ihre innere Notwendigkeit und ihre Bedeutung für das geistige Sein und Werden Englands klar. Ich hörte die eigenartigen Lieder dieser Frömmigkeit und studierte ihr Herkommen vom alten Puritanismus oder vom hochkirchlichen Andachtsgeist eines Bischofs Ken oder von Wesley oder der katholisierten Oxford-Bewegung Newmans.

[109] Der erste große Eindruck, den ich von englischer Frömmigkeit erhielt, war eine Tagung der „Christian Endeavour“ (Christliche Arbeit) – einer damals sich bildenden Zusammenfassung aller in öffentlicher Arbeit stehender christlicher Organisationen, wie vor allem der gewaltigen Organisationen der „Young Men’s and Young Women’s Christian Association“ – YMCA – YWCA – genannt, die ja damals schon weltumspannend waren. In der großen öffentlichen Versammlung des ersten Abends war „Free Trade Hall“, der gewaltige Saal Manchesters, zum Andenken an Cobden und Bright erbaut, überfüllt. Da hörte ich zum ersten Mal das Lied „Onward christian soldiers ...“ (Vorwärts, christliche Soldaten). Es gehört nicht zu den eigentlich wertvollen, wurde damals aber viel gesungen, und seine Melodie klingt, als wenn ein entschlossenes Heer heranmarschiere, die Welt zu erobern. Stärker noch wurde dieser Eindruck, als ich später das innerlich große Lied Charles Wesleys hörte: „Soldiers of Christ arise – and put your armour onn ...“ (Soldaten Christi erwacht und nehmt eure Waffen auf ...) Dann hörte ich in diesen Versammlungen und Tagungen Vorträge und Aussprachen über die Arbeit. Ich hatte den überwältigenden Eindruck einer ungeheuren Energie, einer unbedingten Begeisterung – aber war es Begeisterung für die kirchlichen Organisationen, denen man angehörte? – oder war es religiöse Ergriffenheit? Immer wieder stand man vor beidem. Immer wieder mußte man sich wundern, wie wenig Feingefühl man für die angewendeten Mittel der Agitation und Suggestion hatte, und immer wieder stand man dazwischen vor einem Ausdruck der Frömmigkeit, in der man fühlte, daß hier Gott nicht ein Gedanke, sondern eine rufende, zwingende Wirklichkeit war.

Das ist vielleicht das Wichtigste, was mir das Erleben englischer Frömmigkeit gab, diese Kritik an unserer deutschen Theologie und Kirchlichkeit. Es wurde mir deutlich, wie sehr hier alles durchdachtes Arbeiten war, und wie sehr deutsche Verkündigung die Verkündigung erlernter oder zur Überzeugung erhobener Theologie war. Hier in England erlebte ich – neben vielem sehr Äußerlichem – immer wieder dies, daß da Gott so ganz selbstverständlich als eine Wirklichkeit verkündet und innerlich geschaut wurde, mit deren bestimmender, wollender Macht dieser redende oder handelnde Mann in diesem Augenblick rechnete und von sei-

nen Hörern und Mitarbeitern forderte, daß sie damit rechneten. Das wundervolle Erbe prophetischer Frömmigkeit, das in Englands Freikirchen weitergegeben wird, trat mir entgegen. Hier ist der Punkt, wo ich mich, nach meiner ganzen bisherigen Entwicklung, dieser Frömmigkeit nahe fühlen mußte.

Aber dann wieder der „Betrieb". – Fuhr ich nicht täglich in Oxford [110] Street an der „Chapel", der großen methodistischen Kirche vorbei, wo an der Stirnseite die Themen der Predigt des nächsten Sonntags mit stockwerkhohen Buchstaben angeschrieben waren? Aber derselbe methodistische Prediger lud seine Gemeinde eines Tages zum Gottesdienst auf den Bauplatz eines riesenhaften Bierpalastes, der in der Nähe gebaut wurde, und hielt dort seinen Sonntagsgottesdienst als Protest gegen diesen Bau ab. Klare, entschlossene Tapferkeit: so waren seine Predigten, eine Mischung von Sensation und klarer, menschlicher Tapferkeit, die man wieder bewunderte.

Welch politisches Treiben herrschte im prachtvollen Riesengebäude der YMCA, Tanz im großen Saal, Konzerte, Sport, alles war da. Hier erlebte ich viel mit, da wir einmal in der Woche in einem der vielen kleinen Zimmer unsere Bibelstunde für deutsche Kellner hatten, von der ich noch reden werde. Ist es recht, dies ganz richtige Entgegenkommen gegen die Bedürfnisse der Jugend und ihrer Fröhlichkeit zugleich als Mittel christlicher Propaganda zu nehmen – oder wäre es nicht richtiger, der Jugend das alles zu lassen und zu geben, religiöse Beeinflussung aber nicht damit zu verquicken? Aber man erlebte auch wieder, wie ernst und sorgfältig die irgendwie mit Funktionen beauftragten jungen Männer auch das Geistige nahmen, und mußte es anerkennen.

Am Neujahrsabend besuchte ich eine Versammlung in der großen Missionshalle, die die Methodisten mitten in den Slums hatten. Gesänge, Musik, Unterhaltung! – Ein Vortrag, „The sin", über die Sünde, bei dem die ganze Riesenversammlung fast von den Stühlen fiel vor Lachen. Wenn sie so ganz hemmungslos im Lachen waren, dann kamen die scharfen Hiebe, die ihr Gewissen treffen sollten. Wurde dann die Versammlung ernst, so kamen nach einiger Zeit wieder der Witz und das Lachen.

Ich erlebte das Bekehrungstreiben anderer religiöser Gemeinschaften, das Wirken der Heilsarmee („Salvation-Army" wäre eigentlich richtiger mit „Rettungsarmee" zu übersetzen). Ihr ist jedes Mittel recht, mit dem sie auf den ganz primitiven Menschen Eindruck macht. Sie hat mit diesen ihren Mitteln Erfolge, um die alle anderen sie beneiden können, die sich auch danach sehnen, die Volksmassen religiös in Bewegung zu bringen. Sie leistet dazu Erstaunliches in ihren sozialen Einrichtungen, Siedlungen, Erziehungsanstalten usw. Ich habe Straßenversammlungen mitgemacht, in denen „Bekehrte" auftraten, Frauen mit gellender Stimme begannen: „I was a poor miserable sinner ... (Ich war ein armer, elender Sünder) und mit dieser gehenden Stimme ihre Geschichte bis zur Bekehrung in die Straße hineinschrien. War mit diesen Geschichten und mit Liedern ein [111] Haufe von Menschen gesammelt, so intonierte die Musikkapelle einen Marsch, alles setzte sich in Bewegung und zog in das nächste Versammlungshaus zur Bekehrungsversammlung. Einmal im Jahre hat die Heilsarmee ihre „Self denial week" (Woche der Selbstverleugnung), jedes ihrer Mitglieder steht mit einer Sammelbüchse die ganze Woche irgendwo und sammelt für ihre Arbeit. Von allen Reklameflächen der Stadt grüßte ein mächtiger, kitschiger Christuskopf, unter dem stand: „Think of him, who died for you" (Denk an ihn, der für dich starb!) Gegen Ende meiner Zeit machte ich eine Versammlung des alten General Booth selbst mit. Er war schon achtzig Jahre. Der größte Saal Manchesters, der sechstausend Menschen fassen sollte, war überfüllt. Schon ehe er erschien, war alles in schwer nervöser Erregung. Hinter mir saßen zwei Damen, von denen die eine sofort beim Niedersitzen ihr Taschentuch zog und nun nicht aufhörte zu heulen, die andere schwenkte ihr Taschentuch und rief „Hallelujah", ebenso ununterbrochen. So sah es ringsum aus. Dann spielten Musikkorps, dann erschien unter unbeschreiblichem Jubel und Hallelujahrufen der

General mit seinem Stab auf der Bühne, zwei Neger sangen ein Bekehrungslied, dann begann er zu sprechen. Man hörte erst ruhig zu. Nach und nach begannen Schluchzen und frohe oder klagende Ausrufe, Gebetsrufe. Plötzlich gab es Feuerlärm, sofort waren die Ausgänge verstopft, mehrere hundert Menschen fielen in Ohnmacht. Ich sah mich um und dachte: „Ist das Feuer, so sind wir alle verloren". Es war kein Feuer, nur ein Schaden an der elektrischen Beleuchtung. Als wieder Ruhe eingetreten war, fuhr der General fort: „Wenn Ihr Euch so anstellt vor ein wenig Feuerlärm, was werdet Ihr tun, wenn die letzte Posaune ertönt?" – Nach Schluß der Rede begann das Bekehrungswerk; einige stürmten sofort auf die Tribüne zum Bekennen, zur Bußbank, andere wurden von den Offizieren hinaufgeführt, die jeden im Saale anredeten: „Are you converted" (Bist du bekehrt?) und versuchten, jeden zum Besuch der Bußbank zu bewegen. Jeder, der neu hinaufstieg, wurde von unbeschreiblichem Jubel des ganzen Saales begrüßt. Man fühlte, wie die Nerven der Menschen bearbeitet wurden.

Hundertfünfzig Menschen wurden an diesem Abend „bekehrt". Ich mußte mir sagen: Nun zieht General Booth fünfzig Jahre durch England und Amerika, bekehrt jeden Abend hundert, hundertfünfzig, zweihundert, auch fünfzig, sechzig Leute. Wo aber sind sie? Müßte nicht ganz England nun bekehrt sein? Man sieht, wie vieles eben nur Nervenerregung ist und war. – Aber eben doch auch vieles echt und dauernd. Ja – wenn man es sich mit der Lebenserfahrung, die man damals noch nicht hatte, überlegt, muß man sagen: Viele dieser ganz primitiven, ganz von der Gesellschaft zertretenen und verachteten [112] Menschen mögen hier in dieser Nervenerregung einmal die Berührung erlebt haben mit dem Unbedingten, das über sie hereinbrach, das sie auch mit ihrer dumpfen Seele begreifen konnten. Sie fühlten, daß Wekkendes, Heiliges, Rufendes über sich hinaus auch für sie da war, und nachdem sie das gefühlt hatten, kamen sie weiter aus der Dumpfheit zu verantwortungsbewußtem Leben. Aber trotz dieser Erkenntnis wäre es mir heute ebenso unmöglich, so zu arbeiten, wie damals. Es wäre für mich Entwürdigung des Göttlichen.

Deutlich allerdings wurde mir im Laufe der Zeit mehr und mehr, daß die Heilsarmee nur die extremste, primitivste Form religiöser Erlebnismethoden ist, die in England von der puritanischen Bewegung her heimisch sind, vielleicht älter als diese, auf altheidnische Überlieferungen zurückgehend. Schließlich sind die Engländer – noch mehr die Schotten – das jüngste Volk der europäischen Welt. Sie wurden Volk mit einheitlicher Sprache erst im 14. und 15. Jahrhundert. Die Schotten waren eine Zahl zersplitterter, primitiver Stämme noch im 18. Jahrhundert. Walter Scott schildert das sehr richtig.

So hat England ganz stark in seinen religiösen Bewegungen die Zustände der Ekstase, des Außersichgeratens in Höllenangst und Erlösungsseligkeit, des Ergriffenwerdens vom Geiste, wie wir das in Deutschland nicht kennen. Auch das hilft mit, seiner Frömmigkeit diesen Zug der heute gegenwärtigen Wirklichkeit Gottes zu geben, der sie so stark macht.

Ich habe die Wirklichkeit dieser Erregung nicht bei Booth empfunden. Da war ich nur Zuschauer, aber sie ergriff mich in einer Versammlung der damals durch England und Amerika gehenden „Holiness-(Heiligungs-)Bewegung", in der ein Londoner Prediger, B. Meyer, führend war. Ihn hörte ich in großer Versammlung. Die Erregung stieg, und schließlich fühlte man die Erregung der Masse in der Luft schwingend. Es kam in Stößen an mich heran, wie sie kommen, wenn in einer Kirche die großen Orgelpfeifen dröhnen.

Bei aller Kritik, bei allem Bemerken des Cants, der mitspielte, konnte man doch nicht leugnen, daß eine sehr große Zahl von Menschen diese religiösen Werte als wirkliche Kräfte und entscheidende Lebenswerte in sich wirken ließen.

Einmal hatte ich einen Besuch in einem entfernteren Stadtteil zu machen. An einem Metzgerladen sah ich den deutschen Namen „Michelsbacher" stehen. Wie ich das beim Entdecken eines deutschen Namens immer tat, ging ich in den Laden und fragte den Herrn Metzgermei-

ster „Are you Germans?“ – Nein! Er war kein Deutscher, sprach nur englisch, aber sein Vater stammte aus Württemberg. Kaum hatte er mir das mitgeteilt, als er mich eifrig fragte: [113] „Do you know, that you are saved?“ (Wissen Sie, ob Sie errettet sind?) Ich hatte gar keine Zeit zu antworten, so eifrig setzte er mir auseinander, daß dies der Mensch nie wissen könne. Es heißt: „Schaffet, daß ihr selig werdet mit Furcht und Zittern!“ Nie darf dies Zittern um die Seligkeit aufhören. Ich suchte ihm deutlich zu machen, daß das doch wohl etwas anders gemeint sei; ein Wort gab das andere. Er redete eifrig auf mich ein, bediente währenddessen seine Kunden, schnitt Schinken und verpackte Wurst und eilte im Laden umher, und immer ging das Gespräch weiter. Zwei Stunden lang dauerte es, bis wir uns trennten, ich mit dem ergriffenen Eindruck, wie stark das Religiöse in diesem Lande Volkssache sei und wie tief Menschen von seinen Problemen gepackt sind. Er gehörte zu den „Plymouth Brethren“, den Darbysten.

Ich besuchte öfter die Gottesdienste der ersten presbyterianischen Gemeinde der Stadt. Von ihrem Prediger sagte man, daß er 30 000 M. Gehalt habe. Hier war eine vornehme Atmosphäre gediegener Zurückhaltung. Aber es war doch auch lebendiger Geist starker, verantwortungsbewußter Teilnahme an allen Fragen des Lebens. Wieder anders war es bei den Baptisten. Hier trat eine Kirche besonders hervor um der tapfern Friedenshaltung ihres Predigers willen, der in schroffster Weise den Burenkrieg bekämpfte. Derb, aber doch mehr in der ethischen Art deutscher Predigt, vertrat er seinen klaren, urchristlichen Standpunkt.

Das aber gehört durchweg zum Großen, was man in diesen englischen religiösen Kreisen erlebte – ganz besonders in diesen der freikirchlichen Bewegung –: die unbedingte Unabhängigkeit der Kirchen und ihrer Prediger. Wie klar und schroff nahmen sie Stellung zu den Fragen des öffentlichen, des sozialen, des politischen Lebens. Gewiß, man sagte, daß der Pfarrer sehr Rücksicht nehmen müsse auf die Zusammensetzung seiner Gemeinde. Verliert er viele reiche Leute aus seiner Gemeinde, so verliert er einen Teil seines Gehaltes. Aber man hatte auch wieder den Eindruck, daß ein Pfarrer schon sehr weit gehen müsse, bis solche Folgen sich zeigen. Im allgemeinen liebt der Engländer die Unabhängigkeit seines Pfarrers.

Wie sehr das der Fall ist, zeigt ja das Beispiel von „Toynbee Hall“, der großen Londoner Volkshochschule, die sich leidenschaftlich für den Dockarbeiterstreik einsetzte, den Dockarbeitern geistige Hilfe durch seine Mitarbeiter zu ihrer Organisation gewährte und der doch die Summen nicht entzogen wurden, die reiche Engländer dafür gezeichnet hatten. – Sicher gibt es auch in England eine Stimmungsgrenze. Aber dank dem System der Freikirche hat auch jede Bevölkerungsgruppe die Gemeinde und Bewegung, die ihrer Interessen- und [114] Gefühlswelt nahesteht. Für die Arbeiterschaft ist das der Methodismus, jene leidenschaftliche Bekehrungsbewegung, deren Extrem die Heilsarmee, deren Bedeutung aber ist, daß sie jedem Menschen das Bewußtsein der Erwählung wieder zu wecken vermag. Sie bietet die religiöse Erregung in so einfachen Formen, daß sie dem gänzlich unkomplizierten Gefühlsleben und Denkvermögen zugänglich ist. Sie hebt aber den Ergriffenen – ohne ihm Kompliziertes zuzumuten – auf eine beträchtliche Höhe selbständiger Verantwortung und selbständigen Wertbewußtseins und damit selbständiger Leistungsfähigkeit.

Viel fremder als diese – irgendwie in prophetisch-religiöser Bewegung stehenden Gruppen – blieb mir das Wesen der „Church of England“. Hier lernte ich durch meine Tätigkeit in der Seemannsmission einen jungen Geistlichen kennen, der von dort aus diese Arbeit tat. In ihm erlebte ich jene selbstverständliche Einheit von englischem Patriotismus und Religion, die mich an einem Engländer ärgerte, da ich noch nicht erkannt hatte, wie sehr sie in Deutschland das Allesbeherrschende war. Aber dies Erleben machte mich wohl kritisch gegen das Gleiche bei uns.

Dann besuchte ich einen in seiner Kirche, der als ein Führer der hochkirchlichen Bewegung bekannt war. Er zeigte mir unter anderem eine mit silbernem Griff gefaßte Muschel aus Palä-

stina, mit der er das Taufwasser auf das Haupt des Täuflings schöpfe. Aber auch die ernsthafteren Bestrebungen der Ritualisten bis zur sakramentalen Erneuerung der Eucharistie waren mir gänzlich fremd. Wenn man aber den Gebetsandachten der Church of England beiwohnte, die Zahl andächtig betender Männer und Frauen, Alter und Junger in diesen Morgen- und Abendandachten der Cathedral und anderer Kirchen sah, konnte man nicht zweifeln, daß da ernste Andachtsfrömmigkeit war. Besonders eindrucksvoll war mir eine Konfirmation in der Cathedral. (Manchester hat einen Bischof, also auch eine Cathedral, eine große Bischofskirche). Junge Leute, alte Männer saßen hier andächtig und wurden konfirmiert, wie sie gekommen waren und nun wünschten, als bewußte Glieder ihrer Kirche mitzuarbeiten und dazuzugehören.

Die starke soziale Haltung in dieser Kirche trat damals noch nicht hervor. Die Bewegung, die ich mit Begeisterung in den Büchern studierte, schien wie erloschen; Robertson, ihr letzter großer Vertreter, war gerade gestorben. Seine Predigten stehen auf meinem Bücherbrett, eine große Reihe von Bänden, ein Geschenk eines Freundes aus jener Zeit. Ihn, dann aber die Großen, Maurice und Kingsley, las ich mit Begeisterung. – Im England (von 1902/03) und seiner [115] Kirche spürte man damals wenig von ihrem Geiste. Auch Carlyle, den ich begeistert las, war damals wenig einflußreich.

Einen Vertreter der „Low Church“ lernte ich im Vicar von St. Catherine kennen, der Kirche der Slums, in deren Gemeindesaal wir anfangs unsere Gottesdienste und Gemeindeabende hielten, bis wir uns einen eigenen kleinen Raum geschafft hatten. Die Vertreter der „Low Church“ oder die „Evangelicals“ sind etwa mit unsern Leuten der Innern Mission zu vergleichen, streng biblisch, vom Methodismus stark beeinflußt, also von Bekehrungseifer erfüllt. In England haben sie dazu einen Einschlag jener Art, wie der Katholizismus die Menschen menschlich nimmt. So hatte dieser Vicar, ein ernster, strenger Herrschertyp, eine ganz große Gemeindearbeit aufgebaut, die man in ihrer Mischung von ernstem Bekehrungseifer und Fähigkeit, durch nette Unterhaltung Menschen anzuziehen, bewundern mußte. Neu war damals in England die Bewegung der „pleasant Sunday afternoons“, die Veranstaltung angenehmer, fröhlicher Unterhaltungsnachmittage auf den einfachen Mann berechnet, in der Kirche. Dieser Vicar hatte sie und hatte großen Erfolg mit ihnen. (Vicar ist in England der leitende Pfarrer einer Kirche. Unser Vikar heißt Curate).

Aber diesem Vicar, mit dem ich amtlich mancherlei zu tun hatte, kam ich innerlich nicht nahe. Er hielt sich für verpflichtet, unsere Arbeit zu unterstützen. Aber man hatte immer das Gefühl ihm gegenüber, daß ihm diese Deutschen etwas unbedingt Fremdes waren, dem er nie völlig vertraute.

Doch behielt ich den Eindruck, daß in der englischen Frömmigkeit ein wirkliches Rechnen mit der Wahrheit Gottes ist, wo deutsche Frömmigkeit alles zu einer Gedankenwahrheit werden läßt, daß infolgedessen diese Frömmigkeit – bei aller unbewußten Abhängigkeit von gesellschaftlichen und nationalen Vorurteilen und Interessen, doch eine viel größere Eigenkraft und stärkeres Verantwortungsgefühl hat als die deutsche. Es blieb der Eindruck des ganzen englischen Lebens, daß es ganz stark von verantwortungsbewußten, wahrhaft frommen Menschen durchsetzt ist. Es besteht nicht aus solchen. Es herrscht in England Profitgier der Großen und Kleinen, Selbstsucht und Egoismus bestimmten die Politik. Die Zahl aber der wahrhaft Verantwortungsbewußten ist größer als bei uns. Wenn nun auf der einen Seite diese Verantwortungsbewußten hervortreten und ihre Stimme erheben und dann doch die andern siegen und das Handeln bestimmen, so wird das oft als die unerträgliche englische Heuchelei ausgelegt, was ebenso schweres Schicksal ist wie in andern Völkern. Aber es wäre das englische Empire nicht denkbar gewesen, wenn nicht diese große Zahl der Verantwortungsbewußten ihm immer [116] wieder ein moralisches Ansehen erobert hätte, das die anderen immer wieder aufs Spiel setzten.

In diesen Zusammenhang gehört ein Wort über die Bedeutung der vielen religiösen Gemeinschaften in England. Beinahe jeder Engländer gehört zu irgendeiner religiösen oder weltanschaulichen Gemeinschaft, deren Interesse und Ausbreitung er leidenschaftlich vertritt. Er arbeitet selbst mit. Ein Lloyd George saß als Minister im Kirchenvorstand seiner Baptistengemeinde neben dem Schuhmacher und Arbeiter. Das bedeutet, daß diese Gemeinden eine Verbindung der Menschen, der Stände und der Führer mit den Massen herstellen, die es so vielleicht nur noch in den Vereinigten Staaten gibt. Oberbürgermeister der Städte, Minister, andere hohe Beamte sind nicht nur auf die Zeitung angewiesen, um zu erfahren, was das Volk denkt. Sie haben aber auch nicht nur die Zeitung als Mittel, auf es zu wirken. Sie haben aber jenes Mittel der religiösen Gemeinde, durch das sie wirken wollen, zu beachten. Sie können nichts tun oder wollen, was einfach deutlich dem entgegengesetzt ist, was einer kirchlichen Gemeinde wesentlich ist. Umgekehrt wird die Masse der Bevölkerung nicht so einseitig von der Presse beeinflußt wie anderswo. Die religiöse Gemeinde und ihre Führer sind etwas sehr Wesentliches. Das gilt auch für die Arbeiterpartei, für die wesentlich der Methodismus in Betracht kommt. Beinahe alle großen Führer dieser Partei waren – sind es zum Teil noch – Laienprediger oder Laienmitarbeiter – manchmal auch geistliche Mitarbeiter – einer religiösen Gemeinschaft. Für sie kommen vor allem die „Primitive Methodists“ in Betracht. Es gab ein englisches Sprichwort in Arbeiterkreisen: „Wer MP (member of Parliament) werden will, muß erst PM (Primitive Methodist) sein.“

Merkwürdig ist, daß ich um diese Zeit kaum in Verbindung mit dem Quäkertum kam. Literarisch beschäftigte ich mich sehr mit George Fox. Er blieb mir aber ein Beispiel des englischen Enthusiasmus. Seine tiefere Größe wurde mir nicht deutlich. Das hängt damit zusammen, daß mir die Unfähigkeit der Kirche zu gesellschaftsgestaltender Arbeit nicht deutlich war, daß also die Frage, ob es ein Wort Gottes für die Gegenwart gibt oder nicht, mir noch nicht lebensentscheidend geworden war. Es war mir noch ganz selbstverständlich, daß nur das in kirchliche Tradition gefaßte Evangelium die volkserzieherische Wirkung üben könne, um die es mir ging. Es mußte mir erst das ganze Versagen der Kirche und Tradition jedem Problem der Gegenwart gegenüber deutlich werden, bis ich reif wurde, der Quäker Botschaft zu hören. [117]

Die Arbeit in der deutschen Gemeinde zu Manchester

Die deutsche Gemeinde zu Manchester war gegründet und getragen von den großen Kaufherrn und Fabrikbesitzern deutscher Herkunft. Wirklich kirchliches Interesse hatten um diese Zeit nur noch einige von ihnen. Doch war es allen deutlich, daß man im kirchlichen England eine leistungsfähige deutsche Kirche und Gemeinde erhalten müsse. Das gehörte hier zum guten Ton. Das wirkliche Leben der Gemeinde wurde vom Mittelstand getragen. Er bestand aus Angestellten der Kaufhäuser und Fabriken, Kaufleuten und Ingenieuren mit oft sehr gebildeten Frauen. Neben ihnen standen einige Metzger und Bäcker und dann die Schar der deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen, die in Manchester und Umgegend arbeiteten. In anderen englischen Städten war die Führung der Gemeinde schon völlig auf diese Gruppen übergegangen. In Manchester hielten die großen Kaufleute und Industriellen noch eifersüchtig die Leitung der Gemeinde in Händen.

Veit hatte jedoch verstanden, alles, was wahrhaft gebildet war, in den deutschen Kreisen Manchesters zur Arbeit in der Gemeinde zu sammeln. So war ein ganz starkes, geistig lebendiges Gemeindeleben geworden, dem die offiziellen Autoritäten ohne Begeisterung gegenüberstanden, das sie aber gern duldeten, da es ihrer Kirche Ansehen gab.

Neben einigen anderen Persönlichkeiten ragte hier eine schon ältere Dame hervor, Fräulein Pape, eine Frau von großer Bildung, Energie und Lebendigkeit. Sie war als junge Erzieherin nach England gekommen, hatte dann eine Stellenvermittlung für Lehrerinnen und Erzieherin-

nen begonnen, die sie mit einer sehr mütterlichen Fürsorge für alle jungen Menschen im weiten Umkreise Manchesters verband. So war ihr Haus ein Heim und Sammelpunkt für junge Deutsche. Hier brachte man seine freien Sonntage zu und hatte gemütliche Abende im Kreise von deutschen Freunden. Mit ihrem ganzen Kreis war Fräulein Pape eines der belebenden Elemente des Gemeindelebens und zugleich einer der hilfreichen Geister, der überall Rat wußte, wo man solchen suchte. Sie hatte tausend Verbindungen und Beziehungen, kannte England und war sehr klug, gewandt und voll geistigen Lebens. Man kann wohl sagen, daß ungezählte Menschen ihr in den verschiedensten größeren und kleineren Nöten Rettung danken. Als der Krieg ausbrach, war sie etwa 70 Jahre. Nun hatte sie mehr für Deutsche, und besonders deutsche junge Mädchen und Frauen, zu sorgen als je. Sie wurde eines Tages von der Polizei vorgeladen. Man forderte, daß sie sich verpflichte, nicht mehr für [118] Deutsche zu sorgen und jede Verbindung mit solchen abzubrechen. Das weigerte sie. So wurde sie – ohne jedes Gepäck – nach Holland befördert und dort ans Land gesetzt, nachdem sie 50 Jahre in England gelebt hatte. Ihr Haus und Vermögen wurden konfisziert. Sie lebte dann in kümmerlichen Verhältnissen, aber mit ihrem alten stolzen und frohen Geist vom Stundengeben in Deutschland.

Auch mir half diese Frau sehr, den Weg zum Verstehen englischen Lebens zu finden. Sie war mir aber auch eine große Hilfe in meiner Gemeindearbeit. Zu den beiden Gruppen der alten Gemeinde hatte Veit eine dritte entdeckt, die Arbeiter der Arbeiterviertel, und über sie hinaus eine Gruppe von Deutschen, die, durch irgendwelche Schicksale nach England verschlagen, verkommen und verarmt in den schlimmsten Teilen der Slums lebten. Manchester hatte neben seinen großen Webereien und Spinnereien chemische Fabriken, die gerne deutsche Arbeiter annahmen. Diesen ging es meistens gut. Schlimm aber stand es um jene andere Gruppe, zum größeren Teil Musikanten, die als solche mit einer Truppe nach England gekommen waren, dort hängen blieben und alt und arm wurden.

Zu beiden kamen noch Schweinemetzger und Bäcker aller Stadtviertel, auch der Slums. Diese waren nämlich beinahe in allen größeren Städten Englands Württemberger, ein solider, für religiöses Leben offener Bestandteil, allerdings bürgerlich und selbstbewußt und auf persönliches, finanzielles Vorwärtskommen restlos eingestellt. In Liverpool und in einigen Londoner Gemeinden waren diese Württemberger schon die ganze Gemeinde geworden. In Manchester waren es nicht so viele. Aber nun wurden sie systematisch aufgesucht. Ich wohnte im Norden der Stadt, in der Nähe der Slums; die Kirche lag nach dem Süden zu, ganz im Süden wohnte Veit. Zu Fuß waren es wohl zwei Stunden Entfernung. Doch fuhr ich ja Rad, und bei ganz schlechtem Wetter ging es mit der Elektrischen.

Meine erste und wesentlichste Aufgabe war, der kleinen Gemeinde zu dienen, die Veit schon aus diesen Kreisen gesammelt hatte, alle Deutschen dieser nördlichen Stadtteile aufzusuchen und zur Gemeinde zu verbinden, ihnen Gottesdienste, ihren Kindern deutschen Unterricht und Religionsunterricht zu geben und so eine zweite deutsche Gemeinde zu schaffen. Einige der Großkaufleute hatten Mittel gegeben für das Gehalt eines Vikars (Curate) der deutschen Gemeinde. Sie mußte ich aufsuchen und auf dem laufenden über meine Arbeit halten.

Angegliedert wurde eine schon bestehende Arbeit mit deutschen Kellnern. Ich sage hier „mit“ deutschen Kellnern. Diese waren nämlich von einer so eigenartigen Kraft und Selbständigkeit des religiösen [119] Lebens, daß man nur von einer Zusammenarbeit reden kann. Die wöchentlichen Bibelstunden, richtige Arbeitsabende, wurden im großen Gebäude der Young Men’s Christian Association abgehalten, in deren Riesenarbeit ich dadurch einen Einblick bekam.

Außerdem hatte ich die Seemannsmission für Manchester zu übernehmen. Geographiekundige Leute sind jedesmal überrascht, wenn man von Seemannsmission in Manchester redet. Aber diese Inlandstadt ist dem Meer durch einen „Shipcanal“ verbunden, durch den mittlere Seeschiffe bis zum Hafen von Manchester fahren können. So hatte ich immer festzustellen,

ob deutsche Schiffe oder Schiffe mit Deutschen da seien und diese zu unsern Gemeindeveranstaltungen heranzuziehen oder auch eigene Veranstaltungen für sie zu machen. Da kletterte ich nun auf ein neu eingelaufenes Schiff, fragte oben: „Have you Germans on board?“ (Haben Sie Deutsche an Bord?) Wie oft erhielt ich die Antwort: „O no – but wait. I think the donkeyman is a German.“ (O nein! Aber warten Sie, ich glaube der Heizer ist ein Deutscher.) Das bedeutete, daß ich hinunterklettern mußte in die Kesselräume des Schiffes zu den Heizern, und da unten in der Glut wurde dann manches frohe Gespräch geführt mit den Leuten, die sich freuten, einen Deutschen zu finden und von einer deutschen Gemeinde eingeladen zu werden. Zugleich lernte ich das Getriebe des Hafens, das Sein der Seeleute kennen, trat in Verbindung mit der englischen Seemannsmission und der deutschen in Liverpool, die natürlich in viel größerem Maßstab arbeitete. Schwierig war es. Wie froh waren wir, als wir am Abend des 24. Dezember eine wohlgelungene Weihnachtsfeier in Fräulein Papes Büroräumen mit Musik, Weihnachtsbaum und allen möglichen Geschenken fertiggestellt hatten, für die Menschen eines Schiffes, das erst am Nachmittag des 24. Dezember eingelaufen war.

Viel Dankbarkeit fand man bei den Seeleuten für alle Freude und Hilfe. Für das Religiöse und Ernste war wenig Offenheit. Aber wir glaubten, daß man auch etwas tue, wenn man einem armen, einsamen, ins rohe Seemannsleben geschleuderten Mann edle Freude und ein wenig Rat und Halt biete.

Bei den Kellnern stand es anders. Das waren ernste, „bekehrte“ Leute, das Herz voll Gebet für viele ihrer Gäste, deren Frivolität sie beim Bedienen sahen. Eingehende schwere Arbeit war die Bibelauslegung für sie und mit ihnen. Einige von ihnen waren gute Helfer für das Gemeindeleben und sorgten für andere, die in Not waren. Sie waren meistens junge Leute, die nicht nur in England, sondern in Ägypten, Frankreich und anderswo ihre Lehrzeit durchmachten und nach Jahren sich eine gute Stellung als Oberkellner in der Schweiz [120] oder einem deutschen Kurort suchen wollten. Einige, die in England gute Stellungen und Frauen gefunden hatten, wollten dauernd bleiben und bildeten den Grundstock dieser Arbeit. Durchweg war bald eine sehr herzliche Freundschaft zwischen uns entstanden, die selbst nicht gebrochen wurde, als ein deutscher Ingenieur aus Deutschland kam und versuchte, diese bekehrten Leute aufzustacheln, daß sie mich, den kritischen Theologen, aufs Korn nähmen. Aber hier hatte sich schon der englische Sinn durchgesetzt, der auf die praktische Haltung sieht und das Theoretische als etwas Nebensächliches hinnimmt.

Das Schwerste aber war die Arbeit in den Slums. Da waren einige ganz verkommene deutsche Arbeiterfamilien, einige schwer kämpfend am Rande des Verkommens, und eine ganze Schar älterer oder ganz alte Musikanten mit ihren Frauen im vollen Elend.

Wir können uns aus unsern deutschen Verhältnissen englische Slums kaum vorstellen. Die Bauweise der großen Mietskasernen verbirgt ja das Elend hinter den mächtigen Fassaden. Sie erzwingt auch, daß immer Elend in Keller und Dachwohnung sitzt wie erträgliches Dasein in den andern Stockwerken des Hauses. Dazu kommt der Stolz deutscher Familien und Frauen, die lieber hungern als zerrissen und zerfetzt auf die Straße gehen.

Die englische Bauweise kleiner Einzelhäuser ist der unsern weit vorzuziehen. Aber sie hat als Gegenstück die grausige Zusammenhäufung von Elendswohnungen in ganzen Vierteln, ein zerfallendes Häuslein am andern, durch die man stundenlang wandern und sich verirren kann. Von der Straße geht man direkt in das steingepflasterte Wohnzimmer, wo über den Steinen in der Mitte ein zerrissener schmutziger Teppich liegt. Bei den größern Häusern ist dahinter ein zweiter Raum mit Fenstern nach dem winzigen Höflein. Eine enge Stiege führt nach oben, wo ein oder zwei Zimmer sind. Unten ist ein dunkler Kamin, in dem ein Kessel hängt; eine oder zwei Pfannen bilden das ganze Küchengerät. Im Schlafzimmer steht ein breites Doppelbett für die ganze Familie. Aller Abfall wird auf die Straße geworfen, die also entsprechend aussieht. Zerrissen läuft man hinaus. Vor wem sollte man sich schämen? Betrunkene Männer

und Frauen sind täglicher Anblick. So hat diese Zusammenhäufung des Elends eine schauerlich demoralisierende Wirkung. Es ist in England vieles besser geworden. Wie es sein sollte, ist es noch lange nicht.

Die Volkserziehung in England war damals noch sehr rückständig. Nicht lange vorher war die Schulpflicht für alle eingeführt worden. Auffallend war es, daß man immer und immer wieder betrunkene [121] Frauen sah. Die englische Frau war in häuslichen Arbeiten sehr wenig geschult. Die riesenhaft ausgebaute Wohltätigkeit der Kirchen und anderen Anstalten kann da nicht wirklich helfen, wo die Voraussetzung jeglicher Selbstdisziplin fehlt. Auch die Bekehrungsarbeit der „Heilsarmee“ und beinahe aller religiösen Gemeinden in den Elendsvierteln änderte am eigentlichen Zustand der Massen nichts. – Wirtschaftlich waren diese Viertel bewohnt von den Gelegenheitsarbeitern, gänzlich Arbeitslosen, Musikanten, aber auch der untersten Schicht der ungelernten Arbeiter. Deren Zustand beleuchtete den Unterschied zwischen der englischen und deutschen Arbeiterbewegung. Die englische Arbeiterbewegung war gut bürgerlich, ist es zum Teil noch. Der Arbeiter schloß sich zusammen mit seinesgleichen zur Besserung seiner – seines Berufes – Lebenslage. So eroberten sich die gelernten Arbeiter durch ihre Organisationen eine sehr viel bessere Entlohnung, als der gelernte deutsche Arbeiter hat. Immer wieder mußte man sich wundern, wenn man ins Haus eines solchen Arbeiters kam, wie sehr hier die Lebenshaltung etwa der des deutschen Mittelstandes entsprach. Der ungelernte Arbeiter aber organisierte sich nicht in gleicher Stärke und war wirtschaftlich schwächer. Ihn ließ man in einer viel, viel tieferen Lebenshaltung stecken. Es ist charakteristisch, daß die Schicht der ungelernten Arbeiter die Anfänge ihrer Organisation nicht anderen Arbeitern oder Arbeitsorganisationen verdankt, sondern vielfach sozial gesinnten Menschen aus anderen Schichten, die sich ihrer annahmen. So wirkte „Toynbee Hall“, die große Londoner Volkshochschule, für die dortigen Dockarbeiter. Aus diesem unendlichen Meer von Verkommenheit hatte ich nun die deutschen Familien herauszufischen, ihnen mit Rat und Tat beizustehen und den Versuch zu machen, sie wieder in andere Lebensverhältnisse und geistige Haltung zu bringen. Ich hatte ja auch Mittel zur Verfügung. Wir bemühten uns sehr, diese so überlegt und erzieherisch wirksam wie möglich zu verwenden, im Gegensatz zu der damaligen englischen Wohltätigkeit, die für unsere Begriffe sehr verschwenderisch und gütig unüberlegt unterstützte.

Wir stellten fest, daß diese Versuche sehr viel leichter gelangen, wo eine deutsche Frau war, deren Ehrgeiz man wecken konnte, während eine englische Frau eben allen häuslichen Pflichten gegenüber versagte.

Ich habe grausiges menschliches Elend und grausige Verkommenheit in den Slums kennengelernt. Ich habe sie zu allen Tag- und Nachtzeiten gesehen. Ich habe wochenlang eine sterbende Frau, um die sich niemand kümmerte, nachts aufgesucht, um sie noch einmal zu betten. So mußte ich in tiefer Nacht durch diese Gassen gehen. [122] Es war der erste furchtbare Eindruck der Gleichgültigkeit, mit der die unendlich reiche Kulturwelt ihre Ärmsten versinken läßt. – Inzwischen habe ich Deutschlands verhülltes Elend kennengelernt. Was ist besser? –

So hatte ich eine Arbeit, in der große Möglichkeiten lagen, Lebenserfahrung zu sammeln. Da waren unendlich viele Einzelbesuche zu machen. Für immer neue Fälle Hilfe zu suchen, immer neue Ratlosigkeiten zu beraten. Aber es war auch eine schwere Last menschlicher Not zu schleppen. Aber gerade dies alles, auch die Notwendigkeit, in einer kleinen Gemeinde in enger persönlicher Verbindung mit allen ihren Gliedern zu stehen, war eine ganz besonders tiefgehende Lehrzeit für Predigt und Unterricht. Ich lernte Menschen und Menschenleben kennen und Nöte des Ehe- und Familienlebens in den verschiedensten Schichten. Wie oft hatte ich später das Empfinden, daß ich vieles gesehen und erlebt hatte, was andere Pfarrer nie ahnen. So bleibt denn ihre Seelsorge den wahren Nöten der Menschen fern.

Repetent in Gießen

Die zwei Jahre in Manchester waren noch nicht um, als ich ein Schreiben der theologischen Fakultät Gießen bekam mit der Anfrage, ob ich dort die Stelle eines Repetenten einnehmen wolle. Man hatte dies in Gießen eingeführt, weil man zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Student – besonders in den ersten Semestern – eine mehr persönliche Beratung und Einführung in wissenschaftliches Arbeiten haben müsse, als der Professor in Vorlesung und Seminar geben könne. So hatte ich also dort die Aufgabe, in kleineren Arbeitsgemeinschaften mit Studenten der ersten Semester, diese in die Art wissenschaftlichen Arbeitens einzuführen und sie auch für ihre persönliche Arbeit zu beraten. Ich nahm den Ruf an: Herbst 1903 ging ich nach Gießen.

Das war nun wieder ein Sprung in eine ganz andere Welt. Fast wie ein schmerzliches dauerndes Wundern war es in der ersten Zeit, daß man hier in wissenschaftlichen Gedanken lebte und scheinbar gar nichts ahnte von dem Leben, aus dem ich kam. Auch die Umstellung auf deutsche Lebensverhältnisse war nicht ganz leicht. Man dachte oft, es sei Renommisterei, wenn ich englische Worte ins Gespräch mischte. Das war aber nur ein Stück der Umstellung, die vollzogen werden mußte. Ich war in eine Enge des Lebens und des Gesichtskreises zurückversetzt, die um so deutlicher wurde, als man an einer Uni-[123]versität anderes verlangte. Zum ersten Male wurde mir deutlich, wie eng der Gesichtskreis durchschnittlicher deutscher Gelehrten außerhalb des Gebietes ihrer Wissenschaft ist.

Viel wichtiger als der Verkehr mit den Gelehrten der Universität wurde mir der Verkehr mit den Studenten.

Erstens zwang mich hier meine Arbeit zu wissenschaftlichen Studien auf verschiedenen Gebieten. Ich hatte ein alttestamentliches und ein neutestamentliches Repetitorium, mit einem Arbeitskreis las ich die Augsburger Konfession. So hatte ich mich in die beiden Sprachen, Hebräisch und Griechisch, und in den ganzen Gedankenkreis der Reformation einzuarbeiten. Das war eine sehr gute Ergänzung zu meinem Studium. Da alle diese Arbeitsgemeinschaften in zwangloser Aussprache miteinander geführt wurden, mußte man sehr beschlagen sein, um den geistig regsamen Studenten gewachsen zu sein. Ich hatte die Freude, daß sich ein sehr lebendiger Kreis um mich bildete. Mit ihm begann ich noch Abende zu gestalten, in denen wir die Fragen der Zeit durchsprachen. Daraus erwuchs – bezeichnend für diese Zeit – der akademische Dürerbund. – Damit wurde die Verbindung mit Avenarius und dem „Kunstwart“ aufgenommen, die mir ja immer wertvoll war. Er hatte um diese Zeit den „Dürerbund“ gegründet, der als arbeitende Organisation diese ganzen Gedanken einer ästhetischen, d. h. im Ausdruck wahrhaftigen Volkskultur tragen und verbreiten sollte. Ein großer Kreis von Studenten beteiligte sich an dieser Arbeit, und so fand ich Verbindung weit über den Kreis der Theologen hinaus. Der akademische Dürerbund arbeitete noch lange in Gießen. Erst der Krieg hat auch ihm ein Ende bereitet. Ich blieb bis dahin mit ihm in Arbeitsverbindung.

In den Kreisen der Professoren trat ich in persönliche Verbindung mit meinem alten Lehrer Siebeck, dem Philosophen Messer, unter den Theologen trat ich besonders Drews nahe und Köhler, der damals als Privatdozent in Gießen lebte. Dauernde Freundschaft verband mich auch mit Samuel Eck, dem lebensvollen und kraftvollen Denker und Prediger. Sowohl er als auch Drews sind ja leider sehr früh gestorben.

Außerdem bildete sich Zusammenarbeit und Freundschaft mit einem Kreis junger Menschen, die als angehende Beamte und Bibliothekare in Gießen lebten. Unter ihnen nenne ich besonders Georg Koch, Theologe, später Bibliothekar, mit dem sich eine dauernde Freundschaft, gegründet auf gleichgerichtete Lebensarbeit, bildete.

Außerhalb Gießens trat ich in Verbindung mit dem Hause Rade [124] in Marburg. Das gehört wohl zum Wichtigsten dieser Zeit – eine Verbindung, die nie mehr aufhörte und die zu besit-

zen bis heute für mich Ursache zu Dank und Freude ist. Martin Rade hatte mich durch irgend jemand einladen lassen, ihn zu besuchen. Eines Tages fuhr ich hinüber, machte dort meinen Besuch und wurde sofort zum Mittagessen eingeladen. Es gab Schellfisch und Kartoffeln. Es war die ganze eindrucksvolle Selbstverständlichkeit dieses Hauses, das den Gast, der zufällig kam, an seinen einfachen Mittagstisch setzte, die ich hier zum ersten Male – wie oft noch später! – erfuhr.

Für Rade war ja die Kraft und Schlichtheit seines Hauses und Familienlebens immer eines der Werkzeuge seiner Arbeit, und seine Frau, Friedrich Naumanns Schwester, hier wie in allem seine wertvollste Mitarbeiterin. Was Deutschlands kirchliches und geistiges Leben diesem Hause und diesen beiden Menschen dankt, ist in Worten nicht zu sagen. Für mich jungen Menschen war es ein Erlebnis, das nie vergessen wurde. So dachte ich mir ein Pfarrhaus. So sollte das meine werden, so einfach, daß es immer gastfrei sein könne, so gastfrei, daß es in einem großen geistigen Reichtum lebe.

Rade leistete mir einen großen Dienst – wie so vielen jungen Menschen. Er vermittelte mir einen Verleger für mein zweites Buch, das erste größere, das mich durch diese ganzen Jahre begleitet hatte und nun in Gießen der Vollendung entgegenging:

„Fichte, Schelling und Schleiermacher in der ersten Periode ihrer Entwicklung“.

Zu dieser Arbeit war ich gekommen von jener ersten über Schleiermacher. Hier hatte ich erkannt, wie sehr man Schleiermacher erst begreift, wenn man ihn aus Gedanken und Sprache seiner Umwelt begreift – von Kant her vor allem. Die Beschäftigung mit ihm führte sofort zu der mit Friedrich Schlegel und von da zu Schelling; ihn aber konnte man nicht verstehen ohne Fichte.

Ich bemühte mich, das Ringen dieser Denker um die Probleme darzustellen, wie sie auf diese gestoßen wurden und sie zu lösen suchten, durch Hilfe und Gegensatz sich förderten.

Ich zeigte, wie Fichte – ergriffen von Kants Gedanken der Vernunft, die als unbedingte Gesetzmäßigkeit hinter allem steht – nun von hier aus zwei Fragen leidenschaftlich durchdenkt. Die eine Frage ist die nach einer unbedingten Erkenntniswahrheit, in der das Sein der Welt und des Menschen in absoluter Sicherheit begriffen ist. Die zweite Frage ist die einer unbedingten ethischen Gewißheit für das Handeln. Beide Fragen sind bei Fichte unlösbar ineinander verschlungen. Er löst die erste Frage, indem er die Vernunft begreift als eine ungeheure, leidenschaftliche Kraft des Schaffens. Diese Kraft des [125] Schaffens setzt sich selbst eine fremde Welt der Dinge gegenüber, deren Widerstand sie formend überwindet. So hat sie die Möglichkeit des Schaffens und das Ziel des Schaffens in der Gestaltung dieser ganzen Dingwelt zum Ausdruck ihres schaffenden Wesens. Die Denkformen und Zielgedanken, die dabei aus ihr hervorbrechen, sind die unbedingte Wahrheit, weil diese Vernunft die einzige existierende Wirklichkeit ist.

Diese in der Wissenschaftslehre mit eiserner Konsequenz durchgeführte Gedankenreihe ist mit der andern durch die Überzeugung von der schaffenden Macht der Vernunft verbunden. Diese ist Handeln.

Fichte sah nie ein, daß er damit zu einer ganz anderen Vorstellung von der Vernunft kommt, als die Schriften entwickeln, in denen seine ethischen Gedanken hervorbrechen. Das sind vor allem die Schriften zum Atheismusstreit.

Hier ist nämlich nicht das schaffende Handeln Wesen der Vernunft, sondern das Handeln in einer bestimmten ethischen Überzeugung. Das Wesen der Vernunft ist, daß niemand sie zwingen kann, anders zu handeln als ihrer Wahrheit und ihrem Glauben an des Menschen Bestimmtsein zur Vollkommenheit und Güte entspricht. Gewaltig sind die Stellen, in denen Fichte diese Unbesiegbarkeit und Unzerstörbarkeit der Vernunft, des von ihr bestimmten

Ichs, darstellt. Ganz konsequent käme er hier zu der Vorstellung eines ewigen, unbesiegbaren Ichs, aber nicht zu der einer Gottheit. Das führte zum Atheismusstreit, in dem selbst Goethe zugab, daß man Fichte aus Jena verdrängte. So wurde seine Berufung nach Berlin vorbereitet. Fichte hat diesen Atheismusstreit immer als eine unberechtigte Konsequenzmacherei verstanden, denn er hatte selbst diese Konsequenz nicht gezogen, sondern festgestellt, daß also diese Vernunftwelt durchwirkt sei von einer Macht der Wahrheit, Güte und Gerechtigkeit, die die Gottheit ist. Seine Gegner sagten ihm, daß diese Gottheit bei ihm nur das ewige Ich selbst sei. Er leugnete das, und es ist eine der Triebkräfte seiner Weiterentwicklung, daß er sich selbst klarzuwerden suchte, warum er außerstande sei, diese Konsequenz des Atheismus zu ziehen und warum seine Gegner Unrecht hatten.

Ich suche in diesem Buche zu zeigen, daß Fichte tatsächlich in zwei Gedankenkreisen lebt. Der eine ist, daß ihm das Wesen der Vernunft Handeln ist – der andere, daß es ethisches Handeln und ethische Unbeugsamkeit ist. Den Widerspruch dieser beiden Gedankenkreise verdeckt er durch unendlich scharfsinnige logische Gedankenführungen, die einen nicht mehr bestechen, sobald man diesen Widerspruch erkannt hat.

[126] Hier geht Schelling konsequent weiter. Schaffen ist ihm das Wesen menschlichen Geistes. Von da aus entwickelt er ein hinreißendes Bild des ungeheuren Schaffens des „Ichs“, aus dem die ganze Welt besteht. Die Jugendentwicklung führt bis zu dem Punkte, wo Schelling Fichtes „Ich“-Philosophie überwindet und in seiner Naturphilosophie darzustellen beginnt, wie die Welt aus solch einer Schaffensgewalt bebaut ist und deren Grundwesen und Grundordnung überall zu schauen ist – vor allem im geistigen Sein des Menschen. Von da kommt der Übergang zur Identitätsphilosophie. Schelling ist in dieser Zeit durchaus Vorläufer Nietzsches – erstaunlich sind die Parallelen in seinen Jugendschriften – und dann Vorläufer der neuzeitlichen Lebensphilosophie. Schellings fortschreitendes Denken ist überhaupt für uns die beste Schule, die Kräfte zur geistigen Verarbeitung der Gegenwartsfragen zu schulen. Paul Tillich ist dafür das größte Beispiel, der so ganz stark von Schelling beeinflußt ist. Daß für mich Tillich der Gegenwartsdenker ist, dem ich mich innerlich am nächsten fühle, hängt wohl damit zusammen, daß auch ich so wesentlich von Schelling beeinflußt bin und Hegel immer sehr energisch abgelehnt habe.

Wer die erste Ausgabe der Reden über die Religion liest, wird merken, wie nahe Schleiermacher der Gedankenwelt Schellings steht. Er ist nicht von ihm beeinflußt. Es ist vielleicht stärker der Einfluß Goethes, der beide bestimmt, oder Herders. Aber Schleiermacher erkennt, daß dies Drinstehen in Natur und Menschheit als in einer ungeheuren schaffenden Mächtigkeit nicht Vernunfterkenntnis ist, sondern geistige Schau – eine geistige Schau, die ein Werden des Menschen voraussetzt, das ihn so innerlich tief macht, daß er die Schau vollziehen kann –, eine geistige Schau, die wiederum in dem Menschen einen Schaffensprozeß auslöst, durch den er einer werdenden Vollkommenheit des eigenen Wesens und der Menschheit zugetrieben wird. So ist Schleiermacher der Denker, dem klar und deutlich religiöse Schau die Grundlage aller geistigen Gewißheit ist, der dann später zu der Beweisführung kommt, daß Gottesglaube die Voraussetzung aller Wahrheitsgewißheit ist.

Man versteht die Bedeutung dieser Schrift – mindestens für meine Entwicklung – erst dann, wenn man sich klarmacht, daß damals 1902-1905 die Rückkehr zur Beschäftigung mit der idealistischen Philosophie noch nicht geschehen war, die wenige Jahre darauf einsetzte. Sie war wohl etwas wie ein Vorläufer dieser Bewegung, für den das Interesse noch nicht erwacht war, wie die späteren es fanden.

Aber ich glaube, daß auch heute noch diese Schrift eine sehr gute Einführung in das Studium dieser Denker ist. Indem man ihr [127] Werden und Ringen miterlebt, versteht man die Bedeutung ihrer Gedanken, wird zu ähnlichem geistigem Ringen geschult und wird doch zugleich unabhängig von einer kritiklosen Hingabe an sie. Man erlebt sie als werdende Men-

schen, deren Werden über das hinausdrängt, was sie erreichten. Jedenfalls hat mich das Leben weit über sie hinausgeführt zu anderen Fragestellungen und anderem Ringen mit der Wirklichkeit unseres heutigen Daseins. Aber ich glaube, ich wäre dem nicht so gewachsen gewesen ohne diese Vorbereitung.

Auf Rades Empfehlung hin nahm der Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen (Paul Siebeck) das Buch an. Es ist dort 1904 erschienen. Das erste einer Reihe, die dieser Verlag brachte. [131]

III.
ERSTE LEBENSARBEIT

Entscheidungen – Kreis und Arbeit der „Christlichen Welt“

Es war die Berührung mit Rade im Zusammenhang mit meiner theologischen Entwicklung, die mich in diesen Jahren zum Mitarbeiterkreis der „Christlichen Welt“ führte. Bis heute fühle ich mich diesem Kreise zugehörig. Allerdings war es nicht so selbstverständlich, daß ein Theologe meiner Entwicklung sich ihm anschloß. Die „Christliche Welt“ war damals fast noch ausschließlich das Organ der Ritschlschen Schule. Diese Schule war in ganz scharfem Gegensatz zum theologischen Liberalismus und der Schule Schleiermachers entstanden. Zwischen ihr und dem Protestantenverein bestand eine klare, scharfe Kluft, die, trotz des gemeinsamen Abwehrkampfes gegen die Tyrannei der Orthodoxie in der Kirche, nicht zu überbrücken war.

Der Protestantenverein und die liberale Theologie versuchten eine vernunftgemäße Begründung der christlichen Religion. Sie gründeten sich dabei wesentlich auf Schleiermacher, der aber im Geiste Hegels verstanden und ausgelegt wurde. So kam man einem Pantheismus nahe und einer Theologie, in der die Religion dauernd in Gefahr war, nichts weiter zu sein als eine tiefer begründete Weltanschauung. Da man ganz selbstverständlich die herrschende liberale Weltanschauung als *die* vernunftgemäße Weltanschauung nahm, die jedem denkenden Menschen einleuchten müsse, so war man zugleich in der Gefahr, die christliche Frömmigkeit völlig in zeitbedingtes Denken aufzulösen. Ich habe später sehr deutlich gesehen, in wie vielen Menschen des Protestantenvereins vor aller denkenden Begründung eine urwüchsige Frömmigkeit da war, aus der sie lebten und die etwas weit Stärkeres war als ihre theoretische Begründung.

Mein ganz anderes Verständnis Schleiermachers führte mich nicht zu diesem Kreis derer, die sich Jünger Schleiermachers glaubten.

Die Ritschlsche Schule umgekehrt betonte die Eigenart des Glaubens und Glaubenslebens, das aus ganz anderen Gründen erwächst als alle vernunftmäßige Weltanschauung. Glaube ist ihr das Ergriffensein von einer Offenbarung. Sie ist in Jesus Christus geschehen und verwirklicht sich an dem einzelnen, wenn dieser in die Entscheidung hineingerissen wird, ob das, was in Jesu Botschaft, Leiden und Sterben hervortritt, ihm zur unbedingten Grundlage und tragenden Wahrheit seines Lebens werden kann. Wilhelm Herrmann hat diesen Gedanken am stärksten Ausdruck gegeben. Bei ihm tritt auch hervor, daß in der ganzen Dunkelheit des Lebens, gegenüber der Erfahrung der Unvollkommenheit von Welt und Mensch und den Rätseln des Schicksals, die Tatsache, daß Jesus Christus da war, der Beweis des Daseins eines Gottes der Liebe ist. So stark wurde das Grundlage [132] des Glaubens, daß der Angriff von Artur Drews auf die Geschichtlichkeit Jesu eine sehr ernsthafte Bedrohung der Glaubensgrundlagen werden konnte.

Die Ritschlsche Schule geriet in der Betonung der ethischen Entscheidung für oder wider Christus in die Gefahr einer Überbetonung des Ethischen, das man so ganz und gar in eins sah mit den höchsten, die Zeit beherrschenden ethischen Idealen. Sie geriet außerdem in eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber dem Denken der Zeit. Man war sich so sicher, daß Glaube etwas ganz anderes sei als Denken, daß man nur darum rang, den Menschen die Bedeutung des Glaubens klarzumachen. Man verlor das Verständnis dafür, daß Menschen von Weltanschauungen und Denkformen und Wahrheiten beherrscht sind, die in der Gesellschaft der Zeit gelten, daß sie auf die Dauer nicht von einem Glauben getragen sein können, der nicht irgendwie das Recht dieser Denkformen zeigt oder sie in ihnen überwindet.

Dafür war in der Ritschlschen Schule – wesentlich durch Rade – ein starkes Verantwortungsgefühl für die Kirche und ihre Aufgabe der Gestaltung der Welt gegenüber hervorgebrochen.

Der Name der Zeitschrift „Christliche Welt“ war ja gewählt worden, um auszudrücken, daß dieser Kreis für eine christliche Gestaltung der Welt arbeiten und kämpfen wolle.

Das letztere war es wohl vor allen Dingen, das mich zu diesem Kreis führte und bei ihm festhielt. Es war der Einfluß Naumanns, der mich dahin drängte, und es war meine unbedingte innere Gebundenheit an die evangelische Kirche, in der ich erzogen war, die mich zwang, zu denen zu gehen, denen Neugestaltung und Kräftigung der Kirche so wesentlich war. Im Protestantenverein war ja auch viel mehr Glut für eine allgemeine Erneuerung des geistigen Lebens als für die Kirche.

Es war aber für mich selbstverständlich, daß mein Eintreten in diesen Kreis Arbeit für ihn bedeuten müsse. Sofort begann ich, in Gießen den Kreis von Menschen zu sammeln, der für diese Sache Interesse haben könnte. Da waren zunächst die theologischen Professoren, dann einige Philosophen, wie etwa Messer, einige Privatdozenten, junge Beamte der Bibliothek, Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen und der Höheren Schulen, Kaufleute, Beamte und Studenten. Allmählich war es eine Liste von ca. 60 Leuten, die ich regelmäßig einlud zu Arbeitsabenden und Vorträgen, die wir monatlich hielten.

Da es in Gießen so gut gelungen war, dehnten wir die Arbeit aus. Rade brachte mich in Verbindung mit der Schriftstellerin Helene [133] Christaller, die in Jugenheim a. d. Bergstraße lebte. Mit ihr gemeinsam sammelten wir einen ähnlichen Kreis in Darmstadt, der bald wesentlich größer wurde als der in Gießen. Ähnliches wurde von anderen in Mainz und Worms, ja auch in kleineren Städtlein Hessens versucht, und die Verbindung mit dem schon lange bestehenden Kreis in Frankfurt a. Main unter Förster wurde aufgenommen. So stand ich rasch in einem wachsenden Arbeitsleben religiöser Erweckung und Aufklärung. Das machte viel Schreiberei und Reisen nötig und nahm mich neben meinem Beruf sehr in Anspruch.

Wir arbeiteten so, daß die Fragen der Auseinandersetzung der Religion mit dem geistigen Leben der Umwelt im Mittelpunkt standen. Es schien uns damals klar, daß rechtes Verstehen der Bedeutung des Dogmas in der Vergangenheit zu einer inneren Unabhängigkeit von diesem führen müsse und daß dann der Mensch dieser Zeit den Weg zur christlichen Frömmigkeit wiederfinden könne. Wie tiefer liegende Gewalten Ungezählte binden und abhalten, diesen Weg zu gehen, war damals nur oberflächlich deutlich. Es war jedenfalls noch nicht so deutlich, daß es uns die Begrenzung dieser Arbeit von vornherein gezeigt hätte. Immer wieder wunderten wir uns, daß der Kreis derer, auf die wir Einfluß gewannen, so wesentlich auf die Nachdenklichen der gebildeten Schicht beschränkt blieb und selbst in dieser nur diesen bestimmten ernsteren Kreis erfaßte, darüber hinaus aber nur ganz vereinzelt Kaufleute, Handwerker und Arbeiter.

Trotzdem darf man die Arbeit dieser Kreise nicht geringschätzen. Wenn heute die gebildete Welt mit ganz anderem Verstehen allem Religiösen gegenübersteht, so ist das mit geworden dadurch, daß einzelne Pioniere unermüdlich arbeiteten und die Kleinarbeit solcher Kreise nicht scheuten, in denen man die Vorurteile langsam niederrang. Die in diesen Kreisen geklärten Menschen trugen die Gedanken und Erfahrungen weiter, als man oft dachte.

So wurde mir durch Rade ermöglicht, 1904 an der Tagung der Freunde der „Christlichen Welt“ in Basel teilzunehmen. Zum ersten Male trat ich in den ganzen Kreis ein. Ich erinnere mich einer sehr scharfen Auseinandersetzung mit Förster, der damals die Freunde zu energischer Kirchenpolitik stacheln wollte, während ich dafür eintrat, daß nur diese religiöse Sammelarbeit zu geschehen habe. Später drehte sich dies Ringen zwischen uns völlig ins Gegenteil um. Dann befürwortete ich die Kirchenpolitik, und er lehnte sie ab. Im ganzen aber war diese Tagung ein großes Erleben und Erkennen der Zusammengehörigkeit des Kreises in Deutschland und der Schweiz Ich verband damit einen kurzen Ausflug nach Luzern und dem Gotthard. Das war mein erstes Erleben der Alpenwelt. Obwohl für [134] mich der Mensch

das Wesentliche war und blieb, so war doch die Mächtigkeit dieser Eindrücke nicht bedeutungslos in meinem Werden. Die ungeheure Übermacht der Natur muß dem Menschen auch deutlich sein, wenn er einen wahrhaftigen Weg des Denkens und Erlebens gehen will.

Es war ja das Schicksal unserer liberalen Welt vor 1914, daß wir das fast vergessen hatten über der selbstverständlichen Herrschaft des Menschen über die Natur.

Georg Volk – Volksbildungsarbeit

Ich saß in meinem Zimmer. Es klopfte. Herein trat eine etwas groteske Figur. Ein unförmig beleibter Körper, darüber ein mächtiger, rauh gestalteter Kopf mit zwei winzigen, in Schlauheit und Güte leuchtenden Äuglein. Es war Georg Volk, Lehrer in Offenbach am Main. Er stammte aus dem Odenwald, war dort lange Lehrer gewesen, hatte einige Dialektbüchlein geschrieben, vor allem das köstliche „Suendoag un Werdoag im Ourewald“ mit seiner feinen Geschichte vom Schuster in Schöllenbach. Diese Geschichten zeigen, warum dieser Mann ein genialer Volksbildner war. Er kennt das Volk, seine Beschränktheit und seine urwüchsige Klugheit, sein Beherrschtsein vom Augenblick und seine Hingabe an Wissen von heiligerer Bestimmung des Lebens, sein Ringen mit bitterer Lebensnot und seine fröhliche, humorvolle Herrschaft darüber.

Dieser Mann stand vor mir und sagte, er habe von mir gehört und müsse mir sagen, daß ein Mann wie ich die Pflicht habe, mit ihm an dem Volksbildungswerk zu arbeiten, das er gerade von Offenbach aus begonnen habe.

Das war eine Überraschung. Aber es kam auch etwas in mir diesem Rufe stark entgegen. In einigen Minuten war ein lebhaftes Gespräch im Gange, das eine Freundschaft begründete, die bis zum Tode Georg Volks dauerte. Ich hatte in England ein Volk kennengelernt, das aus einer ganz selbstverständlichen persönlichen Verantwortung lebte. Jeder trug das Bewußtsein in sich, daß es auf ihn ankomme und daß er Recht und Pflicht der Mitbestimmung habe. Trotz einer viel geringeren Schulbildung war durch diese Gestaltung des Volksgeistes und Volkslebens eine erbliche Erfahrung praktischer Mitarbeit am Gesamtleben der Gemeinde und des Staates vorhanden, die diese selbstverständlich auch ermöglichte. Ich hatte erkannt, daß nur ein Volk, das zu solcher verantwortungsbewußten Selbständigkeit und Freiheit reift, ein wahrhaft großes Weltvolk [135] werden kann. Es war mir klar, daß es für Deutschland hoffnungslos sei, neben England etwas zu bedeuten, wenn die Masse seiner Bevölkerung so unmündig, unterordnungsbedürftig und unfähig zu verantwortungsvollem Selbstentscheiden bliebe.

Es war der deutsche Patriot in mir, der sagte: Wir müssen das deutsche Volk zu einer ähnlichen geistigen Selbständigkeit wecken, wie sie dem englischen durch seine Geschichte geworden ist. Ich sah, daß da zweierlei nötig sei. Erstens: Verbreiten von Kenntnissen. Nur der kann selbständig entscheiden, der die Dinge kennt, um die es geht und dessen Gesichtskreis so erweitert ist, daß er sie in ihrem rechten Zusammenhang sehen kann. Zweitens: Wecken des Willens zur Selbständigkeit. Dies konnte nur geschehen durch eine Arbeit, die das Erarbeiten der Kenntnisse ganz wesentlich auf Selbstarbeit und eigenen Willen gründete.

Aber auch der deutsche Protestant in mir hatte seine Aufgaben gesehen. Es war mir klar geworden, wie einfach Englands Frömmigkeit ist und wie kompliziert die unsere. So sah ich, daß wir entweder dauernd ein kirchlich bevormundetes Volk haben müßten, d. h. einen halben Katholizismus, der sich evangelische Kirche nannte, oder daß wir unseren Massen in der Kirche so viel Kenntnisse, Fähigkeit des Selbstdenkens und Weite des Empfindens und des Gesichtskreises geben müßten, daß sie auch kirchlich lernten, in eigener Überzeugung und Klarheit zu leben und zu wirken.

Ich habe über diese Gedanken ungezählte Vorträge gehalten, einige sind gedruckt. Es war mir nicht möglich, die große Masse der kirchlichen Kreise – vor allem auch den größern Teil

der Pfarrer – dazu zu bringen, diese Gedanken einmal durchzudenken. Man las diese Vorträge nicht, hörte sie nicht, oder hörte und las sie mit selbstverständlichen Mißverständnissen. Der Vorwurf einer Überschätzung des Intellektuellen und einer Verwechslung von Bildung und Religion wurde gegen mich erhoben. Ich wurde als liberaler Volksaufklärer hingestellt, und die Vertreter der Barthschen Theologie, die es zum Prinzip gemacht haben, Menschen aus Römer 3 und 4 abzuurteilen, ohne sie zu kennen, setzen diese Beurteilung fort.

Ich sage das nicht, um mich zu verteidigen, sondern im Schmerz um eine große Möglichkeit, die eine blinde Gleichgültigkeit und Hetze zerstörte, und darum, daß dieselbe Blindheit nicht wiederkehrt, wenn das Schicksal noch einmal Möglichkeiten solcher Arbeit geben sollte. Von ganz anderen Erfahrungen her war Georg Volk zu Gedanken gekommen, die sich mit den meinen völlig deckten. Er hatte das Volksleben gesehen und die wachsenden politischen [136] Aufgaben, die die wachsende Demokratie und der soziale Kampf den Volksmassen aller Schichten stellten. Er war ein Schüler Naumanns, wie ich, und sah, daß wir das uralte Unrecht an den Massen unseres Volkes gutmachen müßten, indem wir es aus der geistigen Unmündigkeit herausführen, in die man dies Volk gedrückt hat. Wir waren der Überzeugung, daß unser Volk Gewaltiges an Kulturarbeit leisten könne und würde, wenn man ihm die Möglichkeit gäbe, die furchtbare Hemmung seiner Kraft zu überwinden, die seine tragische Geschichte ihm schuf.

Volks Gedanken waren: Wir müssen allen Ständen unseres Volkes die Möglichkeit geben, die Kenntnisse zu sammeln, die sie für die wachsenden Aufgaben ihres Lebens nötig haben. Er wußte, daß man dafür beim Nächstliegenden anknüpfen müsse, einmal, um Interesse zu wekken, dann aber auch, weil es nur so eine organische Entwicklung werden kann. So war es ihm klar, daß man im Bauerndorf von anderen Wirklichkeiten ausgehen müsse und andere Ziele zu setzen habe als in der kleinen Stadt oder bei einer Arbeiterbevölkerung oder gar in der Großstadt. Klar aber war es ihm auch, daß das Ziel eine Erweiterung des Gesichtskreises sein müsse, der dem einen Stand die Fähigkeit gebe, den anderen und seine Art und Lebensbedürfnisse zu verstehen. Für jeden Denkenden war es ja damals schon deutlich, daß eine gedeihliche und friedliche Weiterentwicklung unseres Volkes und Staates nicht möglich sei, wenn die verschiedenen Stände mit so völliger Verständnislosigkeit einander gegenüberständen.

Den Hochmut der sogenannten Gebildeten bekämpfte Georg Volk sehr scharf. Er war sich klar, daß wir eine Volksbildungsarbeit nur leisten könnten, wenn ein Kreis wahrhaft gebildeter Menschen uns helfe. Aber sehr deutlich wies er darauf hin, daß solche Arbeit für alle durch theoretische Bildung gegangenen Menschen ein Weg zur tieferen Bildung sei. Was kann nicht ein Bauer, eine Bauersfrau, ein Kaufmann, ein Arbeiter den Theoretiker lehren! Was kann er nicht empfangen an Fülle des Lebens, wenn er mit ihnen die Bezwingung ihres harten Lebens erfährt und einen Begriff von der Wirklichkeit des Lebens der Massen bekommt. Wie arm aber ist der größte Gelehrte, dessen wirkliche Lebenswelt sein Studierzimmer ist! Wir beide waren der festen Überzeugung, daß eine Wissenschaft und Bildungswelt von ganz neuer, starker Lebenskraft werden müsse, wenn auch die „Gebildeten“ durch die Schule der Volksbildungsbewegung gehen würden.

Gerade von hier aus standen wir von Anfang an in einem Gegensatz zur bestehenden Volksbildungsbewegung, die – in den Anfangs-[137]zeiten des Liberalismus geschaffen – sich erhalten hatte. Da waren Volksbildungsvereine, in denen Menschen aus der gebildeten Schicht Vorträge und Konzerte für die anderen veranstalteten, in denen man völlig umringt war von der Meinung, daß eine bestimmte Bildungsschicht allein Bildung habe und nun diese so von oben herab den andern zuträufeln könne. Man wußte weder etwas davon, daß Bildung in ernsthaftem Zusammenarbeiten errungen werden müsse – sie war ja bei dem größern Teil dieser Gebildeten selbst nur ein von andern übernommenes Kleid –, noch davon, daß in aller Arbeit Bildung ist und es gilt, voneinander zu lernen.

Die alten Volksbildungsvereine nahmen uns unsere Haltung sehr übel, und dauernd hatten wir mit ihnen zu kämpfen.

Uns aber war es ein wesentliches Stück der Arbeit, einen Kreis von Menschen aus der gebildeten Schicht zu erziehen, die das begriffen hatten und dadurch im Zusammenarbeiten mit Menschen der andern Stände, die Erweiterung, Kräftigung und Lebensfülle für ihre theoretische Bildung suchten, zusammenstanden.

Schon in jenem ersten Gespräch mögen diese Gedanken ziemlich klar zum Ausdruck gekommen sein. Ich sagte meine Mitarbeit zu und wurde sofort angeworben, Vorträge in Wetzlar und Gießens Umgegend zu halten. Es waren wohl zuerst Vorträge über England, England und Deutschland, dann erst andere – meistens philosophische Themen.

Doch sprach ich auch viel über die Weltreligionen. Prinzipiell war es ja so, daß das religiöse Gebiet nicht berührt werden sollte. Wir wußten, daß wir damit nach der einen Seite die radikale Ablehnung der Arbeitermassen erreichen würden, nach der andern bei zu freimütiger Behandlung des Gegenstandes den Zorn der kirchlichen Kreise. Eine Bewegung, die Stadt und Land, Pfarrer und Arbeiter umfassen wollte, mußte damals dies Thema meiden. Aber meine Themen waren immer so, daß sie irgendwie Unterbau und Klärung waren, die sich zum Religiösen hin auswirken mußten. Was bedeutete es schon, wenn man in der Darstellung Englands dessen Frömmigkeit und ihre Bedeutung fürs Leben dort schilderte. Ich war überhaupt der Meinung, daß jede Arbeit, die Menschen zu objektiver Betrachtung der Wirklichkeit anleitete, sie unabhängig von Vorurteilen zu machen suchte, ihnen einen weiten Gesichtskreis für die Gesamterscheinung des Lebens und der Welt zu geben suchte, auch dem religiösen Leben dienen müsse.

So fiel die zweite Entscheidung. Ich ward schon in Gießen in die Arbeit hineingezogen, die für einen ganz großen Teil meines Lebens und Schicksals bestimmend werden sollte. Auch des Schicksals, obwohl [138] diese Arbeit für Georg Volk und mich gänzlich unpolitisch war. Gewiß, wir kamen zu ihr als Jünger Naumanns. Aber wir empfanden damals Naumann als einen nationalen und religiösen Propheten, der uns die Verantwortung deutlich machte, die wir für Leben, Zukunft und Gerechtigkeitsgestaltung in unserm Volke trugen. So wollten wir als Männer der Erziehung und Kirche das unsere leisten, den Menschen dieses Volkes die geistigen Fähigkeiten zu wecken und zu schulen, die es allein ihm möglich machen konnten, die ungeheuren Aufgaben zu erfüllen, die man in seiner Zukunft ahnte. Keiner von uns war irgendwie Parteimann. Wir wollten ganz ehrlich alle Menschen, jeden Stand schulen, so schulen, daß er imstande sei, mit ernster Verantwortung, klarer Sachkenntnis und weitem Gesichtskreis seine Lebensaufgaben zu lösen und an der Gestaltung des Volkslebens mitzuarbeiten.

Um diese Schulung zu bewirken, riefen wir die Menschen zur Selbstbestimmung und Selbstverantwortung auf. Die Leitung aller Bildungsgemeinschaften, die sich bildeten, sollte und mußte in den Händen derer liegen, die sich bilden wollten, also einmal in den Händen einer Gruppe sozialistischer Arbeiter, einmal in den Händen einer Bauerngruppe auf dem Dorf oder einer ganz gemischten Gruppe im kleinen Städtlein. Bald kam es so, daß die Leitungen von Gewerkschaften – besonders in kleinem Orten, wo ihnen wenig Kräfte zur Verfügung standen – uns zu Vorträgen riefen. Wir lehnten nie ab. Wollten wir doch gerade die Fühlung mit allen Volkskreisen herstellen und alle zueinander führen.

Ich hielt im Laufe der Zeit Vorträge in den Gewerkschaftsverbänden von Darmstadt, Neu-Isenburg, Langen, Sprendlingen und Arheilgen. In Arheilgen erregte natürlich Aufsehen, daß der Sohn des frühern Pfarrers sprach, zumal ich, wie ich noch erzählen werde, selbst dort als Pfarrer gewirkt hatte.

Diese – uns selbstverständliche – Unbefangenheit in den politischen und sozialen Gegensätzen der Zeit schuf eine wachsende Gegnerschaft, die mit der Zeit zu schweren Kämpfen

drängte. Hier lag ein Stück meines Schicksals. Damals war mir diese Haltung so selbstverständlich das Richtige und Notwendige, daß ich mir kaum vorstellen konnte, daß so verhängnisvolle Folgen daraus kommen könnten. Allerdings glaube ich, daß ich auch dann diesen Weg gewählt hätte, wenn ich es vorausgesehen hätte. [139]

Wissenschaft oder praktische Arbeit?

Es war im zweiten Jahr meiner Arbeit in Gießen, als ich den Besuch meines verehrten, lieben Lehrers Kattenbusch erhielt. Er gehörte zu denen, die durchs ganze Leben hin ihre alten Schüler im Auge behalten. Nun kam er mit dem Vorschlag, ich solle mich an einer Universität als Privatdozent für systematische Theologie habilitieren. Da gerade sehr wenig Vertreter dieses Faches da seien, so hätte ich beste Aussichten, bald berufen zu werden. Allerdings müsse ich mich von jedem Eingreifen in Politik oder Kirchenpolitik fernhalten.

Ich sagte ihm zuerst, daß ich dazu die Mittel nicht hätte. Ich könne nicht eine Sache anfangen, bei der ich längere Zeit aus eigenen Mitteln leben müsse. Er sagte, dafür werde er Rat finden. Ein Nebenverdienst sei zu gewinnen. Dafür könne er garantieren.

So stand ich sehr ernstlich vor der Entscheidung. Aber gerade da wurde mir klar, daß es mir um etwas anderes ging als nur um Theologie. Ich sagte ihm, daß meiner Ansicht nach die vorhandene Theologie zu fern dem praktischen Leben und den Lebensnöten der Menschen stehe. Ich könne mich nicht für berechtigt halten, junge Theologen zu unterrichten, wenn ich nicht selbst vorher ganz anders die Wirklichkeit des Lebens erfahren hätte. Das aber könne man im akademischen Amte nicht. Ich machte ihm gegenüber kein Hehl aus der großen Enttäuschung, die mir die Rückkehr zur Universität bedeutet hatte. Wie eng wäre der Gesichtskreis dort! Aufhören würde ich wohl nie, wissenschaftlich zu arbeiten und mir eine wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Klarheit über meine religiöse Stellung zu schaffen. Wenn ich dann so weit wäre, daß ich wirklich etwas Entscheidendes bieten könne, könne man mich ja aus dem Pfarramte berufen. Dazu machte Kattenbusch ein sehr skeptisches Gesicht. Das sei eine so unwahrscheinliche Sache, auf die ich nicht rechnen dürfe. Mir war damals allerdings nicht klar, wie unwahrscheinlich diese Sache war, besonders für einen Mann, der sich die klare Unabhängigkeit seiner Stellungnahme behalten wollte und nie ganz zu irgendeiner wissenschaftlichen oder kirchenpolitischen Gruppe gehörte.

Aber selbst wenn mir das klar gewesen wäre, hätte es wohl an meinem Entschluß nichts geändert. Die Abneigung gegen den akademischen Betrieb hätte es vermehrt. Kattenbusch machte verschiedene Ansätze, mich zu einem andern Entschluß zu bringen. Aber ich blieb dabei, daß ich zunächst in ein praktisches Pfarramt gehen müsse, weil mir ohne vorhergehende Lebenserfahrung die theologisch wissen-[140]schaftliche Arbeit zu einseitig sei. Sie müsse die Vertiefung und Fülle dessen haben, was nur Erfahrung im heißen Leben geben könne.

Etwa um dieselbe Zeit kam Korell zu mir, damals Pfarrer in dem kleinen Bauerndörflein Königstädten bei Groß-Gerau, einige Jahre älter als ich, schon bekannt als einer der bedeutendsten Anhänger Naumanns unter Hessens jüngeren Theologen, ein glänzender Volksredner. Wir hatten uns auf der sogenannten „Frankfurter Konferenz hessischer Geistlicher“ kennengelernt, die alle umfaßte, die etwa dem Kreise der „Christlichen Welt“ nahestanden. Er kam zu mir und machte mich darauf aufmerksam, daß die Pfarrstelle in Rüsselsheim, dem großen Industriedorf bei Mainz, demnächst frei werde. Er sei dort nächster Nachbar und glaube, daß diese Gemeinde einen Mann wie mich als Pfarrer sehr nötig habe und daß ich dort eine sehr schöne Wirksamkeit gerade für das finden werde, was ich erstrebe. Er selbst freue sich der Freundschaft und Arbeitsgemeinschaft, die zwischen uns beiden sicher sich bilden werde.

Ich setzte mich mit dem dort abgehenden Pfarrer Ritter in Verbindung, besuchte ihn, sah mir die Verhältnisse an und entschloß mich, meine Bewerbung um Rüsselsheim einzureichen. Sie

fand Genehmigung, und ich wurde für Ostern 1905 nach Rüsselsheim ernannt. Es war die Entscheidung gefallen, die mich nicht in die wissenschaftliche Arbeit stellte – so sehr diese mich auch durchs ganze Leben begleitete –, sondern in ein großes, praktisches Pfarramt und kirchliche Kämpfe ohne Ende.

Ich habe mir später manchmal gewünscht, ich hätte noch einige Jahre in einem kleinen Pfarramte wirken können. Sicherlich wäre ich ohne die Erfahrungen in den beiden früheren Gemeinden und vor allem in dem engen menschlichen Zusammenwirken in Manchester den Anforderungen einer so großen Gemeinde nicht gewachsen gewesen. Weil man dort ja die Menschen so viel langsamer kennenlernt, darf man dorthin nur gehen, wenn man schon seine Erfahrungen mit dem Seelenleben der Menschen im kleinen Kreis gesammelt hat.

Andererseits war es nun für mich wohl an der Zeit, in den Lebenskampf einzutreten, den ein Mensch wagen mußte, der in sich den Ruf fühlte, in der verhärteten Kirche und aus ihr heraus einem ebenso verhärteten Volksleben die inneren Kräfte wachzurufen, die allein das Schicksal bezwingen können.

Auch hier kann man wohl sagen: Hätte ich den Mut zu diesem Weg gehabt, wenn ich gewußt hätte, wie verhärtet in Tradition und materiellen Interessen die Kirche war, und wie verhärtet in kirchen-[141]fremder Gleichgültigkeit, materiellen Interessen und Nöten unser Volk?

Doch ehe ich nach Rüsselsheim kam, war noch eine andere Erfahrung zu bezwingen.

Arheilgen – Mein Vater

Kurz vor Weihnachten 1904 erhielt ich ein Schreiben des Großherzoglichen Oberkonsistoriums zu Darmstadt, ob ich nicht während der Weihnachtsferien der Universität als Vikar meines Vaters in Arheilgen eintreten wolle. Dessen Vikar mußte wegen unwürdiger Dinge auf Verlangen des Kirchenvorstandes sofort versetzt werden, und sie hatten in solcher Schnelligkeit keinen anderen zur Verfügung.

Ich sprang ein, obwohl das eine große Belastung bedeutete. Ich hatte, ohne jede Vorbereitung in diesen vierzehn Tagen wohl vierzehn verschiedene Gottesdienste und Feiern zu halten, denn Arheilgen war eine anspruchsvolle Gemeinde. Es war mir angst davor. Aber ich tat es. Ich machte die Erfahrung, daß ich dadurch sehr viel sicherer auf der Kanzel wurde. Ich war gezwungen, mich viel mehr auf mein Gedächtnis zu verlassen, konnte nicht mehr auswendig lernen und mußte mich rasch vorbereiten können.

Eine große Erfahrung war mir das Zusammenarbeiten mit dem sehr gewissenhaften, vielleicht ein wenig pharisäischen, aber doch sehr ernst um das Wohl der Gemeinde und die Wahrheit und Kraft der Verkündigung besorgten Kirchenvorstand von Arheilgen. Hier sah ich, was möglich wäre und was noch darüber hinaus erreicht werden könnte, wenn man mit mehr Vertrauen die ernsten Menschen einer Gemeinde zur Selbstverantwortung heranzöge und erzöge. Dieser Kirchenvorstand fühlte sehr ernst das Bedürfnis, für seinen schwer erkrankten Pfarrer einzustehen und der Gemeinde eine gewissenhafte Seelsorge zu erhalten. Da sie merkten, daß ich hier ganz mit ihnen fühlte und sie stützte und mit ihnen sorgte, hatte ich eine sehr schöne Zeit der Gemeinschaft. Das bedeutete um so mehr, weil ja meine theologische Stellung einen Kirchenvorstand streng lutherischer Haltung mit Mißtrauen erfüllen mußte.

Gekommen war das alles durch eine schwere Erkrankung meines Vaters. Er war seit Jahren immer sonderbarer und leicht reizbar. Es war etwas in sein Wesen und Verhalten gekommen, was wir nie an ihm gekannt hatten, eine sonderbare Haltlosigkeit sogar, die vieles in seinem Wirken schädigte. Man war damals solchen Erscheinungen gegenüber noch unerfahren. Heute würde man sofort an eine schwere [142] Nerven- oder Gehirnerkrankung denken und

durch rechtzeitige Behandlung vielleicht einige Jahre des Lebens retten. Ende 1903 und Anfang 1904 war es deutlich geworden, daß eine schwere, rasch fortschreitende Verkalkung des Gehirns vorlag, die ihn mehr und mehr unfähig machte, sein Amt zu tun. So gab man ihm einen Vikar, da man die Unheilbarkeit seines Zustandes nicht sofort deutlich machen konnte und wollte.

Leider war der junge Vertreter in keiner Weise der rechte Mann für eine so ernste und große Gemeinde. Zunächst brachte er einen Ton mit, den das Haus nicht gewöhnt war und quälte meine Mutter, die es schwer genug hatte, mit Rücksichtslosigkeiten. Schließlich kam es zu schweren Entgleisungen, so daß der Kirchenvorstand eine Abordnung ans Oberkonsistorium schickte mit der Forderung der Abberufung. Dies geschah. Als ein Charakteristisches möchte ich sagen, daß ich im Schreibtisch meines Vaters einen vergessenen Zettel fand, über dem ich erst rätselte, bis mir auf einmal klar wurde, was er bedeutete. Er enthielt eine Liste: 1. Sonntag n. Trin. Pniel S... 2. Sonntag n. Trin. Pniel 5 ... und so fort bis zum Sonntag seiner letzten) Predigt. Da „Pniel“ eine Predigtsammlung ist, so hat er also Sonntag für Sonntag eine andere Predigt aus ihr genommen und darüber Buch geführt, damit er nicht dieselbe zweimal halte. Nun verstand ich auch ein Erlebnis mit ihm während der Herbstferien. In der Woche nach der Kirmes in Arheilgen hatte man im Orte allerlei geredet über das maßlose Essen und Trinken des jungen Pfarrers in verschiedenen Gasthäusern. Am Sonntag aber hielt er eine Predigt über die, denen der Bauch ihr Gott ist und verdammte sie in den Abgrund der Hölle; Pniel S...! Wie mancher Pfarrer predigt aus „Pniel“ oder aus kirchlicher Tradition, was er nie predigen dürfte!

Mitten in der schweren Arbeit dieser Tage hatte ich noch eine andere sehr schwere Aufgabe zu erfüllen. – Meine Mutter war zu der Überzeugung gekommen, daß die lange Erkrankung meines Vaters und die mit diesem Leiden verbundenen Eigentümlichkeiten schließlich das ganze Ansehen und die ganze Liebe zerstören müßten, die er sich erworben hatte. Sollte man ruhig abwarten bis die ganze Gemeinde sich nach einem frischen, leistungsfähigen Pfarrer sehnte und die Verdienste des alten vergessen hatte? – Sie hatte erkannt, daß es unmöglich sei, auf die Dauer mit Vikaren eine so große Gemeinde wirklich zu versorgen. Aber mein Vater war schon zu krank, das wirklich einzusehen, und die ganze Schwere seines Zustandes wollten wir ihm ja auch nicht rücksichtslos klarmachen. Sollte aber die Pensionierung bis zum 1. April 1905 wirksam werden, [143] so mußte sie vor dem 1. Januar beantragt sein. So hatte ich am 31. Dezember die schwere Aufgabe, meinen Vater zu bestimmen, daß er sein Pensionierungsgesuch einreiche. Ich hatte es vorher geschrieben. Er brauchte nur zu unterschreiben. Aber ich hatte vom Morgen bis zum Abend mit ihm zu ringen, immer neue Ansätze zu nehmen, bis er es in einer zornigen Weise tat. – Der Erfolg aber war, daß vom nächsten Tage ab in seinem Zustand eine Besserung eintrat, die mehrere Monate vorhielt. In Wirklichkeit war ihm ein Druck abgenommen, den er sich selbst nicht hatte zugestehen wollen, das Gefühl, seine Pflicht in der Gemeinde nicht mehr tun zu können. Er redete nie über die Sache, ließ aber fröhlich alle Umzugsvorbereitungen geschehen, gewöhnte sich rasch an das neue Heim in Darmstadt, ein in einem kleinen Gärtlein gelegenes Hinterhäuslein, wo er in einiger Abgeschlossenheit leben konnte. Es waren ihm noch einige Monate vergönnt, ehe die Umnachtung weiterschritt, die im letzten Jahre sehr schwere Formen annahm, bis der Tod ihn erlöste und ebenso seine getreue Pflegerin entlastete, die Frau, die es miterleben mußte, daß der Mann, der sie durch alle Jahrzehnte heiß geliebt hatte, sie nicht mehr kannte und suchte, während sie neben ihm saß.

Ich schreibe dies Erleben nieder, um anderen den Weg zu zeigen. Man wagt oft alternde Pfarrer, Lehrer oder Beamte nicht an Pensionierung zu erinnern oder gar einen energischen Druck auf sie auszuüben. In Wirklichkeit würde man ihnen damit etwas Gutes tun. Sie wehren sich ja meistens gerade deshalb so sehr gegen diesen Gedanken, weil sie vor sich selbst den Druck

nicht zugeben wollen, der auf ihnen lastet im Gefühl ihrer sinkenden Kraft und der fortschreitenden Unfähigkeit, zu leisten, was sie von sich selbst immer gefordert haben.

An jenem harten Tage hatte ich oft das Gefühl, unkindlich zu handeln. Als ich den Erfolg sah, wußte ich, daß ich gerade das getan hatte, was ein Sohn dem Vater in solcher Lage schuldig ist, ihn vor weiterer Not zu bewahren, ihm das Urteil und die Selbsterkenntnis zu ersetzen, die die Macht der Krankheit ihm genommen haben. Wer sollte das tun, wenn nicht der Sohn?

So aber war es gekommen, daß ich um dieselbe Zeit nach Rüsselsheim übersiedelte, in der meine Eltern das Häuslein in Darmstadt bezogen. Es traf sich glücklich, daß sie gerade einen Teil ihrer Möbel abgeben mußten, als ich sie nötig hatte. So konnte ich im uralten Rüsselsheimer Pfarrhaus einziehen mit einem Teil altererbter Möbel, die in seine Zimmer gut paßten.

Ich ließ mir Bücherbrett, Sessel und Stühle, Tisch und Bänklein [144] und einen Bücherschrank fürs Studierzimmer anfertigen. Dazu hatte mein Bruder Ludwig die Zeichnungen geliefert, und das Honorar für mein erwähntes Buch lieferte die Mittel.

Es war auch allerlei an Wäsche zu besorgen. Als ich mit Mutter und Schwester, die gerade zu Besuch war, diese in Darmstadt einkaufte, begegnete mir auf dem Ernst-Ludwigs-Platz mein Studienfreund Paul Wagner, nun Dr. med., angehender Augenarzt, ebenfalls mit Mutter und Schwester. Wir lösten uns aus den Reihen, begrüßten uns und erzählten unsere Vorhaben – ich, daß ich als Pfarrer nach Rüsselsheim gehe – er, daß er sich als Augenarzt in Frankfurt niederlasse. Wir versprachen uns gegenseitige baldige Besuche, was aber zunächst nicht zur Ausführung kam, so wenig dachten wir an eine tiefere Bedeutung dieses Zusammentreffens.

Rüsselsheim

Ich hatte mir Rüsselsheim schon angesehen. Das mächtige alte Pfarrhaus mit dem abgeschlossenen Hof und Garten war voll eigenartiger Romantik mitten im Getriebe des Industrieortes. Eine Wetterfahne mit der Zahl 1699 zeugte vom Alter des Hauses, ebenso die uralte Dachkonstruktion des Bodens, ein gewaltiger, einheitlicher Raum, durchzogen von uralten dicken Eichenbalken. Dort lag die Holzfigur des heiligen Alban mit dem Kopf in den Händen, die ich nun im Vorplatz unten im Winkel der Treppe aufstellte. Die Zimmer des oberen Stockes waren in sehr einfacher Weise erneuert worden und gaben eine kleine behagliche Wohnung. Ein Zimmer richtete sich Lenchen ein, die originelle Haushälterin, von Tante Dora angeworben. Die weiträumige Küche des unteren Geschosses mit ihren ebenso weiträumigen Nebenräumen und den zwei großen, feuchten Zimmern blieben unbenutzt.

Garten und Nußbaum im Hofe waren noch kahl, als ich am Sonnabend mit meinem Hündlein Hallo eintraf, vom Kirchenvorstand an der Bahn empfangen, um am folgenden Sonntag, in der Passionszeit 1905, durch Dekan Beyer aus Groß-Gerau eingeführt zu werden, der nun mein nächster Vorgesetzter war.

Wir sind uns nicht persönlich nahegekommen. Er war persönlich zu nüchtern, um mein Freund zu werden. Sachlich stand er – obwohl liberaler Theologe – meinen vorwärtsdrängenden Gedanken viel zu fern, als daß wir uns verstanden hätten. Aber er war ein durch und durch sachlicher und gerechter Mann, der mir dadurch viel zur Seite stand. Er war außerdem ein ganz besonders tüchtiger Verwaltungs-[145]mann, der mir viel bedeutete beim Einarbeiten in die immerhin nicht ganz einfache Verwaltung einer Kirchgemeinde von großem Grund- und nicht ganz geringem Kapitalbesitz, wie Rüsselsheim es war.

Rüsselsheim war ja seit uralten Zeiten einer der wichtigsten Orte der Grafschaft Katzenellenbogen, aus der die spätere Landgrafschaft und schließlich das Großherzogtum Hessen hervorgingen. Als Mainhafen vermittelte es den Schiffsverkehr in die Weite. Seine am östlichen

Ende des Ortes gelegene alte Wasserburg war bis ins 18. Jahrhundert eine starke Festung. Noch im Dreißigjährigen Krieg spielten Rüsselsheim und seine Anlage eine große Rolle. Von hier aus belagerte Gustav Adolf Mainz. Dann wieder wurde er in Mainz von den Kaiserlichen angegriffen. Unmittelbar vor Mainz schuf Gustav Adolf die Festung Gustavsburg, deren Namen heute die große Industriegemeinde dort noch trägt.

Rüsselsheim war eine der drei Festungen, die in den Jahren 1632-1635 allein noch bewohnt waren in der ganzen Grafschaft, Darmstadt, Reinheim, Rüsselsheim. Alles andere lag öde. Die ganze Bevölkerung der Gegend war in diese Festungen zusammengedrängt. In Rüsselsheim starben von diesen zusammengedrängten Massen 95 Prozent an der Pest. Seine Kirchenbücher gehen bis ins 16. Jahrhundert zurück und mußten als große Wertgegenstände im Kassenschranke aufbewahrt werden.

So war Rüsselsheim immer eine Gemeinde, in der eine Reihe von höheren Beamten wohnte und eine Rolle spielte. Seine Bevölkerung trug den Charakter von Landleuten und Handwerkern, die gewohnt sind, mit solchen zu verkehren, weltgewandter, aufgeklärter und vorsichtig schlauer als der Dorfbewohner.

So hatte man von alters her auch seine Kirchgemeinde reich ausgestattet und ihr beim Übergang zum Luthertum eine verhältnismäßig gute Pfründe erhalten. Man wollte die Möglichkeit haben, in dieser Gemeinde immer Pfarrer anzustellen, die der Behörde besonders zuverlässig erschienen. Ich sage nicht besonders tüchtig! Es gibt da eine bezeichnende Geschichte. Die Jüngeren unter uns wissen nicht mehr, was ein „Profitchen“ war, eine Eisenspitze mit Rand unten, die man auf den Leuchter steckte und auf sie die Lichtreste, damit man eine Kerze bis zum letzten Ende ausbrennen konnte. Einem der früheren Großherzöge wurde einst ein Ernennungsschreiben für einen Pfarrer in Groß-Gerau vorgelegt, einer Gemeinde, für die dasselbe galt wie für Rüsselsheim. Da sagte er: „Dieses Groß-Gerau ist doch ein richtiges Profitchen für ausgehende Kirchenlichter.“ – Man setzte alte, verdiente Pfarrer in diese Gemeinden, denen man [146] den Lebensabend und die Sorge für ihre Kinder erleichtern wollte. Daß diese dann nicht mit der Kraft für ihre Gemeinden arbeiten konnten, wie es nötig gewesen wäre, ist nicht ihre Schuld. Ich aber glaube, daß die besonders starke traditionelle Unkirchlichkeit gerade dieser reichen Gemeinden durch diesen Umstand mit bedingt ist, der sich ja durch Jahrhunderte auswirkte.

Das war nun nicht mehr so. Die hessische Landeskirche gab die Gehälter nach dem Alter, und die Erträgnisse der Pfründen gingen in die allgemeine Kasse. So wurde Rüsselsheim besetzt mit der Fragestellung: Wer paßt dahin? Ich war allerdings der einzige Bewerber gewesen. Rüsselsheim galt für eine außergewöhnlich schwierige, arbeitsreiche, anspruchsvolle und bei ihrer traditionellen Unkirchlichkeit undankbare Gemeinde. Für mich bedeutete die reiche Dotierung der Pfarrstelle und das große Vermögen der Kirchgemeinde nur, daß ich mich in eine nicht kleine Vermögensverwaltung einzuarbeiten hatte. Ich hatte dazu zum Glück einen sehr erfahrenen Dekan und einen ganz prächtigen Kirchenrechner, den Gemeindeeinnehmer Treber, der mit seiner Frau bald zu meinen nächsten und dauernd treuen Freunden zählte. Er war einer jener Männer, in denen sich die geistige Tradition dieser durch Verkehr mit Beamten immer geschulten Bevölkerung von Bauern und Handwerkern verband mit einer edlen Gediegenheit des Charakters, was ihm etwas Aristokratisches gab. Das kecke Selbstbewußtsein des Rüsselsheimers wurde bei ihm klare Würde.

Das alte Rüsselsheim bildete eine mächtig breite Straße, eine Straße, wie sie jene Orte besitzen, die für den Durchgangsverkehr der alten Zeit Übernachtungsplätze waren. Da waren solche breiten Straßen nötig, in denen die Wagen halten und durch die Nacht stehen konnten, solche großen Gasthöfe mit mächtigen Stallungen und überdachten Toreinfahrten, wie noch zwei an der Straße damals lagen.

Mitten in der Straße sprang die Kirche mit ihrem Turm etwas vor. Sie war 1791 erneuert, eine helle, eigenartige Saalkirche, ganz charakteristisch eigenartig für jene Zeit, passend auch zu dieser aufgeklärten, lebendigen, vitalen, frohen und lebenslustigen, derben Bevölkerung, in der aber auch ein kluger, charaktervoller Lebensernst steckte. Ich bin fest überzeugt, daß auch mein Kirchenvorstand von 1905, wenn er eine Kirche hätte bauen sollen und allein zu entscheiden gehabt hätte, aus allen vorgelegten Plänen den ausgewählt hätte, der dieser Kirche am ähnlichsten war. So sehr paßte diese Kirche in den Charakter dieser Gemeinde, gerade zu ihren eigentlichen Vertretern.

Im Osten, wo die breite Straße aus dem Orte ins Freie führte, lag links nach dem Maine zu die Festung mit ihren gewaltigen Gräben [147] und Wällen. Ein Spaziergang zwischen ihren Wällen war etwas besonders Reizvolles. Ihre Gebäude waren ein Gewirr von Kellern und Schuppen, zu allem möglichen gebraucht. 1870 hatte sie französische Gefangene beherbergt. 1905 wäre es einem völlig phantastisch erschienen zu denken, daß sie einer solchen Verwendung noch einmal zugeführt werden könnte. Jenseits ihrer Wälle strömte der breite Main, der hinter den Häusern und Gärten der Straße hinzog und auf dessen Damm man einen wundervollen Spaziergang hatte; drüben nach Nordwesten lag über dem steilen Hang seiner Weinberge Hochheim, südwestlich in der Ebene Flörsheim, drüben am Ufer, überall nach Norden zu, die langsam aufsteigenden Hänge des Taunus, über die man hinblickte bis zu den mächtigen Höhen des Feldbergs. Diesseits lag hinter den Häusern Rüsselsheims nach Süden zu die heiße, staubige Ebene des Ried, weiter ab aber auch der ungeheure Wald, der einmal der größte Reichtum dieser Gegend gewesen war, um deswillen die Frankenkönige ihre Pfalz Tribur mitten in den Wald gebaut hatten, den sie rings mit ihren Frankensiedlungen umgeben hatten, von denen eine Rüsselsheim – „Ruozilos Heim“ – war, wohl genannt nach dem Führer der Schar, die die zwölf ursprünglichen Hufen besiedelte.

Wer das alles begreifen will, der nehme sich das Werk des alten Wilhelm Heinrich Riehl zur Hand, „Land und Leute“, und lese den Abschnitt „Das Groß-Gerauer Land“. Mir war sehr wichtig, meine Gemeinde in der ursprünglichsten Schicht ihrer Einwohner zu verstehen.

Von der Festung nach Westen zwischen Fluß und breiter Straße lag ein behagliches Herrenhaus mit großem Park, bewohnt von einem alten Ehepaar, Freiherrn und Freiherrin v. Seckendorf. Sie waren katholisch, lebten sehr zurückgezogen. Hie und da kam man mit ihnen in Berührung. Nach dem Tode des alten Paares wurde der Park von der Gemeinde als öffentlicher Park angekauft und verwendet. Das war in der öden, heißen Gegend eine große Wohltat. Das Herrenhaus wurde Rathaus an Stelle des alten, engen Gebäudes in der Hauptstraße.

Westlich von der Kirche verengte sich die Hauptstraße, und bald führte ein Seitengäßchen ab, in dem sofort das große, von schmalem Dächlein und mächtiger Glyzinie überwucherte Tor vor einem stand, zu dem es führte und hinter dem der abgeschlossene Pfarrhof und dahinter wieder der große Garten lag. Das Holztürlein zum Garten lag zur Rechten. Man mußte unterm alten Nußbaum hindurch, und hinter ihm öffnete sich der unendlich lange Rebengang zu der kleinen Pforte, die durch die Mauer jenseits in eine Seitenstraße führte und zur Schule gegenüber. Prachtvolle Pfirsiche, Birnen und Zwetschgen gab es im Garten.

[148] Gegenüber dem Tor war der Hof begrenzt von der alten großen unheimlichen Scheune mit verwinkelten Ställen. Den Hof entlang – dem Garten gegenüber – zog sich das Haus. Neben der Scheune lag nochmals ein verborgener, geheimnisvoller, feuchter Winkel. Es war alte Romantik, die sich hinter dem Tor öffnete, völlig abgeschlossen von dem modernen Industriedorf. In derselben Ecke lag noch das Haus eines Tischlers verborgen und ein kleines Arbeiterhaus.

Hinter der Schule sah man im Süden die damals schon gewaltigen Gebäude der Firma Opel aufsteigen, deren Neubauten und Wachsen von hier dauernd zu beobachten waren. Sie um-

faßten den ganzen Südwesten des Dorfes. Nach ihnen kamen die Bahnlinie und nur noch vereinzelte Bauten, die sich in die weite Ebene hinauszogen.

Wer Rüsselsheim von der Bahn aus betrat oder von irgendeiner fernern Stelle aus übersah, sah diese Gebäude der Firma Opel, Kirche und Festung; alles Alte verschwand vor ihnen. Sie waren nun äußerlich und innerlich das Beherrschende, das Schicksal der hier wohnenden Menschen, ihr Brot.

Das Schicksal Rüsselsheims – das Wesen seiner Einwohner

Es gab in Rüsselsheim noch eine ganze Anzahl Bauern. Sie waren sogar zum Teil wohlhabend geworden trotz ihrer magern Sandäcker. Sie konnten sie als Bauplätze verkaufen, und sie bekamen gute Preise für ihre Erzeugnisse. Das tat die Industrie. Vielleicht hatte das nicht ganz so zerstörend auf den Charakter des Bauern gewirkt, weil es allmählich gekommen war und weil jene vornehme Tradition im alten Beamtenstädtchen den Menschen ein größeres Maß von Selbstbewußtsein gegeben hatte als im kleinen Bauerndorf. Einige dieser Bauernfamilien hatten immer im Verkehr auch mit Mainz gestanden. Sie hatten eine weltoffenere Tradition. Andere begannen schon in der Zersetzung zu versinken. Da waren die Bauern, in deren Haus der Schmutz herrschte, die – wie die Handwerker – des Morgens um elf Uhr zum Frühschoppen gingen, es waren aber auch die allzukleinen, deren Acker zu klein war, eine Existenz zu bieten. Es gab freilich auch solche, die es verstanden hatten, durch Fleiß, gute Gedanken und Nebenerwerb sich vorwärtszubringen. Einige dieser Bauern waren gut kirchlich aus Tradition, andere waren mäßig kirchlich, weil sie im Kirchenvorstand oder in der Kirchengemeinde Vertretung saßen. Die große Mehrzahl war wenig kirchlich. Erwerb regierte alles Denken und Wesen.

Die zweite traditionell bedingte Schicht war die der Handwerker. Auch sie waren Familien mit alter Tradition, klug und lebendig. Bei [149] ihnen vollzog sich ein rapider Umwandlungsprozeß. Sie stellten ihren Betrieb mehr und mehr auf das um, was Opel von ihnen nötig hatte an kleinen Reparaturen, Aufträgen für Bauten und Druckaufträgen. Ihre Söhne, wie die der Bauern, wurden Arbeiter und Beamte der Fabrik. Besonders zur Blüte kam natürlich das Bauhandwerk. Gebaut wurde immer in Rüsselsheim.

Das alles brachte aber auch jenes rasche Rollen des Geldes mit sich und jenes Bedürfnis nach dauerndem Sichaussprechen und Verkehr, dessen Ergebnis der Früh- und Dämmerschoppen ist. Diese Handwerker waren geistig dem lebendigeren Teil des Bauerntums ähnlich, kirchlich nur die, die in einer kirchlichen Körperschaft saßen. Die besseren unter ihnen waren sehr aufgeschlossen für geistige Anregung.

Zur traditionsverbundenen Schicht gehörten auch die Juden Rüsselsheims. Es waren einige alte Judenfamilien, seit uralten Zeiten mit dem Bauerntum als Vieh- und Getreidehändler verbunden, nun in mancherlei größeren oder kleineren Lieferungsgeschäften tätig. Sie waren vor allem die Träger des Handels nach außen und lieferten auch für Handwerker und Kaufläden der kleinen Orte ringsum.

Die Juden stellten jene merkwürdige Mischung von unermüdlichem und gerissenem Geschäftsgeist und persönlicher Anständigkeit und Biederkeit dar, wie man sie so oft bei dem Juden der kleinen Stadt findet. So waren sie gern gesehen und lebten in Freundschaft mit allen.

Eine Sonderstellung nahmen schon einige größere Geschäftsleute ein, die sich durch persönliche Tüchtigkeit emporgearbeitet hatten. Sie gehörten, soweit sie ältere Geschäfte hatten, zu dem mehr konservativen Teil, der aber der Industrieentwicklung ablehnend gegenüberstand, sosehr er sich mühte, sie zu benutzen. Einige jüngere dieser größeren Geschäftsleute gehörten um so leidenschaftlicher dem vorwärtsdrängenden Teile der Bevölkerung an.

Höhere Beamte hatte Rüsselsheim nicht mehr, seitdem sein Amt aufgelöst und seine Festung unbenutzt war. Es hatte jedoch eine Reihe mittlerer Beamter und mit seinen wachsenden Schulen eine große Lehrerschaft. Von ihr waren einige geistig sehr interessiert, einige auch kirchlich und religiös warm. Doch waren viele auch in die Geistigkeit des Ortes hineingezogen, der Einnahme und Ausgabe und angenehmes Leben zum Mittelpunkt geworden war. Sie waren geistig, religiös und politisch tief zerspalten. Von den zwei Ärzten war der eine der von Opel begünstigte, der andere der in der Arbeiterschaft beliebte Arzt. Hier wechselten die Personen, nicht die Einstellung und Überzeugung.

[150] Rüsselsheim hatte vor Opel schon Industrie. Es war eine Fabrik künstlichen Kaffees da, die um 1860 bis etwa zu jener Zeit eine wirkliche wirtschaftliche Bedeutung hatte. Ihr noch lebender ältester Inhaber war Kommerzienrat. Diese Familie litt sehr darunter, daß sie von dem aufsteigenden Glanze Opels zurückgedrängt war. Sie hatte nicht die geistige Energie, das zu ändern.

Es war außerdem eine Kokosmattenfabrik am Orte. Ihre Inhaber kannten diesen Ehrgeiz nicht, sondern waren enger mit Opel befreundet. In diesen örtlichen Spannungen lag auch etwas von den Notwendigkeiten und der Tragik deutscher Wirtschaftsgeschichte. Die kleinen und mittleren Betriebe, die bis dahin führend waren, traten zurück, die großen der Eisen- und Maschinenindustrie wurden maßgebend. Soweit jene andern sich überhaupt behaupten konnten, mußten sie sich doch hineinfinden, daß sie nicht mehr führend und in erster Linie maßgebend waren.

Nun aber stieg Opel auf. Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts waren zwei Söhne eines Rüsselsheimer Schlossermeisters nach Paris gegangen, hatten gelernt, Nähmaschinen zu machen, kamen zurück und begannen im Schuppen ihres Vaters diese Maschinen herzustellen. Sie verluden selbst die ersten auf Schubkarren und brachten sie den Kunden. Aber sie kamen in den großen Aufstieg deutscher Wirtschaft um 1870 hinein. Sie wurden emporgetragen; der ältere heiratete eine Frau, deren geniale kaufmännische Tüchtigkeit der Sache einen entscheidenden Impuls gab. Mit dem Aufkommen des Fahrrades nahm man dessen Produktion auf. Nun wuchsen die fünf Söhne heran und waren Rennfahrer, die sich auf ihren Rädern die Liebe sämtlicher Sportler der Welt eroberten. Man stieg mächtig empor.

Dann nahm man die Produktion von Autos auf. So stand es um 1905. Opel war eine der größten Nähmaschinenfabriken Deutschlands, führend für Fahrräder, ringend um Bedeutung in der Autoproduktion. Es war eine Fabrik von 1500-2000 Arbeitern. Das war damals eine ganz große Sache.

Dort, wo die Gebäude der Fabrik in einen großen Garten übergingen, standen drei stattliche Villen, die eine der alten Frau Opel; „Madame Opel“ nannte man sie in Rüsselsheim. Der Begründer der Fabrik war gestorben. Daneben standen die zweite von „Kommerzienrat Wilhelm Opel“ und die dritte von Heinrich Opel. Die beiden jüngsten Brüder Ludwig und Friedrich waren noch nicht verheiratet, der älteste, Karl, lebte in Frankfurt.

Es war von entscheidender Bedeutung, daß nicht nur diese gewal-[151]tige Fabrik an diesem kleinen Orte war, die mehr und mehr Brotgeber fast aller, auch der Handwerker und ihrer Söhne, der Bauernsöhne, wurde, sondern auch diese Familien. Man kann sich denken, wie alles beherrschend ihr persönlicher Einfluß über dem Orte stand. Hier erlebte man etwas von der fürstlichen Stellung und dem fürstlichen Einfluß moderner Industriegewaltiger über eine Gemeinde, ja über eine ganze Landschaft. Von allen umliegenden Dörfern kamen die gewandert, die in der Fabrik arbeiteten; die angeseheneren Familien weithin waren froh, ihre Söhne als Beamte in die Fabrik zu senden, die noch angeseheneren, wie die höheren Beamten (Kreisräte bis zu den Ministern in Darmstadt), waren glücklich, mit diesen Familien zu verkehren, war doch selbst der hessische Großherzog nicht seltener Gast hier.

Die Familie selbst war gänzlich beansprucht von der ungeheuren Arbeit der aufsteigenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung; durch die letztere auch die Frauen. Als besonders bedeutend ragten hervor die „Madame Opel“, damals eine Frau von etwa 67 Jahren und noch tätig in der Sorge um die Fabrik. Sie war ein genialer Kaufmann und wollte nicht mehr sein. Mit ihr und ihrer klugen, geschäftstüchtigen Derbheit kam ich rasch in Fühlung. Wir verstanden uns auf dieser Basis. Ich habe ihr später mit gutem Gewissen die Grabrede gehalten über das Wort: „Fürsten sind Menschen vom Weibe geboren und kehren wieder in den Staub“. – Ich schilderte, wie das gewaltige Werk, das sie schuf, stand, sie aber gehen mußte. Gern erzählte sie von ihrem Aufstieg aus einfachen Verhältnissen, wie sie die erste Hängelampe in Rüsselsheim besessen habe und die Leute vor ihrem Fenster stehenblieben, sie zu bewundern. Das war natürlich noch eine Petroleumlampe. Ihre derb-kluge geschäftliche Art zeigt sich in folgenden Geschichten:

Sie ging durch unsern Garten und sah einen Baum voll wundervoller Pfirsiche: „Was haben Sie da herrliche Pfirsiche, welche Menge! Stück für Stück dreißig Pfennige!“ –

Als ich mich verlobt hatte, fragte sie, was aus meiner Haushälterin werde. Als ich ihr sagte, daß die wegginge, bemerkte sie: „Das war bei mir anders. Mein Mann hatte auch eine solche, als wir heirateten. Am ersten Morgen fragte sie: ‚Was soll ich heute kochen?‘ – ‚Gerade wie gewöhnlich‘ sagte ich, ‚für eine Person mehr‘! – Ich ging in die Fabrik.“

Allerlei originelle Aussprüche wurden in Rüsselsheim von „Madame Opel“ erzählt. Vor allem aber war niemand im Zweifel – sie ließ auch darüber keinen Zweifel –, daß die wirtschaftlichen Not-[152]wendigkeiten ihres Werkes ihr über alles gingen und sie in deren Vertretung keinerlei Rücksicht kannte.

Von ihren Söhnen war der entscheidende Wilhelm Opel, sicher der tüchtigste Geschäftsmann der Firma, ebenso rücksichtslos und klug wie seine Mutter. Neben ihm stand seine Frau, die von großen gesellschaftlichen Pflichten in Anspruch genommen war.

Vielleicht war es zu viel verlangt, daß ich mir einbildete, diese Vertreter der Großindustrie hätten die Pflicht, irgendwie für meine Fragen und Pläne Teilnahme zu zeigen. Ich würde es vielleicht heute mehr verstehen, wenn auch nicht billigen, daß es nicht so war. Damals erfüllte es mich mit Entrüstung. Erst langsam im Laufe meines Lebens lernte ich erkennen, daß sie nur Opfer der allgemeinen geistigen Verständnislosigkeit im deutschen wirtschaftlichen Leben und seiner Führer waren. Wie sollten sie an die Bedeutung geistiger Kräfte und Wirklichkeiten glauben, die im ganzen deutschen Leben zu Dekorationsstücken geworden waren?

So sahen wir einander, besuchten einander, hatten öfter in allen möglichen Fragen miteinander zu tun. Aber irgendein geistiges Verstehen füreinander entwickelte sich nicht.

Bewundern mußte man die Leistung. Es war ein gewaltiger Aufstieg der Firma in den Jahren 1905-1914, den ich miterlebte. Fast verdreifacht hat sich ihre Arbeiterzahl in dieser Zeit, und Rüsselsheim selbst stieg von viertausend auf achttausend Einwohner. Das ist nur dem Wachstum der Firma Opel zuzuschreiben.

Dieselbe Zurückhaltung, die bei den Familien Opel herrschte, fand ich dann wie selbstverständlich bei den höhern Beamten der Fabrik. Zwei von ihnen hatten Interesse für kirchliches Leben. Aber auch sie wurden im Laufe der Zeit mir gegenüber vorsichtiger.

Unter den mittleren und unteren Beamten fanden sich mehr, deren kirchliches Interesse so stark war, daß sie sich um einen Pfarrer kümmerten. Die große Mehrzahl war gleichgültig, beherrscht von der Frage des Gehaltes und dem Trieb, in Mainz oder in Frankfurt Freude zu suchen. Soweit sie nicht aus Rüsselsheim stammten, hatten sie für dessen Gemeinschaftsleben gar keinen Sinn.

An Rüsselsheim ganz anders gebunden war die große Masse der Arbeiterschaft. Sie war zum Teil bodenständig, Söhne und Enkel der Bauern und Handwerkerfamilien.

Die Älteren von ihnen waren wohl noch Altersgenossen und Freunde der Gründer der Firma, redeten mit dem noch lebenden Bruder des alten Adam Opel per „Du". Ja sie redeten zum Teil die Inhaber der Firma mit „Du" an, da sie sie von Jugend auf kann-[153]ten. Diese Schicht war unbedingt loyal zur Firma, stolz auf ihren Aufstieg, fest überzeugt, daß dieser Aufstieg Rüsselsheim soviel Wohlstand gebracht hatte, wie sonst nie zu ihnen gekommen wäre.

Die Söhne dieser Leute standen zum Teil noch ähnlich, wenn auch in abgeschwächter Form. Die Klügeren und Energischeren unter ihnen aber verglichen ihre Lebensbedingungen in Rüsselsheim mit denen in Frankfurt, lasen sozialistische Zeitungen und begannen kritisch zu werden.

Das war ganz und gar der Fall bei den Zugezogenen, besonders den geistig lebendigeren dieses Kreises. Durch sie wuchsen die sozialistische Gedankenwelt und die gewerkschaftliche Organisation. Eine ganze neue Geisteswelt war im Entstehen. Voller Unbehagen standen die älteren Arbeiter dem gegenüber – und wurden doch nach und nach hineingezwungen.

Es war die eigenartige Lage, daß eben ein Ort wie Rüsselsheim zunächst mit viel geringeren Löhnen arbeitete, als man es in Frankfurt oder einer andern Stadt konnte. Die Firma Opel hielt sich mit dadurch konkurrenzfähig, daß sie in ihren Akkordsätzen viel veränderlicher war als andere Firmen, und leichter ihre Arbeiter herabdrücken konnte als andere.

Hatten doch in Rüsselsheim die meisten Arbeiter ihre kleinen Häuser; und Straße um Straße mit kleinen Häuslein und Gärten wuchs empor. Die Einheimischen besaßen ein oder zwei oder drei Morgen Acker dazu. So war man nicht arm, auch wenn man geringe Löhne bezog. Das Drängen auf gewerkschaftlichen Kampf um bessere Löhne stieg stärker aus der Schicht der Zugezogenen auf, die irgendwelchen Grundbesitz noch nicht hatten. Allmählich erfaßte es die Einheimischen, deren Lebensbedürfnisse wuchsen, je mehr sie mit dem Leben der Stadt in Berührung kamen.

Die patriarchalisch-traditionelle Haltung der älteren Arbeiterschaft bedeutete in Rüsselsheim nicht kirchliche Haltung. Diese war hier schon seit langem verbraucht. Nur ganz vereinzelte Arbeiter aus allen Schichten waren durch Familientradition eigener Art an das kirchliche Leben gebunden. Bei ihren Kindern aber verbrauchte es sich.

Über der Arbeiterschaft stand noch die Schicht der Werkmeister, aus ihr hervorgegangen und doch von ihr getrennt durch noch engeres Gebundensein an die Firma. Auch hier waren schwere Entwicklungen im Gange. Eine wachsende Zahl dieser Leute erkannte die Zugehörigkeit zur Arbeiterschaft.

Überdenkt man die geistige Lage einer solchen Gemeinde, so wird man erkennen, daß nirgends etwas Festes und Einheitliches war. Da [154] war kaum ein Mensch, dessen äußeres und inneres Leben nicht irgendwie in starker Veränderung begriffen war. Die einen sanken, die andern stiegen, die einen wurden vom wirtschaftlichen und politischen Kampfe erfaßt, die andern wehrten ihn scheu und gequält ab. Viele waren bei den freien Gewerkschaften organisiert und hielten es doch fast für eine Schande oder ein Unrecht, in so nahe Zusammengehörigkeit mit Organisationen zu kommen, die der Sozialdemokratie nahestanden.

Da gab es Bauernfamilien, die durch kluge Söhne mit dem Geiste des Sozialismus vertraut waren, und es gab solche, die im Sozialismus die Gefahr aller Gefahren sahen. Dasselbe galt für die Handwerker, die Lehrer und andere.

Der Sozialismus stieg auf. Immer deutlicher erkannte auch die mehr konservative Schicht der Arbeiterschaft, daß er der einzige starke Vertreter ihrer Interessen sei. Aber dieser – die Ar-

beiterschaft mehr und mehr an sich ziehende – Sozialismus war für alles Bürgerliche und Kirchliche mit dem Vorwurf der Vaterlandslosigkeit und Gottlosigkeit so beladen, daß Annäherung an ihn Bruch mit diesen Kreisen bedeutete. So wuchs und wuchs die Kluft zwischen Arbeiterschaft und andern Ständen auch in Rüsselsheim mehr und mehr. Selbstverständlich war es für die Familie Opel und ihre höheren Beamten, daß Sozialdemokraten gefährliche, niederträchtige und absolut bekämpfenswerte Leute seien. Daß ein Pfarrer anders denken könnte, war wohl niemandem in dieser Gemeinde denkbar, selbst dem Arbeiter nicht.

Dabei redete man von Rüsselsheim mehr und mehr als von der „Hochburg der Sozialdemokratie“ für die weite Umgebung. Das offizielle Leben – auch das Leben der Kirchgemeinde – war aber noch orientiert nach dem Worte, das einer seiner Pfarrer im Jahre 1864 in seine Chronik geschrieben hatte – ein Pfarrer, der später ein hohes kirchliches Amt bekleidete. Er schreibt da etwa: „Gestern abend fand hier die erste Versammlung der neuen Partei der Sozialdemokratie statt. – Gott sei Dank waren nur vier Menschen anwesend, die auch sonst übel berüchtigte Subjekte sind.“

So hatte der Pfarrer in einem wachsenden Industrieort die Sozialdemokratie „begrüßt“. Wir hören kein Wort, daß er sich nun verpflichtet gefühlt hätte, die Lebensinteressen der Arbeiterschaft seiner Gemeinde zu studieren und zu vertreten. Er stand nur in enger Freundschaft mit den Fabrikbesitzern. Dürfen wir uns über die Antwort wundern, die er erhielt und seine Nachfolger mit ihm? – Ist es nicht ein Stück des Schicksals unsers Volkes, daß 1905 dies Urteil im [155] wesentlichen für alle noch galt, die in Staat, Kirche und Wirtschaftsleben an führender Stelle standen? – Ich war nach Rüsselsheim gegangen, um zuerst einmal mein deutsches Volk wirklich kennenzulernen, nicht aus Büchern und Idealen, sondern in seinem realen Leben, Arbeiten, Kämpfen und seinen im Leben betätigten Gesinnungen, Überzeugungen und Glaubenskräften.

Dafür war dies Rüsselsheim wahrlich ein gutes Objekt. Auf engstem Raum zusammengedrängt fast alles, was in diesem Volke an Ständen und Schichtungen und Nöten vorhanden war.

Einleben in Rüsselsheim

Der Gottesdienst der Einführung war vorüber. Ich hatte mir Mühe gegeben, der neuen Gemeinde ein Bild dessen zu geben, was mir die Verkündigung des Evangeliums bedeutete, wie ich es – frei von allen Dogmen – mit dem großen Ernst dessen, der sich im Leben an Jesu Botschaft gebunden fühlt, künden wollte.

Am Abend war ein Familienabend des Kirchengesangvereins, der unter Leitung seines Dirigenten, des Lehrers Müller, eine wirklich blühende Gemeinschaft war und immer Gutes leistete. Es wurden Lieder gesungen, der Dekan sprach, ich sprach. Ich lernte viele Menschen kennen, von denen ich nur einige sofort im Gedächtnis behielt.

Die nächsten Tage saß ich wieder einsam im Pfarrhaus.

Ich hatte zunächst meine vier Schulstunden pro Woche in den oberen Klassen der Volksschule zu halten und vier Konfirmandenstunden an Nachmittagen bei Jungen und Mädels. Das war keine leichte Arbeit. Rasch erkannte ich, wie sehr die lebhafte Beweglichkeit und kluge Selbständigkeit des Rüsselsheimers schon in den Kindern stak und daß es da nicht so einfach sei, Disziplin zu halten. Aber ich verzagte nicht, sondern lernte, durch gute Vorbereitung die Kinder in Interesse am Stoff zu halten – Langweile ist die Mutter aller Disziplinlosigkeit! – und durch freundliche Energie und Lebendigkeit das übrige zu tun. So kam ich durch alle Jahre in Rüsselsheim, ohne meinen Grundsatz verleugnen zu müssen, daß ein Pfarrer in Religions- und Konfirmandenstunden nicht zu körperlichen Züchtigungen kommen dürfe. Leicht war es nicht. Aber es war gesundes Lernen. Wer zu rasch verzagt, lernt nicht mit solch leb-

haften Kindern wirklich umgehen. Die Frage der körperlichen Züchtigung ist wesentlich eine Frage der inneren Zuversicht des jungen Lehrers, ob er innerlich stark genug ist, schwierigen Situationen ohne Gewalt standzuhalten, [156] bis er gelernt hat, sie leicht zu bewältigen oder ihnen vorzubeugen. Daneben hielt ich sonntags meine zwei Gottesdienste – im Winter waren in Rüsselsheim vormittags zehn und abends sechs Uhr Gottesdienste, im Sommer am Nachmittag zwei Uhr die sogenannte Kinderlehre, ein Zwischending zwischen Andacht und Unterricht für die Konfirmierten. Nur ein kleiner Teil besuchte sie noch, und schwer war es, etwas zu finden, was ihr Interesse wachhielt.

Überall kam man mit Menschen in Berührung, und überall war jene Ferne zwischen Pfarrer und Menschen, die nicht zu überbrücken schien. Ihnen stand er als Vertreter einer heiligen Welt gegenüber, die nicht ihre Welt war. Ihm aber war dies Heilige nicht jene ferne Welt, die es ihnen war. Gab es keinen Weg, ihnen deutlich zu machen, daß es ihr Leben meinte und sein wollte und gar nicht jenes Unmögliche, Unwirkliche und Ferne sei, als das sie es ansahen? Die Einsamkeit des Pfarrers wuchs mit dieser Frage.

Ich machte Besuche bei den Nachbarn, den Kirchenvorstehern, den Lehrern. Alle Menschen waren sehr freundlich zu mir. Wie hoch angesehen ist der Pfarrer im kleinen Ort! Aber es galt ja der gesellschaftlichen Stellung und Würde! Es galt nicht dem Leben, das es zu wecken galt.

Der Sonntagnachmittag galt den Taufen. Das war gut in Rüsselsheim, daß die Taufen am liebsten in den Häusern abgehalten wurden. So konnte es nicht kommen, daß das Kind getauft wurde, von der Hebamme in die Kirche gebracht, höchstens daß noch die Mutter dabei war. Es war die Familie versammelt, samt dem Vater, auch in der Arbeiterfamilie. Als einmal ein Vater nicht da war, weil er gerade zu einer wichtigen Sache abgerufen worden sei, sagte ich ganz freundlich: „O, es macht mir gar nichts aus, in einer Stunde noch einmal zu kommen. Ich halte erst die andern Taufen und komme dann wieder. Ich möchte ihn doch sehr gern dabei haben und kennenlernen, und er soll auch nicht um die Freude kommen.“ Nach einer Stunde war er da und sehr freundlich. Man wußte in Rüsselsheim nun, daß ich bei aller Freundlichkeit hier nicht nachgab.

Ich hielt die Taufen mit einer kleinen Ansprache. Statt des Glaubensbekenntnisses sagte ich: „Lasset uns unsern christlichen Glauben bekennen, indem wir miteinander das Gebet des Herrn beten.“ Dann sprach ich das Vaterunser und taufte auf den so als tragende Kraft unserer Gemeinschaft bekannten Glauben. – Haben sie es verstanden? Sie nahmen es hin. Hätte einer sich beschwert, so hätte die Kirchenbehörde mich zu zwingen versuchen müssen, das Apostolikum zu nehmen. Es war nicht subjektive Willkür, die mich so handeln ließ. Es war die Überzeugung, daß diesen Leuten das [157] Apostolische Glaubensbekenntnis nichts sage. Als ich bei einem Lehrer die Taufe hielt, von dem ich wußte, daß er orthodoxem Christentum nahestand, sprach ich vorher mit ihm und benutzte auf seinen Wunsch dies Bekenntnis bei der Taufe. Ebenso behielt ich es bei den Konfirmationen bei. Hier versuchte ich es bei den vorhergehenden Prüfungen der Konfirmanden so zu deuten, daß es recht verstanden würde. Ich suchte auch ganz deutlich zu machen, daß eine Verpflichtung auf dies Glaubensbekenntnis nicht geschehe.

Man beschwerte sich nicht über meine Änderungen bei der Taufe. Man erkannte sie aber auch nicht an. Ich mußte merken, daß das Inhaltliche der Taufe den Rüsselsheimern völlig gleichgültig war. Ihnen war sie alte, notwendige, feierliche Sitte, die man nicht entbehren wollte. Hatte man die Taufe vollzogen, so erschien der Taufvater mit einem Tablett voll Weingläsern, und es wurde auf das Wohl des Täuflings angestoßen. Rüsselsheim ist nahe dem Rheinland. Wer weiß, was dort der Wein bedeutet, wird eine solche Sitte nicht einfach als Frivolität nehmen, vielleicht eher als Nachwirken vorchristlicher Sitten. Ich fügte mich mit einigen Schmerzen auch diesem bis zu dem Tage, an dem ich Abstinent wurde.

So waren diese Tauffeiern wohl Gelegenheiten, Menschen persönlich kennenzulernen und als Pfarrer in die Häuser zu kommen. Aber sie waren keine Gelegenheit, wirklich innerlich an sie heranzukommen. Verhärtete Sitte ist eine undurchdringliche Wand. Das merkte ich immer deutlicher.

Kein Sonntag war ohne mehrere Taufen, an Feiertagen sogar bis zehn und zwölf Haustaufen. Das war eine große geistige und körperliche Anstrengung, wenn man bei jeder Ansprache wieder frisch und warm sein wollte.

Ein persönliches Näherkommen bildete sich zuerst gegenüber den Mitgliedern des Kirchengesangvereins. Hier war Einnehmer Treber einer der eifrigsten, dazu einige jüngere und ältere Männer und junge Mädchen, kaum Frauen.

Die Männer gingen nach der Singstunde noch ein Stündlein ins Wirtshaus und unterhielten sich beim Bierglas. Da ging ich mit. Das war meine erste Einführung in das Gemeinschaftsleben der Rüsselsheimer. Hier hörte ich von allen Familienangelegenheiten, allen Ortsfreuden und Ortstragödien und konnte ihre Art kennenlernen. Man war froh über die Gesellschaft des Pfarrers. Fröhliche Scherze waren nicht selten, und wenn der Pfarrer mit scherzte, sich verulken ließ und lachte, so war es besonders schön.

So machte ich es ähnlich mit meinem Kirchenvorstand. Ich schlug am Ende der Sitzung, die im Pfarrhause stattfand, vor, daß wir noch [158] einen Trunk täten. So schritten wir würdig ins Gasthaus und erzählten uns etwas. Hier erst lösten sich die Befangenheit und die Zunge. Ich lernte die Alten kennen, die als kirchliche Repräsentanten gewählt waren und das vertraten, was an Rest kirchlichen Bewußtseins noch in Rüsselsheim lebte und etwas bedeutete.

Bald lernte ich auch, klug zu werden. In einem Orte – selbst wie dies Rüsselsheim – kann ein Pfarrer alles durchsetzen, was er will. Man wird ihm nur nein sagen, wenn es gar zu stark gegen das Gesamtbewußtsein geht. Solange es das nicht tut, wird man zu nichts nein sagen, auch wenn man es gerne möchte. Ich habe es allmählich so gehalten, daß ich den Herren vortrug, was ich wollte und plante. Stimmten sie rasch zu, so wußte ich, sie sind zufrieden. Entstand ein Schweigen, so wußte ich, eigentlich sind sie dagegen. Dann drückte ich nicht meinen Kopf durch, sondern legte ihnen selbst ihre Bedenken auf die Zunge. Ich wollte ja sie und meine Gemeinde kennen und für sie sorgen und nicht mich durchsetzen. So kam ein vertrauensvolles Verständnis zustande. Diese durchaus konservativen Bauern und Handwerker des Kirchenvorstandes haben bis zuletzt durch alle Kämpfe unbedingt zu mir gestanden, bis auf zwei, von denen noch zu reden sein wird. Sie konnten wohl einmal sagen: „Herr Pfarrer, seien sie vorsichtiger!“ Aber sie ließen nie davon, daß ich ein guter und rechter Pfarrer für sie sei.

Dann wurde ich zum Kegelabend eingeladen. Da waren der Einnehmer Treber, ein Buchhalter der Firma Opel, der im Kirchenvorstand saß, einige Lehrer, einige besitzende Bauern, Handwerker und Geschäftsleute Rüsselsheims. Ich hatte in Gießen an einem Kegelabend der Professoren und Privatdozenten teilgenommen. Man denke nicht, daß es da geistreicher zugegangen sei als beim Kegelabend in Rüsselsheim! Auch die deutschen Professoren sind im Privatleben enge Mittelständler, tüchtig in der Arbeit, aber ohne irgend etwas von lebendigem Gefühl für die Weite, die Zukunft, für die Verantwortung über das hinaus, was eigene Arbeit und eigene Familie ist.

Ich habe später in meinem Schriftchen von 1917 „Luthers deutsche Sendung“ auch über den deutschen kleinen Mittelstand gesprochen und gezeigt, daß ein Stück von Luthers Kraft das ist, was dieser Mittelstand hat und besitzt. Gerade dies halte ich aus jenem Schriftchen, das ich heute sehr ablehne, fest. Die Arbeitskraft, zähe Energie, stille Treue, die in dieser Enge vorhanden sind, sind etwas Großes. Ich habe nie zu denen gehört, die das Kleinbürgertum ablehnten oder vor ihm flüchteten. Ich habe mich bemüht, es mit stärkeren Interessen zu füllen, seinen Gesichtskreis zu weiten und seine Verantwortung zu vertiefen. Das Kleinbürger-

tum ist so sehr die ausschlaggebende [159] Schicht in Deutschland, daß nur sein Eintreten in starke Verantwortung entscheiden wird, wohin unser Lauf geht. Es in seiner Enge stecken lassen, ja noch mehr verängstigen, als es schon ist, mußte und muß für das Ganze verhängnisvoll hemmend wirken.

Es war für mich kein Zufall, daß ich in meinem ersten Amte zuerst mit diesem Kleinbürgertum in engere gesellschaftliche und geistige Verbindung trat. Die Arbeit an ihm und mit ihm blieb ein Stück meines ganzen Lebenswerkes. Sie erforderte unendliche Geduld. Aber ich stehe nach wie vor auf dem Standpunkte, daß hier ganz entscheidende Kräfte zu wecken sind, wenn es gilt, die beengende Verängstigung dieser Familien zu überwinden.

Gewiß, in diesem Verkehr mit dem Kleinbürgertum lernte ich auch dessen Enge kennen. Ich sah, wie sich alles um das persönliche Vorwärtskommen und das der Kinder drehte, wie noch ein Interesse war für die Geschwister und Verwandten, sogar oft ein sehr starkes – aber auch, daß man für das Vorwärtskommen sorgte, intrigierte und sich bei Opel und anderen Stellen verwendete. Ich sah, wie man im kleinen Klatsche des Städtleins lebte und wie alles Weitere und Größere kalt ließ. Nein, man kann nicht einmal sagen: Es ließ kalt. Es war nicht da! Kam man darauf zu reden, sei es im Vaterländischen, im Sozialen, im Künstlerischen, im Religiösen auch, so war das für diese Männer eben etwas von dem schönen und erhabenen Reden, das man für Feiertage gebrauchte, das aber keine Wirklichkeit ausdrückte.

Langsam stieg mir eine der allergrößten Nöte für meine Arbeit und Verkündigung auf. Diese guten, braven und fleißigen Leute hatten gelernt, alles als ein schönes Reden zu nehmen – für die Feiertage und Festlichkeiten – für die Augenblicke, da man Menschen etwas bezaubern und beeinflussen wollte; daß da irgend etwas von der Wirklichkeit – etwas, das für die Gestaltung und Aufgabe des täglichen Lebens Bedeutung habe – gemeint sein könne, kam ihnen nie in den Sinn.

Es war zuerst ein Ahnen, dann sah ich es deutlicher und deutlicher, aber das war ein Entwikkeln durch Jahre hin. Hier war eine Aufgabe zu tun, die kein Wort und keine Predigt tun konnte. Alle Worte, alles Künden war verbraucht und zur Leere geworden. Hier galt es erst wieder sichtbar zu machen, daß in solchen Worten vom Ewigen und vom Geistigen eine Wirklichkeit gemeint sei. Diesen Leuten mußte klar werden, daß es Menschen gab, denen Ewigkeit und Gottheit Gewalten sind, denen sie nicht ausweichen können noch dürfen. Wie aber sollte man das tun? –

Es war beim Abendmahl am Karfreitag. Ich hatte bei der Vorbe-[160]reitung keine der alten Bußformeln genommen und gebetet, sondern begann das Sündenbekenntnis mit eigenen Worten, im persönlichen Gebet, zu sprechen. Da ging es wie ein Erschrecken durch die gefüllte Kirche. Ob man ahnte, daß hier dies alles nicht als traditionelle Formel, sondern als Wirklichkeit gemeint war? Aber es war kein frohes Erschrecken. Das fühlte ich sofort. Man mußte sich ja gegen diese Zumutung wehren. Ich aber wußte, daß ich meinen Weg weitergehen mußte.

Eine geistige Berührung mit der Arbeiterschaft kam zunächst nicht zustande. Man traf sich bei Taufen und bei Hochzeiten. Aber man sprach nicht über das, was gerade den Arbeiter bewegte. Wie sollte ein Arbeiter sich dem Pfarrer aufschließen? – Wie sollte man in Rüsselsheim wagen, über Lohnfragen oder sonstige Klagen und Nöte zu sprechen, wo immer jemand da war, der es einem Beamten der Fabrik hinterbringen konnte, was dieser und jener gesagt hatte?

Erst viel später erfuhr ich, daß dieser oder jener junge Arbeiter nach der Trauung zu seiner Frau oder seinen Freunden sagte: „Das ist ein anderer Pfarrer als die bisherigen. Der denkt auch an das, was uns angeht.“ – Aber kein Zeichen des Aufmerkens kam zunächst an mich heran. Dazu war die Kluft zu groß.

In dem allem blieb eine große Einsamkeit. Sie wurde dadurch ertragen, daß alle meine Stunden, die frei waren, benutzt wurden zum Ausarbeiten eines dritten Buches, das um diese Zeit entstand. Freund Weinel hatte mich aufgefordert, für das Sammelwerk, das er herausgab und „Lebensfragen“ nannte, eine Ethik zu schreiben. Wir nannten das Buch „Gut und Böse – Wesen und Werden der Sittlichkeit“. Es erschien 1906 bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen. In ihm ist alles niedergelegt, was von wissenschaftlicher Erkenntnis und Lebenserfahrung damals in mir war.

Aus meinem Denken von damals

Menschheit – Persönlichkeit – Ewigkeit – heißt der Schlußabschnitt des obigen Buches. Aus ihm setze ich einiges hierher. Ich würde heute einiges anders sagen, und doch ist es meine Überzeugung auch heute noch, nur die Gewichte etwas anders verteilt und mit Erfahrung getränkt:

„Gemeinschaft ist die Nahrung unseres geistigen Lebens. Sie hat alles geschaffen, was von bewußtem geistigem Leben in uns lebt ... Indem wir uns in sie einleben, wächst immer reicheres, schaffendes, eigenartiges Leben in uns selbst.

[161] Ein bezauberndes Bild taucht vor unsern Augen auf: Wenn einmal eine große Gemeinschaft sein wird über die ganze Welt hin, aller Reichtum, den irgendein eigenartiges Volkstum geschaffen hat, allen zugänglich sein wird! Unendlich wird die Nahrung der Seelen sein, immer tiefer werden sie sich gegenseitig erschließen können, immer mächtiger die Gebiete ihres Schaffens werden. Der Kampf, der jetzt noch so oft das friedliche Glück geistigen Austauschs stört, wird verschwunden sein ... ein Traumbild ... eines jener Traumbilder, das in ahnenden Geistern auftaucht, die das Ziel sehen, dem die Arbeit der Gegenwart zustrebt. Es ist gut, daß sie es sehen und die Menschheit immer mehr bewußt dem zustrebt ... doch ... Wirklichkeit in unserem sittlichen Leben ist nur, was wir zugleich in Tat umsetzen und mit den schaffenden Kräften unserer Seele umspannen können und umspannen ... deshalb ist ein echter Mensch der Vergangenheit, ein Luther oder Jesus, obwohl sie an Kenntnissen so viel ärmer sind als wir, doch größer als wir, die wir nicht in solcher echten Wahrhaftigkeit von unserm Eigensten her uns das Verhältnis zu den Menschen gestalten können, sondern uns durch Vorurteile und so manche Unehrlichkeiten und Kleinlichkeiten des Lebens brechen ließen.

Deshalb ist auch der Mann in einfachen Verhältnissen, der die Gemeinschaft, in der er steht, zu einer Gemeinschaft echten Innenlebens gestaltet, besser und größer als mancher hochgebildete Mann, der nirgends dazu kommt, in Tat und Wahrheit ein echter Mensch zu sein.

Nie dürfen wir deshalb etwas für unser halten, was noch nicht in unserm Seelenleben zur Tat, zur bestimmenden, schaffenden Kraft geworden ist“ (S. 191-192).

„So gilt es also, zunächst das enge Gebiet, auf dem wir stehen, zu unserm Eigentum zu machen ... Ist es uns gelungen, für dies enge Gebiet die Art zu finden, wie es von Innenleben durchdrungen und gestaltet sein muß, dann wird es uns von selbst weiter drängen ... Stück für Stück werden wir Neues hinzufassen und durchdringen, und immer werden wir dieselben bleiben, und immer werden wir echtes Leben mitbringen, in die Gebiete hineinarbeiten und es aus denen hervorlocken, die uns auf diesen verschiedenen Gebieten des Lebens begegnen ...

So ist nicht der der wahrhaft Gebildete, der möglichst viel weiß, sondern der, der sein Gebiet des Lebens so überschaut und so erfaßt, daß er mit ungebrochener Eigenart darin stehen und arbeiten kann, es völlig zum Eigentum seines Innenlebens gemacht hat. Ein enges Gebiet so gestaltet, macht den Menschen tiefer und stärker [162] als ein weites ohne diese Gestaltung. Freilich, je verwickelter das Leben wird, desto mehr Kenntnisse gehören dazu, sich einen solchen innerlichen Überblick, solche geistige Herrschaft über sein Leben und seine Arbeit zu verschaffen“ (S. 293-294).

„So müssen wir also in der Gemeinschaft stehenbleiben, in der wir stehen. Dem Ziele der Menschheit können wir uns nur dadurch annähern, daß wir in diesem Kreise immer deutlicher und stärker die edlen menschlichen Ziele entwickeln, immer mehr auch gewiß die andern zu verstehen suchen, vor allem aber unser schaffendes Leben so hoch entwickeln, daß die andern Völker ihr schaffendes daran nähren, so unser Leben in sich aufnehmen, ihre Art danach gestalten und uns annähern. Was man Weltliteratur nennt, sind die Eroberungszüge des schaffenden Lebens der Völker zu andern Völkern. Sie werden zusammen mit dem sozialen und politischen Arbeiten, in dem die verschiedene Art der Völker als Tat an die andern herantritt, langsam den Ausgleich herbeiführen. Das wird nicht gehen ohne viele Kämpfe. Wer die vermeiden will, muß einem oder mehreren Völkern zumuten, zugunsten der vielleicht äußerlich gerade mächtigsten seinen Anteil an der gemeinsamen Gestaltung des Lebens der Menschheit aufzugeben. Das wäre von unserm Standpunkte aus ein unsittlicher Rat ... Es würde so der eine erstickt, der andere wohl herrschend, aber aus Mangel an Kampf würde auch seine schaffende Kraft erlahmen. Wir hätten wohl Frieden, aber kraftlosen Frieden ohne Tat persönlichen Lebens. Wie im Leben der einzelnen, so auch im Leben der Völker – Ausgleich durch Kampf der verschiedenartigen Lebensauffassung und Lebensgestaltung, der verschiedenartigen Lebensbedürfnisse um das Recht, mit eigener Art das Gesamtleben zu beherrschen und die Welt zu durchdringen. Das ist Tat, Kraft und Gestaltung der Zukunft. Wer das erkannt hat, wird den Kampf der Völker als notwendig erkennen. Er wird aber auch wissen, daß jedes Volk darin berechtigt ist. Diese Erkenntnis ist die erste Vorbedingung einer Umwandlung des Kampfes in einen gewaltigen Wettbewerb geistigen Lebens und erwerbender Tatkraft. Diese Umwandlung ist das erste Ziel, dem wir jetzt schon mit der Tat zustreben können“ (S. 297-298).

„Die schaffende Persönlichkeit ist alles, die Gemeinschaft nur wertvoll als Stätte ihres Strebens, Gestaltens. – Vielleicht wird noch einmal, trotz alles schon Ausgeführten, der Gedanke auftauchen, daß das der stärkste Egoismus sei. – Warum aber ist die schaffende Persönlichkeit alles? ... weil ihr Schaffen ein beständiges Ringen und Streben ist, von Mensch zu Mensch, von Seelenleben zu Seelenleben Bande des innern Verständnisses zu schlingen. Persönliches Leben [163] ist ja das tiefe Empfinden für den Wert im Innern des Menschen, für dies wunderbare Gestalten, das von innen kommt und alles, was es packt, für uns zu einem gewaltig uns bewegenden Wert macht ...

Da sind wir eigene, lebendige, schaffende Persönlichkeiten, wo wir das erstreben. Dies Streben in uns, anderen nahezukommen und alles zu bewältigen, was zwischen schaffenden menschlichen Persönlichkeiten zur Kluft wird im Kampf des Lebens, was uns und andere erstickt, es ist wahrlich nicht Egoismus, es ist die starke Macht, die das Christentum als Liebe gepredigt hat und zur Grundlage der Gemeinschaftsgestaltungen zu machen sucht. Es ist das Gefühl für den unendlichen Wert des Menschen, der darin ruht, daß er sein Leben zur Stätte solchen innern Austauschs gestalten kann ... Das erste dazu ist, daß er selbst sein Leben und dessen Art in allen Stücken zu gestalten beginnt, Selbständigkeit in allen Stücken, Überzeugung, Tat, Freude. Diese Selbständigkeit ist keine zerstörende Macht. Sie ist das Schaffen des Menschen an der Vertiefung dessen, was als wahres Band zwischen Menschen schon vorhanden ist.

Diese schaffende Liebe hat von Urzeiten her in der Menschheit gewaltet. Sie hat die Sprache geschaffen als das Mittel, welches Innenleben von einem Menschen zum andern trägt. Sie hat alle Kunst geschaffen, dies Mitteilen von einem zum andern, wie doch sein Seelenleben so eigenartig schaffend alles aufnimmt, durchzittert und es nun in diesem durch es hinzitternden eigenartigen Innenleben wieder nach außen gestalten kann.

Sie hat alle Gemeinschaften mit ihrer Art durchdrungen, das Geschlechtsleben zu edlem Gemeinschaftsleben zweier innerlich verbundener Menschen gemacht und die Familie geschaffen. Sie kämpft und ringt im Erwerbsleben, um auch dieses immer wieder über allen Kampf des Daseins hinweg zu einer gemeinsamen Arbeit schaffender geistiger Wesen zu machen

und jedem Raum zur Entfaltung zu geben. So schafft sie Völker und gemeinschaftliche Arbeit der Menschen und wird die Menschheit schaffen.

Diese Liebe hat auch einen großen Gedanken zuerst gedacht: daß dies ringende Wesen im Menschen ewig ist.

Es quält uns das eine Rätsel, daß diese schaffende Kraft so rasch und leicht ihr Ende findet, mitten im schaffenden, unser ganzes Inneres zum Edlen umgestaltenden Leben – der Tod.

Die Jahre rauschen vorüber, immer neue Tiefen in uns und andern öffnen sich. Nie ist dies Wesen ausgeschöpft. Dann aber zerreißen alle Bande, unausgeschöpft, ohne sich selbst völlig erkannt zu haben, versinkt es aus dieser äußern Wirklichkeit ... ist das alles überragende Gefühl, schaffendes Wesen zu sein, [164] darin den unendlichen Wert gefunden zu haben, eine Täuschung? Wer es hat, weiß, daß es keine Täuschung ist ... Wozu wir in allem Ringen streben, das hat seine Vollendung. Stark und groß schaut er dem Werden und Vergehen ins Antlitz. Dies Ringen rauscht vorüber, aber es bleibt die darin ringende, edle Kraft. Zum Vergehen ist sie zu groß. – Ewigkeit – unfaßbar – es sei denn der ahnenden Kraft des innern Wesens, dessen Heimat und dessen Ziel sie ist, das in seinem Sehnen nach vollendeter Gemeinschaft von dort etwas in sich trägt ... Wahrheit, dem Wahrheit, der erkannt hat, daß die Wahrheit des Lebens dem äußern Auge nicht zugänglich sein kann, weil sie dann nicht der Grund wäre, auf dem alles ruht, dem Wahrheit, dessen Leben zur Tat des eignen innern Lebens wird und der sie in ihrer ewigen Kraft erprobt“ (S. 299-303).

„Von hier aus zurückschauend, können wir ahnend das Rätsel vom Anfang alles sittlichen Lebens verstehen. Das Suchen des Menschen nach dem Geistesleben des andern bricht als tastendes Empfinden für den Wert des andern hervor. Es bricht eben hervor aus dem Dunkel der Ewigkeit, um für die Ewigkeit eigene geistige Wesen zu schaffen. Immer stärker entfaltet sich der innere Wert, immer tiefer wird die Erkenntnis seiner schaffenden Kraft, immer mächtiger das Gestalten aller Verhältnisse für ihn und das Opfern äußerer Güter um seinetwillen. Aus der Abhängigkeit von äußeren Dingen erhebt sich der Mensch zur festen Gewißheit, daß hier sein Wert und das Ziel seiner Arbeit ist. Ein ringender Mensch um den andern versinkt aus der Gemeinschaft im Tode. Wir können den Gedanken doch nicht vollziehen, daß dies eine, um deswillen sie alle hier leben und arbeiten mußten, weil das Beste in ihnen nur so befriedigt werden konnte, daß dies eine versunken sei. Vor allem jenen großen Gestalten gegenüber, an denen uns der Wert dieses Innern zum ersten Male sich erschloß, können wir den Gedanken der Vernichtung nicht fassen. – Die Kraft edlen Suchens, die aus dem Dunkel hervorbrach, ging zur Heimat zurück: so spricht unser inneres Wesen und läßt es sich nicht rauben, so zu fühlen. All das Ringen und Suchen früherer Zeiten und unserer Zeit, dies gesamte sittliche Leben ... mit seiner zarten Ehrfurcht für den Wert dieses Innern in jedem ringenden Wesen, wir können es nur betrachten als das unbewußte Empfinden der Menschheit von ihrem höchsten Ziel, ihrer ewigen Bestimmung ...

Jeder Tag bringt uns Dinge, die im Augenblick wichtiger sind als die Wahrhaftigkeit und schaffende Kraft unsers Innern. Es ist schwer, immer neu zu gestalten und den nagenden Widerspruch zu den herrschenden Mächten des Tages zu ertragen ...

[165] Starke – ich möchte sagen: wilde – Kraft für den Augenblick, wo wir im Kampfe zu verzagen beginnen, gibt uns dieser Glaube: Deine eine große Aufgabe ist der Kampf für die eigene schaffende Kraft des Menschen in dir und andern, laß dir das Wahre, den ewigen Wert nicht brechen für den Schein: Was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewönne, nähme aber dabei Schaden an seiner Seele?“ (S. 303-304).

Das ist des Buches Schluß. Ich glaube, es war ein Lebensprogramm. Es war der geistige Hintergrund all meines Predigens, Mühens, Unterrichtens, Redens und Arbeitens.

Wer da meinen würde, dies sei das gewesen, was man so oberflächlich „Liberalismus“ nennt, der mache sich klar, daß dies keine theoretische Weltanschauung, sondern klarer Lebensentschluß, Entscheidung war und blieb.

Man denke auch darüber nach, daß ich in dieser Zeit mit Vorliebe über Texte aus Paulus predigte. Sosehr ich mir es dadurch schwer machte, so hatte ich doch das lebendige Gefühl, daß man durch Paulus erst ganz zu Jesu Botschaft komme. Erst später lernte ich, sie in ihrer ganzen Tiefe aus ihm selbst zu verkünden.

Kleinigkeiten

Die Ostertage waren vorübergegangen. Es war die Konfirmation gewesen. Am Tage nach der Konfirmation der große Ausflug mit den Konfirmanden und ihren Eltern in den Taunus und dann große Müdigkeit. Dann wieder Einsamkeit und wissenschaftliche Arbeit.

Im Pfarrhaus hatte ich die alte Haushälterin, das Lenchen. Sie war gar nicht so alt, gehörte zu den Frauen, die immer alt aussehen. Hinter dem ungeschickten, alten Äußern saß aber eine kindliche Seele, beschränkt, mit ganz kleinem Gesichtskreis, und doch wie ein Lichtkegel, der das, was er faßte, sehr klar sehen ließ. So war es gar nichts Unwichtiges, wenn sie ins Zimmer kam und mir nun berichtete, was sie alles erlebt hatte, da beim Krämer, beim Bäkker, auf der Straße, mit Hallo, dem Hündlein, und was man über den Herrn Pfarrer redete. Weil alles so unendlich naiv war, war es so wahr und lehrreich. Ich hörte schon zu – wenn sie auch gar manchmal ärgerlich, die Türe zuwerfend, hinausstürmte in ihre Küche: „Ach, Sie hören ja gar nicht zu!“ –

Für meine Konfirmanden hatte ich mir alle erreichbaren, mir gut dünkenden Konfirmationsscheine in Probeexemplaren kommen lassen, veranstaltete im leeren Zimmer des Pfarrhauses eine Ausstellung [166] und ließ jeden Konfirmanden das Bild wählen, das er sich wünschte. Da war auch Ludwig Richters Flucht nach Ägypten dabei. Das erregte Lenchens Mißfallen: „Nein, dies Bild kann mir doch gar nicht gefallen; – das soll der Joseph sein? Der sieht ihm ja gar nicht ähnlich!“ Leider war nun aus ihrer durch die Jahrhunderte gehenden Erinnerung nicht herauszubekommen, wie der Joseph eigentlich ausgesehen hat. Wahrscheinlich wie ein Bild, das sie als Kind in ihrer Kirche sah.

Bei diesem Wählen der Konfirmationsscheine, das ich durch über ein Jahrzehnt statistisch verfolgte, habe ich eine merkwürdige Beobachtung gemacht. Natürlich bildeten sich Gruppen. Zehn wählten diesen, fünfzehn jenen, zwanzig jenen andern Schein. Aber da waren einzelne Jungens und Mädels, die wählten sich ihren eigenen Schein, sehr oft besonders begabte, noch öfter aber die ganz unbegabten, die an der Grenze der Minderwertigkeit. Sie wählten oft ganz selbständig, einen ganz besonders eigenartigen, besonders wertvollen Schein. Immer wieder mußte ich mich fragen: Was steckt in diesen Kindern, daß sie solches Verstehen haben, sie, die offenbar das, was in ihnen lebt, nicht äußern können, weil ein Körperliches versagt. Es hat mich darin bestärkt, diesen Kindern mit besonderer Teilnahme und Aufmerksamkeit gegenüberzustehen.

Der nächste, der dauernd erschien, war der Kirchendiener. Als solcher war er natürlich sehr fromm – von jener Frömmigkeit, die in Rüsselsheim niemand übelnahm, weil sie wirtschaftlich gut begründet war. Mindestens ebenso wie die Kirche liebte der brave Schuhmachermeister den Alkohol. Darunter litt seine prächtige Frau sehr, wußte aber immer einzuspringen und zu verhüllen. Er war für alle kirchlichen Verrichtungen von meinem Vorgänger sehr gut angelernt, der sehr viel kirchliche Würde besessen haben muß. Für Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit in allen Dingen sorgte seine Frau. In dieser Hinsicht war Rüsselsheim versorgt, wie ich es später in Eisenach nicht fand.

Daneben war der gutmütige, leichtbewegliche Mann in Rüsselsheim bekannt und beliebt als ein fröhlicher Spaßmacher. Dem Pfarrer gegenüber hielt er es für seine Pflicht, Träger aller Ortsneuigkeiten zu sein. Immer hatte er einen ganzen Sack voll guter und böser Dinge zu berichten. Als ich ein wenig deutlicher die Verhältnisse kannte, merkte ich, daß er von seinen guten Freunden viel Gutes erzählte und daß man da, wo er Böses erzählte, immer auch auf eine persönliche Feindschaft schließen konnte. So hörte ich ihn wohl an und lernte viel aus seinen Geschichten, war aber sehr vorsichtig, daraus Urteile zu bilden.

[167] Wir stehen hier vor einer der großen Gefahren des Pfarrers. Er kommt als ein fremder Mann in eine Gemeinde, in der alles sich kennt. Angewiesen ist er zunächst auf den Kirchendiener, die Mitglieder des Kirchenvorstandes und einige kirchliche Leute, die ihm in den Bibelstunden nahetreten. Das ist auch im kleinsten Orte nur ein Teil der Gemeinde, meistens der Teil, der am konservativsten, weil am vermögendsten ist. Zu ihm gehört der von ihm am meisten abhängige Teil, aus dem dann Kirchendiener und ähnliche Leute genommen werden. Von allen diesen Leuten wird der Pfarrer in die Mitte genommen. Die anderen sind traditionell vorsichtig, denn sie wissen, daß der Pfarrer zur Partei dieser Leute gehört. So merkt der Pfarrer gar nicht, daß er in Wirklichkeit von dem andern, vielleicht größern Teil der Gemeinde durch eine gläserne Mauer geschieden ist. Er sieht sie, spricht mit ihnen, tauft und konfirmiert ihre Kinder – sieht aber nie einen Hauch ihres Innern!

Wir haben hier ein Stück der Tragik, die es verschuldet, daß der Pfarrer, der mit neuen, frischen Gedanken und gutem Willen vom Predigerseminar ins Amt kommt, nach einiger Zeit wieder einer von denen ist, die nur für diesen Teil da sind, nur an ihn denken und vom wahren, flutenden, kämpfenden Volksleben gar nichts wissen.

Es kommt dazu, daß auch diese Leute den Pfarrer nie in ihr Inneres sehen lassen. So konnte sich in kirchlichen Kreisen und im Pfarrstand die Meinung verbreiten, daß der deutsche Bauernstand durchweg noch innerlich fromm sei. Dabei war schon sehr lange die Tatsache deutlich, daß er wohl noch *traditionell* kirchlich war, daß ihm aber die Wahrheiten des Glaubens nicht mehr Wirklichkeiten bedeuteten, denen er sein Leben unterordnete. Welcher ernsthafte Bauer oder Handwerker hätte aber gewagt, mit seinem Pfarrer über die Nöte zu reden, die ihm das Versinken seines Glaubens ausmachte? Es gab solche, die sehr schwer rangen und ringen. Der Pfarrer war der letzte, dem man das zu gestehen wagte. Vor ihm war man der gut kirchliche, für seine Meinung also auch ernsthaft fromme Mann.

Eben dieser Kirchendiener wurde nach einigen Jahren krebskrank. Ich besuchte ihn öfter. Es wurde schlimmer und schlimmer. Aber er tröstete sich immer wieder mit Hoffnung auf Genesung. Da besuchte ihn eines Tages ein anderer Pfarrer, der ihn auch kannte. Er kam ganz erbaut zu mir von diesem Besuch, wie fromm ergeben in sein Schicksal er den Mann gefunden habe und wie bereit zu sterben. Ich war sehr erstaunt und fand bei spätem Besuchen, daß das gar nicht der Fall war. Nur – mir gegenüber redete er, wie er dachte. Dem andern Pfarrer hatte er die frommen Worte nachgesprochen, die dieser ihm vorsprach. So war es eben selbstverständlich für ihn. [168] Nie wohl wäre ihm der Gedanke gekommen, daß das Heuchelei sei.

Ich habe ähnliches mit einem andern Manne aus dem Kirchenvorstand erfahren, weil er in der ganzen Gemeinde als der frömmste Mann von allen galt. Als ein sehr vermögender, kluger Geschäftsmann, sehr kirchlich, in pietistischen Formen erzogen, wurde er nur „der Pietist“ genannt. Als später die Kämpfe um meine Haltung tobten, dachte ich, er werde einer meiner stärksten Gegner sein. Er war es nicht, trat vielmehr sehr energisch für mich ein. Das war damals besonders wertvoll. Eines Tages gingen wir zusammen im Pfarrhofe auf und ab und sprachen über allerlei. Da sagte er: „Herr Pfarrer, Sie wundern sich gewiß, daß ich, der ich für so fromm gelte, so für Sie eintrete?“ „Ja“ – sagte ich ehrlich. „Ich will Ihnen sagen, warum. – Seit meiner Jugend quält mich die Frage, ob es wirklich ein Jenseits gibt oder nicht.

Sie sind der erste Pfarrer, den ich kennenlerne, der über solche Fragen und Zweifel ganz offen in der Predigt spricht und dem man sie deshalb auch vorzulegen wagt.“

Wie viele solcher „frommen“ Gemeindeglieder gab es und gibt es, die nicht wagen, ihrem ebenso „frommen“ Pfarrer die Zweifel zu gestehen, die sie quälen. Wie ganz anders würde das Urteil der Pfarrer über ihre Gemeinden sein, wenn hier Offenheit herrschte. Man würde aufhören, der Gemeinde so selbstverständlich alle dogmatischen Halskräuslein und Schnitzereien vorzusetzen, wenn man erkannt hätte, wie diese Gemeinde im Ringen um das Einfache und Grundlegende bebt und unsicher ist. Vielleicht würde man dann auch die Frage ernster nehmen, wie ich zum Glauben komme, statt so zu tun und zu reden, als sei das die für uns alle selbstverständliche, ein für allemal erledigte Voraussetzung, in der wir wissen, daß die Bibel Gottes Wort ist.

Eine andere schwere Frage hängt mit dem Kirchendiener zusammen. – In Rüsselsheim war noch die erschreckende Sitte, daß Bräute, die ein Kind erwarteten oder hatten, ohne Kranz und Schleier kamen. Man erwartete vom Pfarrer, daß er diese Sitte aufrechterhielt, hinter der niemand mehr stand und die jeder für sich selbst zu mißachten suchte. Das gehört zu jenen merkwürdigen Dingen, mit denen man das kirchliche Leben zur Lüge macht, daß dieselben Leute, die mit allen Schlichen eine solche Sitte umgehen oder umgangen haben, doch es dem Pfarrer sehr übelnehmen, wenn er hier „lax“ ist. Ich war an die kirchliche Sitte gebunden. Der Kirchendiener informierte mich bei jeder angemeldeten Trauung, wie es da stehe. Aber ich merkte bald, daß das nicht immer stimme und daß das nicht auf ungenauer Information des Kirchendieners, sondern des Pfarrers allein beruhte. War der Fall aus einer befreundeten Familie, dann war alles gut. [169] War er aus einer ferneren oder gar feindlichen Familie, dann war das sittliche Urteil sehr streng.

Ich habe dann bald erkannt, wie unmöglich die Stellung des Pfarrers gerade durch diese Sache wurde, und beim Kirchenvorstand erreicht, daß er diese Sitte abschaffte. Als ich ihm erklärte, ich sei nicht fähig, hier immer die Wahrheit zu erkennen, sei mir zu gut, um nachzuschnüffeln, und halte mich überhaupt nicht für befugt, so einfach Urteile zu sprechen, war man einstimmig meiner Meinung. Man hatte die Unhaltbarkeit schon erkannt, aber nicht gewagt, es dem Pfarrer gegenüber auszusprechen.

Wenn nur die Kirche überhaupt erkennen könnte, wie sehr sie durch ihr Handeln und Urteilen in der sexuellen Frage die jungen Menschen immer wieder von sich stößt. Sie erleben es immer wieder, daß der Pfarrer nur Urteil und Verurteilen für ihre Nöte, Kämpfe und Schwierigkeiten hat und kein verständnisvolles Raten und Helfen. So ist der Pfarrer der letzte, dem man sich in Schwierigkeiten und Verzweiflungen anvertraut, der doch der erste und nächste sein sollte. Aber jeder in einer Gemeinde glaubt das Urteil des Pfarrers zu kennen. Wie soll man von ihm Verstehen erwarten? –

Als der fröhliche Kirchendiener gestorben war, übernahm seine Frau das Amt. Sie war der beste und verständnisvollste Kirchendiener, den man sich denken konnte. Eine Frau voll Wahrheit und Güte, nach einem schweren Leben still und klar. Sie war nicht nur Kirchendiener, sondern Rat und Hilfe in vielen Dingen.

Öfter aufzusuchen hatte ich wegen allerlei Sachen – besonders auch in der Vermögensverwaltung der Gemeinde – den Bürgermeister. Er war Besitzer einer großen Holz- und Kohlenhandlung, aus einer Familie stammend, die durch Generationen eine leitende Stellung in Rüsselsheim hatte – ein echter Aristokrat des Dorfes.

Wenn mir später ein junger Pfarrer oder eine Pfarrfrau, die aus der Stadt aufs Dorf gekommen waren, klagte, daß man sie nicht grüße, mußte ich immer von ihm erzählen. Er, der stattliche, selbstbewußte Mann, ging durchs Dorf, grüßte nach allen Seiten und wurde froh wieder gegrüßt. Das ist alte Landsitte, daß der zuerst grüßt, der der Vornehmste ist. Damit zeigt er,

daß er gegrüßt sein will. Wer durchs Dorf geht – gerade wenn er ein „Vornehmer“ ist – und grüßt nicht, der gilt für hochmütig. Er will nicht gegrüßt sein. Mir ist manchmal erzählt worden, daß Leute deshalb in die Kirche gingen, weil sie den Pfarrer hören wollten, den sie noch nicht gekannt hatten und der ihnen durch seinen Gruß auf der Straße aufgefallen war. „Wer ist das?“ fragten sie. „Der neue Pfarrer“, war die Antwort. „Den muß ich doch am Sonntag einmal anhören“, war der Erfolg.

[170] Unser alter, stolzer Bürgermeister hatte schmerzlich die neue Zeit zu fühlen. Nicht nur an Ansehen wurden diese alten Familien von „Opel“ weit überragt. Sie gerieten auch stärker und stärker in Abhängigkeit von seinen Aufträgen. Manchmal fühlte man das schmerzliche Bemühen, diese Abhängigkeit vor sich und anderen in ein Freundschaftsverhältnis umzulügen, das es doch nur äußerlich war. Mehr und mehr wurde die Dorfpolitik geformt durch den Druck der Firma auf der einen, der Arbeiterschaft auf der andern Seite. Der Bürgermeister mußte diplomatisches Durchsteuern lernen, das diesem alten Herrn wenig gut stand.

So groß aber war doch sein persönliches Ansehen, daß, solange er lebte, niemand wagen konnte, ihn zu verdrängen. Erst nach seinem Tode kam der Wechsel.

Neben dem alten Pfarrhause war das Handwerkerhaus eines sehr tüchtigen Tischlers. Es war ein feiner, geschickter Mann, der aber weniger und weniger Gelegenheit für seine Geschicklichkeit hatte. Er mußte Geld verdienen, und das geschah in Rüsselsheim durch Arbeiten für den Hausbau. Er litt darunter, konnte es aber nicht ändern. Aber froh war er immer, wenn er irgendein kleines Hausgerät kunstvoll für uns arbeiten durfte. Ein Freundschaftsverhältnis war da. Auch hier sah ich ein Stück vom Ringen alten Handwerkergeistes mit der neuen Zeit und alter Haussitte mit dem, was sie zersetzte.

Ganz wichtig war noch der wundervolle, große Garten. Ein alter, mächtiger Riese bearbeitete mir ihn. Er war langsam in seinem Tun. Das kostete mehr, als nötig war. Aber er lernte mich auch an. Obwohl ich von meiner Mutter schon im Gartenbau geschult war, war doch für die selbständige Praxis viel zu lernen. Vor allem war das Rebenschneiden und -pflegen zu üben und die Aufmerksamkeit auf die Obstbäume im Garten und auf dem Baumacker vor dem Orte mit seinen vielen Obstbäumen. Das war eine Freude! Es war aber auch eine Sache, die beachtet werden mußte, denn schließlich hängt ein Stück der Achtung vor dem Pfarrer auch davon ab, ob er sein Land in Ordnung hält oder vernachlässigt.

Beim Arbeiten im Garten gab so ein Wort das andere, und er sagte mir dann manches, was andere nicht zu sagen wagten. So brachte er mir eines Tages so ganz nebenher und vorsichtig bei, daß man mir es sehr übelgenommen habe, daß ich bei einer Beerdigung, bei der der Kriegerverein mit Fahne und voller Mannschaft mitgegangen war, weil es sich um einen alten Krieger von 1870 handelte, diesen Kriegerverein gar nicht erwähnt habe. Das war einer der schweren Punkte, wo man lernen mußte, dem Rechnung zu tragen, was bei [171] solchen Gelegenheiten den „Leuten“ wichtig war; das Persönliche ist dabei ja auch im Rechte, ohne das zu verleugnen, was der Pfarrer ihnen schuldete. Das Gefährlichste aller dieser ersten Erfahrungen war das Wettrennen der „angeseheneren“ Familien Rüsselsheims um den Verkehr mit dem neuen Pfarrer, der dazu noch unverheiratet war. Jeder hätte einem immer wieder gern als Gast gehabt, war ein Fest, so wetteiferte man darum, wer ihn freihalten könne und zum Nachbar habe. Besonders auch die Mitglieder des Kirchenvorstandes waren mit dabei. In solcher Anfangszeit kann ein Pfarrer vieles erreichen, was er aber besser nicht fordert. Außerdem wird er in jene Täuschung über das kirchliche Leben und das Interesse bestimmter Kreise hineingeführt, die viele nie mehr durchschauen. In dieser Zeit geschieht es vielen Pfarrern, daß sie von der Zahl der angeseheneren und – das ist in der Kleinstadt und auf dem Dorfe gleich – vermögenderen Leute so in die Mitte genommen werden, daß sie nie mehr einsehen, daß dies nicht die Gemeinde, sondern ein Ausschnitt der Gemeinde ist. Das ist eine der Ursachen, die das Verhängnis immer wieder erneuern, daß die Pfarrer so selbstverständ-

lich in den Kreis der „bessern“ Leute eingeordnet sind und von den Lebensnotwendigkeiten der anderen kaum etwas wissen.

Es war nicht Klugheit, daß ich dem nicht zum Opfer fiel. Ich habe es erst viel später durchschaut, wie gefährlich gerade dies ist. Die Tatsache, daß ich schon in Arbeit hineingezogen war, die notwendig weiter führte, tat es. Sie war doppelt gestaltet. Einmal ging die religiöse Arbeit über meine Gemeinde hinaus in Vorträgen und daran anschließenden Kämpfen weiter, und dann die Arbeit in der Volksbildungsbewegung.

Die religiöse Vortragstätigkeit und die ersten Kämpfe

Weinel hatte als Privatdozent in Bonn begonnen, im Rheinland Vorträge für die Gebildeten über religiöse und theologische Fragen zu halten. Das wirkte nach zwei Seiten hin bahnbrechend. In den freigerichteten kirchlichen Kreisen erkannte man die Wichtigkeit dieser Arbeit. Man sah, daß es eine ganz große Zahl von Menschen gab, die dadurch dem Verständnis für christliche Frömmigkeit ferngehalten wurden, daß sie Christentum nur in der Form der Orthodoxie kannten. Mehr und mehr Vertreter der Kirche und Theologie fühlten sich verpflichtet, diesem Kreise von Menschen dadurch zu einem klareren Verstehen christlicher Frömmigkeit zu helfen, daß sie ihnen ein geschichtlich-wissenschaftliches Verstehen für die Ver-[172]gangenheit und die Entwicklung dieser Religion vermittelten. Ebenso sahen sie, daß es nötig sei, diesem Kreis von Menschen zu helfen, eine Form des religiösen Verstehens zu schaffen, die ihnen ermöglichte, Menschen modernen Denkens und Christen zu sein.

Auf der andern Seite wurde durch diese Vorträge und die anschließenden Kämpfe der Kreis der Interessierten geweckt. Immer mehr Menschen erwachten aus der Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge – oder gar der Ablehnung – zu dem Bedürfnis, davon zu hören und sich ein klareres Urteil zu bilden. So wurden wir mehr und mehr auch zu solchen Vorträgen aufgefordert.

Gerade die leidenschaftlichen Kämpfe, die von traditionell-kirchlichen Kreisen gegen uns geführt wurden, weckten die ferner Stehenden. Wer zu heftig und gar ungerecht kämpft, wirkt auf die Dauer für den Angegriffenen. So erfuhren wir es damals. Uns persönlich machte man das Leben sehr schwer. Die Arbeit förderte man durch den Kampf gegen uns.

Man hat uns von Anfang an den Vorwurf gemacht, daß wir durch intellektuelle, wissenschaftliche Arbeit Religion hätten schaffen oder gar die intellektuell-kritische Gedankenwelt an Stelle der Religion setzen wollen. Wer unsere Vorträge und Gedanken verfolgt, wird sehen, daß keiner der im Vordergrund dieser Arbeit Stehenden je so etwas gedacht hat. Wir wußten ganz gut, daß intellektuelle Arbeit und theologische, religionswissenschaftliche oder philosophische Vorträge nicht Religion wecken können. Wir waren uns aber klar, daß für ungezählte Menschen Hindernisse bestanden, das Religiöse und Christliche auf sich wirken zu lassen, die durch solche Vorträge beseitigt werden konnten. Außerdem hofften wir, daß durch unsere Vorträge neben dem Intellektuellen, das ihr Thema war, so viel wirkliches Zeugnis unseres eigenen Glaubens und Bekennens hindurchbrechen werde, daß sie auch als Lebenszeugnis von Jesus und seiner Botschaft wirkten.

Gegenüber all den Anklagen, die man der Arbeit dieses Kreises von Theologen und christlich gesinnten Menschen immer wieder bis heute ausspricht, kann ich darauf hinweisen, daß uns allen ungezählte Zeugnisse geworden sind, von Menschen, die durch uns den Mut fanden, sich wieder mit den Fragen christlichen Lebens und Glaubens zu beschäftigen, und die dann auch eine neue religiöse Klarheit und Erweckung fanden. Es sind nicht wenige, die von uns aus zum ersten Male angeregt wurden, und später, zu einem orthodoxen Standpunkt gekommen, sogar zum Katholizismus übergingen. Ich erwähne das, um zu zeigen, daß unsere Vorträge so wirkten, wie sie gedacht waren: aufrüttelnd, Mut gebend zur Beschäftigung mit die-

sen Fragen. [173] Wir wollten den Bann brechen, den eine falsche Vorstellung vom Verhältnis zwischen Christentum und Wissenschaft auf die Religion gelegt hatte. Das gelang uns bei vielen Menschen, die nun, nachdem der Bann gebrochen war, ihren eigenen Weg zum Religiösen gingen.

Noch in diesen Tagen sind mir in Berlin Menschen begegnet, die mir von Vorträgen erzählten, die ich 1905 in Worms gehalten habe und die ihnen der erste Stoß zur Rückkehr in ein christliches Leben gewesen seien. Ich wollte eine Wahrheit feststellen, die von sehr vielen damals und heute nicht gesehen wurde. Wenn heute ganz andersartige religiöse Bewegungen und theologische Schulen das Ohr der Öffentlichkeit finden, so ist das immerhin denen zu danken, die wagten, der völligen Ablehnung des Religiösen gegenüber, die damals herrschte, öffentlich für diese wissenschaftlich verachtete christliche Frömmigkeit einzutreten. Vielleicht macht man sich heute gar keine Vorstellung mehr davon, wie sehr man damals alles Religiöse als etwas wissenschaftlich Überwundenes betrachtete und wie schwer es war, durch solche Vorträge überhaupt erst einmal wieder das Ohr der weiteren Öffentlichkeit zu gewinnen. Ein Beispiel: Heute bringt die „Frankfurter Zeitung“ selbstverständlich lange und große Artikel über das kirchliche Leben, die religiöse und theologische Entwicklung. Damals war es nicht ganz leicht, für eine solche Frage Platz zu gewinnen, und wenn man ihn gewonnen hatte, dann begann in den kirchlichen Kreisen das Raunen und Tadeln, daß ein Pfarrer in einem solchen gottlosen Blatt schreibe.

Bis zu meiner Tätigkeit in Rüsselsheim hatte ich meistens nur in den Kreisen der Freunde der „Christlichen Welt“ gesprochen, in Gießen, Frankfurt und Darmstadt. Es war eigentlich nicht Absicht, sondern einfach die Konsequenz der Entwicklung, daß ich nun plötzlich hie und da aufgefordert wurde, in Kreisen Vorträge zu halten, die sofort eine weitere Öffentlichkeit bedeuteten. Da waren in Darmstadt die Lehrervereine, die aufmerksam geworden waren. Es waren Pfarrer, die es wagten und für ihre Pflicht hielten, in Gemeindeabenden solche Vorträge zu bieten. Oder auch die Freunde der „Christlichen Welt“ oder Ortsgruppen des Protestantenvereins erkannten, daß es an der Zeit sei, aktiv in die Öffentlichkeit zu treten und durch öffentliche Vorträge die Menschen zu suchen, die empfänglich seien. So begann im Winter 1905/06 für mich schon die Vortragstätigkeit, die bis 1933 nicht mehr endete und die mich zunächst durch ganz Hessen (Frankfurt war hier immer mit dabei), später durch das ganze südliche und westliche Deutschland führte. Neben diesen öffentlichen Vorträgen gingen ungezählte nebenher in Pfarrvereinen, Pfarrkonferenzen, theologischen Arbeitsgemeinschaften und Ver-[174]sammlungen, in denen ich streng wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den theologischen Problemen zu wecken suchte oder auch meine Gedanken für die kirchliche Gestaltung und Tätigkeit entwickelte.

Worum ging es in diesen Vorträgen?

Es ging einmal darum, den Menschen deutlich zu machen, daß Christsein nicht bedeutete Gebundensein an den Buchstaben der Bibel, an das Dogma und alle kirchliche Überlieferung, daß aber dieser Bibelbuchstabe, dies Dogma, diese Überlieferung kein Unsinn und kein Priestertrug seien, sondern aus innerer Notwendigkeit entstanden, und daß sie einmal der für eine Zeit richtige und notwendige Ausdruck ewiger Wahrheit gewesen seien. Indem wir diese ewige Wahrheit in ihnen verstünden, suchten wir zugleich den Ausdruck zu finden, der unserer Zeit diese Wahrheit deutlich machen könne.

So hielt ich Vorträge über die Bibel und unsere Stellung zu ihr. Hier galt es, die Menschen innerlich zu lösen von der falschen Autoritätsvorstellung der Bibel gegenüber, aber auch von jenen kindlich kritischen Einstellungen, die das Christentum ablehnten um der Schöpfungsgeschichte oder Bileams Eselin willen oder wegen der Erzählung vom Stillstand der Sonne auf Josuas Befehl. Gleichzeitig aber war ein Eindruck zu erwecken von der ungeheuren Größe dessen, was im Alten und vor allem im Neuen Testament dargestellt und erzählt ist. Es

galt Verstehen zu wecken für geistige Größe und Mächtigkeit, die im Gewand einer völlig anderen Zeit und Vorstellungswelt zu uns kommt. Das war keine leichte Aufgabe. Man mußte immer wieder erleben, daß die töricht Kritischen nach einem solchen Vortrag sagten: Der hat uns ja nun in allem recht gegeben – und wenn selbst die Pfarrer das zugestehen müssen ...? Dann beriefen sich die Gutkirchlichen und Orthodoxen auf solche Urteile, um die verhängnisvolle Wirkung dieser Vorträge zu beweisen. Daß es bei der ganz großen Anzahl der Hörer völlig anders war, wollte man nicht sehen und hören. Man wollte nicht erkennen, wie viele Menschen zu einer innern Befreiung von Vorurteilen kamen und dadurch die Möglichkeit des Zugangs zur Botschaft Jesu erst wiedergewannen. Ich habe das so oft, so reich erfahren, daß ich mich nicht irremachen ließ in dieser Arbeit. Ich sehe auch aus vielen Erfahrungen gerade mit jungen Leuten, daß sie auch jetzt noch – oder wieder – sehr nötig wäre.

Andere Vorträge galten dem Dogma. Da waren solche, wie die Reihe, die ich im Darmstädter Lehrerverein hielt: 1. Der Jesus des Neuen Testamentes – 2. Der Christus des Dogmas. – 3. Jesu Christi Bedeutung für uns. – Man wird sofort verstehen, was das bedeutete.

[175] Eine dritte Reihe von Vorträgen galt der Verarbeitung der geistigen Fragen der Gegenwart im Sinne christlicher Frömmigkeit.

Das waren Vorträge über die Frage: Gibt es Offenbarung? Was ist Offenbarung? Christentum und andere Religionen. – Wissenschaft und Religion. – Wissen und Glaube. – Dann die Darstellung des Verhältnisses großer Denker und Forscher zur Religion. Hier war mein besonderes Gebiet der deutsche Idealismus: Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher. Von da aus war immer wieder deutlich zu machen, wie man sich aus tiefstem Denken heraus der Wahrheit der religiösen Botschaft öffnen müsse und wie oberflächlich es sei, wenn man sich dieser Botschaft verschließt. Auch Fragen wie: Gibt es einen Gott? Was bedeutet Jesus für uns? wurden behandelt.

Dazu kam eine vierte Reihe, in der ich einerseits die Bedeutung des kirchlichen Lebens darzustellen suchte, andererseits aber zu einer energischeren Verantwortung der Kirchen, Pfarrer und kirchlichen Kreise für das öffentliche Leben und die sozialen Verhältnisse aufrief. Hier pflegte ich von meinen Erfahrungen in England auszugehen, schilderte das kirchliche Leben in diesem Lande und seine Bedeutung und zeigte, was Kirchentum für die Volksgemeinschaft und das Wecken des öffentlichen Gewissens bedeuten könnte und sollte, und suchte Wege zu zeigen, wie auch unser Kirchentum mehr beitragen könne zum Wecken selbständigen Denkens, selbständiger Verantwortung und Mitarbeit an den Aufgaben des Gesellschaftslebens. Immer war es mir deutlich, daß protestantische Frömmigkeit nur bestehen könne, wenn sie ihre Verantwortung für die Gestaltung des Gesellschaftslebens erkenne und solche kraftvoll wecke, daß aber auch umgekehrt nur Menschen, die als freie, mitgestaltende Glieder der Gesamtheit lebten, wahrhafte Protestanten sein könnten.

Je mehr mir im Zusammenleben mit den Menschen deutlich wurde, wie fern sie aller Frömmigkeit waren, wie selbst die Kirchlichen keine Vorstellung von selbständiger Entscheidung für das Evangelium oder gar von wahrhaft christlicher Verantwortung für den Mitmenschen, den Staat, die Gesellschaft hatten, desto mehr wurde es mir unbedingte Gewissenspflicht, zu dieser Neugestaltung der Kirche zu rufen.

Überall gingen diese Vorträge über zu denen, die ich in einem völlig anderen Kreise, dem der Volksbildungsarbeit, hielt. Hier waren ja die zusammen, die von Religion – oder gar Christentum – kein Wort hören wollten. Hier war es schon viel, wenn ein Volksbildungsverein einer Stadt oder eines Arbeiterdorfes einen Pfarrer zum Vortrag aufforderte. Vielfach waren es Vorträge über England, die ich da zuerst hielt. Wenn man mich dann kannte, nahm man [176] auch andere hin, etwa über Fichte, den deutschen Idealismus, Kant oder irgendeine der Weltreligionen; über irgend etwas Christliches durfte man in diesem Kreis erst viel später

sprechen. Und doch war auch das religiöse Wirksamkeit. Wie oft kamen nach dem Vortrag und der Aussprache die einzelnen Menschen zu mir und fragten mich nach Dingen, die unausgesprochen im Hintergrund standen. Durch ganz Hessen hin bildete sich in den Kreisen der ganz Unkirchlichen und der denkenden Arbeiterschaft, die zu diesen Vorträgen kamen, ein verborgener Freundeskreis, dem religiöse Fragen immer wichtiger wurden.

Am deutlichsten trat dies hervor in Darmstadt. Dort bildete sich unter Führung des Schuhmachers Heller ein kleiner Kreis, den ich regelmäßig besuchte und mit dem wir das Neue Testament lasen. Heller war Sozialdemokrat und leitete die Schuhabteilung einer Zweigstelle des Konsumvereins. Da saßen wir denn abends im kleinen Laden, der eine auf dem Stuhl, der andere auf dem Ladentisch, der dritte auf einer Kiste und lasen und sprachen über alle diese Probleme. Immer wieder mußte ich denken, wenn ich am Abend nach Hause fuhr, so mag es unter den Webern und Hafenarbeitern in Korinth gewesen sein, wenn Paulus unter ihnen war. Es war etwas Großes, das so zu erleben; ein ähnliches Erwachen war auch in anderen Kreisen zu fühlen.

Nicht zu verwundern ist, daß sich rasch und energisch die Gegnerschaft regte. Vielleicht hätte mir das selbstverständlicher sein sollen. Damals schien es mir unverantwortlich, daß man eine solche Tätigkeit bekämpfte und so mißverstand. So wehrte ich mich auch scharf und tapfer gegen die Angriffe und das trug nicht dazu bei, sie zu besänftigen.

Es war besonders ein Vortrag in Darmstadt, der, gänzlich entstellt, Anlaß zum Kampf gab. Man hatte im Lande kolportiert, daß ich in diesem Vortrag den Glauben an einen „persönlichen“ Gott abgelehnt hätte. Dabei hatte ich in diesem Vortrag ausdrücklich gesagt, daß ich das Dogma von der Dreieinigkeit ablehne, da es unvereinbar sei mit Jesu Botschaft vom Vater im Himmel. Den Ausdruck „persönlicher“ Gott habe ich allerdings immer für sehr unglücklich gehalten. Davon hatte ich aber in diesem Vortrag nicht geredet. Ich habe den Ausdruck nur vermieden. Meiner Ansicht könnte man nur sagen, daß Gott so uns gegenübertritt und so in die Menschheitsgeschichte eingreift, daß wir Menschen als Bild, in dem wir das ausdrücken, was er uns ist, immer wieder das vom Vater gebrauchen müssen. Hier drücken wir aus, was Gott für uns ist. Aber wir müssen wissen, daß [177] Gott unendlich viel größer und gewaltiger ist, als wir in diesem Bilde von ihm sagen, als überhaupt Menschen es begreifen und darstellen können.

In späteren Vorträgen habe ich oft gesagt, daß die einen der Frommen Gott zu begreifen suchen, indem sie ihn im Bilde vom Vater sehen, daß die andern ihn zu begreifen suchen, indem sie das Bild eines ungeheuren lebendigen Organismus sehen, in dem Gott der alles durchdringende Lebenssaft ist. Das ist der Pantheismus. Das erschiene mir so, als wenn ein Kind mit seinen beiden Armen die Erdkugel umspannen wolle. Sie ist so groß, daß es sie nie umfaßt. So wird auch die Menschheit mit ihren verschiedenen Gedanken von Gott nie sein Wesen umfassen und wirklich darstellen, und doch ist in jedem der Bilder eine Wahrheit. Es stellt etwas von dem in menschlichen Gedanken dar, was aus der Gottheit in unser Leben leuchtet. So werden wir diese Bilder nie entbehren können, immer ihre Wahrheit wieder betonen. Ich bekannte mich zu beiden Bildern. Aber wir werden wissen müssen, daß das die volle Wahrheit wäre, wo diese beiden Bilder wirklich als eins geschaut werden könnten. In meinen Vorträgen über Goethe und Faust kam auch gerade das immer zum Ausdruck.

In diesem Kampfe erfuhr ich sehr bald etwas von der bitteren, unredlichen Gehässigkeit. Das hessische Pfarrerblatt brachte einen Artikel gegen mich und meinen Unglauben. Er wurde in Rüsselsheim einer Reihe angesehener Leute zugeschickt. Man wollte also den Ruf des gerade neu gekommenen Pfarrers sofort erschüttern.

Ich hatte dem Pfarrerblatt – als Mitglied des Pfarrvereins – eine Berichtigung meiner Gedanken geschickt. Als ich sie gerade abgesandt hatte, traf ich mit Guyot, dem Führer der hessi-

schen Pfarrer, die der kritischen Theologie angehörten, zusammen. Er las die Erklärung und riet mir, einige entscheidende Ausdrücke zu ändern, weil sie mißverstanden werden könnten. Ich tat es, sandte die Erklärung noch einmal ein an den Schriftleiter des Pfarrerblattes und schrieb, er möge den ersten Text mir zurücksenden und den zweiten bringen. Er brachte im nächsten Blatt beide Erklärungen, d. h. er schlug die eine mit der andern tot, indem er einen Widerspruch zwischen beiden konstatierte, der gar nicht vorhanden war.

Ich werde von den daran anschließenden Kämpfen noch zu berichten haben, die bald zu meinem Austritt aus dem Pfarrverein führten. Ich hatte mich ihm schon als Vikar angeschlossen. Ich stand auf dem Standpunkte, daß in der Zeit, in der wir lebten, jeder Stand Recht und Pflicht habe, in würdiger Weise seine Lebensinteressen gemeinsam vor der Öffentlichkeit zu vertreten, da ja ein jeder von der Stellung-[178]nahme der öffentlichen Meinung in seiner Existenz und seinem Wirken abhängig war. Ich habe so immer die Meinung vertreten, daß ein Pfarrer, der sich seinem Standesverein angeschlossen hatte, ein Oberlehrer und Lehrer, die gleiches getan hatten, es selbstverständlich auch dem Arbeiter und Angestellten zubilligen müssen, daß sie das täten. Leider erlebte ich, daß die leidenschaftlichsten Vertreter der Standesinteressen der Pfarrer und Oberlehrer zugleich am leidenschaftlichsten gegen die Standesorganisation der Arbeiter kämpften. Ich habe diese Inkonsequenz nie begriffen.

Außerdem war ich von meiner ersten Arbeitszeit im Dienste der Kirche an der sogenannten „Frankfurter Konferenz“ beigetreten, einer Konferenz zur Vertiefung des wissenschaftlichen Arbeitens und Verstehens im hessischen Pfarrstand. Sie wurde damals geführt von Guyot, Pfarrer an der Johanniskirche in Darmstadt, später in Heppenheim, wohin er ging, weil er infolge eines Zuckerleidens der großen Arbeit in Darmstadt nicht mehr gewachsen war. Er hatte diese Konferenz gegründet, die sehr eng mit der Fakultät der Gießener Universität zusammenarbeitete und alle Pfarrer umfaßte, die sich zur kritischen Theologie bekannten und die ihren Namen davon trug, daß man sich in Frankfurt versammelte, weil Frankfurt für alle drei hessischen Provinzen am zugänglichsten liegt.

Ich glaube, von 1905-1918 hat kaum eine Tagung der Konferenz stattgefunden, die ich nicht besucht habe.

Die Volksakademie

Es war im Hochsommer 1905. Da besuchte mich wieder einmal Georg Volk, der von Offenbach aus seine Volksbildungsarbeit weiter und weiter dehnte. Er betrachtete mich als einen seiner hoffnungsvollsten Mitarbeiter und pflegte öfters bei mir einzukehren, um allerlei mit mir zu besprechen, auch um mir wieder Vorträge zuzudiktieren, für die er in Stadt und Land warb. „Wollen Sie nicht nach dieser Gemeinde gehen, diesen Vortrag halten? Das ist ein Feld für Sie!“ – Gießen, Worms, Isenburg, Offenbach, Frankfurt, Langen – wie soll ich all die kleinen und großen Orte aufzählen, in die er mich sandte, um mitzuwirken, daß man die Wichtigkeit der Volksbildungsarbeit dort begriff. In wenigen Jahren hatten wir erreicht, daß die weite Umgegend Frankfurts mit einem Netz von Volksbildungsausschüssen überzogen war, die eifrig und intensiv arbeiteten. Wir gründeten nicht „Vereine“, wie die Volksbildungsarbeit es getan hatte, die 1860 und 1870 begonnen hatte. Wir gründeten Aus-[179]schüsse. In ihnen sollten die Vorstände der verschiedensten Vereine eines Ortes, der Gesang- und Turnvereine, der Standesorganisationen und – in Fabrikgemeinden vor allem – die Gewerkschaften, im Bauerndorf der Bauernverein vertreten sein. So wurde erreicht, daß alle diese Vereine sich beteiligt und verantwortlich fühlten für den Besuch, daß aber auch die gesamte Bevölkerung zu dem Bewußtsein erzogen wurde, daß diese Volksbildungsarbeit ihre Sache sei, für die sie verantwortlich sei und deren Besuch für sie recht und gut. Die darin liegende Erziehung zur Selbstverantwortlichkeit schien uns eine der wichtigsten Aufgaben der Arbeit. Gerade dies hat auch wahrhaft gute Früchte getragen. Immer mehr Menschen be-

schäftigten sich mit dem Gedanken, wie Volksbildungsarbeit recht zu leisten sei. Solches Nachdenken aber führte sie mehr dazu, das Wesen der Bildung zu begreifen, als viele Vorträge. Immer mehr Vereine fühlten sich verpflichtet, ihre Veranstaltungen so einzurichten und auszugestalten, wie es den Ansprüchen an Echtheit und Wahrheit des Empfindens und Gestaltens entsprach. Immer mehr Vereine und Führer der Vereine lernten aber auch, mit den Vorsitzenden anderer Vereine zusammenzuarbeiten. Viel dörfliche und kleinstädtische Gehässigkeit wurde durch großzügigere Arbeit überbrückt, viel politischer Haß und politische Vorurteile begannen zu schwinden. Allerdings – wir hatten auch sehr unter diesen politischen Vorurteilen zu leiden. Wie wurde mir das verdacht, daß ich mich von einem Ausschuß zu Vorträgen einladen ließ, dessen Vorsitzender vielleicht ein Gewerkschaftsführer oder Funktionär, also sichtbar ein Sozialdemokrat war. Wie wurde mir verdacht, daß ich mit solchen Leuten ganz freundschaftlich debattierte und ihnen auch Fragen oder Reden freundlich beantwortete, die sich auf Kritik an der Gesellschaft, dem Staat, der Religion und der Kirche bezogen.

Und nun saß Georg Volk froh und behaglich bei mir am Kaffeetisch und begann folgenden Gedanken zu entwickeln: Wir müssen einmal Menschen aus den verschiedensten Kreisen unserer Bewegung zu einer gemeinsamen Tagung zusammenbringen. Es müssen einmal Arbeiter und Bauern, Handwerker und Lehrer, Fabrikanten und Kaufleute und Beamte einige Tage zusammenleben, Vorträge hören, zusammen arbeiten und lernen, welches ihre Lebensweise, Denkweise und Lebensbedürfnisse sind. Sie müssen miteinander suchen, wie man für unser Volk einen Weg gemeinsamer Geistesbildung und Geisteshaltung findet und miteinander von allen Seiten her daran arbeitet.

Wir saßen in meinem großen alten Pfarrhaus im oberen Zimmer am Tisch, und ich sagte: „Die Räume hätten wir wohl, denn ich wür-[180]de das ganze Haus zur Verfügung stellen. Unten ist die große alte Küche, die kann einmal wieder benutzt werden, daneben sind zwei Zimmer, die wir als Eßzimmer gebrauchen können. Hier oben sind zwei Zimmer, die Vortrags- und Ausspracheräume sein könnten, und dann habe ich immer noch drei kleine Zimmer, zwei für mich, eines als Schlafzimmer meiner Haushälterin und unsere kleine Küche hier oben. Zum Übernachten der Leute aber finden wir sicher Freiquartiere in Rüsselsheim.“

In wachsender Begeisterung arbeiteten wir den Plan aus: Wie das einzelne? Welche Vorträge? – Welche Menschen als Vortragende? Wie die Einladung hinausgehen lassen? „Wir müssen das mit Korell besprechen“, hieß es plötzlich.

So machten wir uns auf, durch den heißen Sommernachmittag hinüber nach Königstätten zu wandern, wo Adolf Korell Pfarrer war, eins mit uns in diesen Gedanken.

Unvergeßlich ist mir diese Wanderung durch die weite Ebene, auf der das reifende Korn golden wogte, soweit man sehen konnte. Vor sich hatte man in der Ferne die blauen Berge des Odenwaldes, vor denen sich Königstätten mit seinem besonders lieblichen Kirchlein abzeichnete. Wendete man sich um, so sah man über Rüsselsheim hinweg zu den Bergen des Taunus hinüber über den Main. Wer die Gegend kennt, kennt dies wundervolle Bild der weiten Ebene zwischen den blauen Bergen. Hier wanderten wir, eifrig planend und immer heller begeistert für diesen Plan.

Herr Pfarrer Korell saß in seinem großen Garten auf dem Kirschbaum und pflückte Kirschen, als die beiden Gäste in heller Begeisterung hereinstürmten und unterm Kirschbaum stehend ihm hinauf erklärten, was sie da ausgedacht hatten, heftig gestikulierend. Er hörte sich’s an, erst bedenklich oben zwischen seinen Ästen. Aber als er schließlich herabrutschte, da hatte die Begeisterung auch ihn erfaßt. Das Abendessen vollzog sich in Feststellen der Pläne. An alle großen Werke der Gegend wollten wir schreiben, daß sie uns auf ihre Kosten einen oder zwei Arbeiter für vierzehn Tage sendeten. Die Zeitungen mußten unter den anderen Leuten

werben. Sie mußten mit kurzen Artikeln über den Plan versorgt werden. Eine Köchin und zwei Hilfsmädchen wollten wir nehmen und in Rüsselsheim um Freiquartier werben.

Sofort wurde alles in Tätigkeit gesetzt. Volk erreichte, daß die Volksbildungsorganisation einige Mittel zur Verfügung stellte. Viel war es nicht. Wir drei riskierten es eben, und es gelang. Drei Hilfskräfte für die Küche wurden angenommen. In Rüsselsheim wurden Freiquartiere erbeten, und dreißig wurden gestellt. Eine Reihe großer [181] Werke gab Arbeitern Urlaub und zahlte ihnen den Aufenthalt (Höchster Farbwerke, Opel usw.). Anmeldungen anderer Teilnehmer kamen. Die beiden ersten Wochen des September waren für die Sache bestimmt. Wir hatten dreißig ständige Teilnehmer von auswärts. Dazu kamen etwa zehn aus Rüsselsheim selbst und seiner allernächsten Umgebung, die regelmäßig oder an den späten Nachmittagen und Abenden kamen.

Wie sehr die Ankündigung in Rüsselsheim gewirkt hatte, zeigte sich bei der Anmeldung der Freiquartiere. Ein Arbeiterehepaar stellte sein Schlafzimmer für zwei Gäste zur Verfügung und schlief selbst in der Küche während dieser Zeit. Überall fand ich Verständnis und Förderung der Sache. Dasselbe zeigten die Anmeldungen. Es waren da außer den acht Arbeitern drei Pfarrer, Lehrer, ein Fabrikant, ein Postdirektor, Angestellte, mittlere Beamte und Studenten. Dazu brachte jeder Tag – besonders die Sonntage – Besuche, die sich die Sache ansehen und ein oder mehrere Tage miterleben wollten. Es kamen Professoren, sogar ein Professor aus Frankreich, Schriftsteller, Menschen, die die neuaufsteigende Volkshochschulbewegung kennenlernen wollten.

Leider mußten wir jedem, der ankam, zu seiner Quartieranweisung einige Räucherkerzchen aushändigen. Es war September, die Zeit der Schnakenplage in der Rhein- und Mainebene, und wer nicht räucherte, fand sich am anderen Morgen mit verschwollenem Gesicht vor. Die Einheimischen waren schon immun, die Ankommenden mußten es erst werden. Aber das hinderte nichts am wundervollen Verlauf der Sache. Der Vormittag galt schwerer geistiger Arbeit. Es wurden weltanschauliche Vorträge, Vorträge über die sozialen Probleme und über die Volksbildungsarbeit gehalten. Ich selbst spach über Kants Philosophie. Ich führe das an, um das genauer zu kennzeichnen, was ja schon der Name zeigt, den wir dem Unternehmen gaben: „*Volks-Akademie*“.

Wir stellten uns die Sache noch reichlich gelehrt – intellektualistisch vor und wagten uns an geistige Arbeit, die eigentlich weit über dem Möglichen und Notwendigen der Volksbildungsarbeit hinaus lag. Das war einer der Punkte, an dem wir „Intellektuellen“ durch den einfachen Mann und die einfache Frau in der Volksbildungsarbeit erzogen werden mußten. Wir mußten lernen zu sehen, daß man alle Probleme, alle wahrhaft lebensnotwendigen, geistigen Werte schauen, haben, darstellen und besprechen kann in einer so praktischen und lebensnahen Form, daß sie dem einfachen Mann nicht nur zugänglich werden, sondern er auch ihre Bedeutung für sein Leben erkennt und dadurch Interesse gewinnt. Man muß nicht mit Kant kommen, um die [182] Wahrheit darzustellen, daß der Geist die tragende Macht der Wirklichkeit ist. Aber es schadete nichts, daß wir so begannen, wie es uns damals gegeben war. Ich habe auch in der Volksbildungsarbeit gelernt, daß man nichts behandeln darf, wofür man nicht begeistert ist. Ein Mann, der in lebensvoller Begeisterung die schwierigste Frage behandelt, wird mehr geben als einer, der in einfachster Weise das Einfachste darstellt, das ihm gleichgültig ist. Ich lebte damals in leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit Kant und dem deutschen Idealismus. Diese Auseinandersetzung klang durch die Vorträge hindurch und faßte die Menschen – faßte sie wirklich, und dieser scheinbar dafür völlig unfähige Kreis von Menschen brachte lange Vormittage in angeregter Aussprache über Kant und seine kritischen Probleme zu. Dabei zeigte sich auch, was ich immer wieder erfuhr, daß viele Menschen, die zunächst einen Vortrag nicht erfaßt haben, durch das Hin und Her einer Debatte allmählich merken, worum es geht und dann beim Schlußwort das Entscheidende klar aufnehmen. So

lernte ich in diesen Debatten mehr und mehr, die schweren Fragen ganz einfach zu behandeln und darzustellen, und lernte auch, was von diesem Kreis als lebensnotwendig und wichtig aufgegriffen und was gleichgültig abgelehnt wurde. Ich glaube, daß es jedenfalls für mich eine ganz wichtige Schule für meine weitere Arbeit war.

Eine sehr glückliche Ergänzung zu diesen Vormittagen waren die Nachmittage. Wenn wir nach den langen Debatten froh und müde zum Mittagessen in die unteren Räume hinabstiegen, so wurde es allemal ein fröhliches Zusammensein. Dann ging es hinaus zur Exkursion in die Natur oder in umliegende Orte und Städte, um Geschichtliches zu schauen.

Doch waren wir oft auch an den Vormittagen in der Natur. Das Herbstwetter war so schön, daß wir sehr oft die Aussprachen im großen Garten abhalten konnten. Zu Frühstück und Nachtisch spendete der riesige Rebengang des Gartens seine Trauben, die in diesem Jahr sehr reich und sehr köstlich geraten waren. Nachdem 14 Tage eine Schar Gäste sich daran gelabt hatte, war immer noch ein Rest für den Gastgeber übrig.

„Schauen“ boten die Nachmittage. Da führte uns der Maler, der Teilnehmer an der Akademie war, und zeigte uns die Schönheit der Natur oder der Städte und Dörfer. Oder es führte uns ein Geologieprofessor und lehrte uns den geologischen Bau der Natur schauen. Oder es führte uns ein Lokalforscher, der uns das Geschichtliche der Gegend schauen und entdecken ließ. Auch für den neuen Pfarrer von Rüsselsheim war es sehr lehrreich, das kennenzulernen, was doch für einen, der nun Jahre da leben und wirken sollte, sehr wichtig wahr.

[183] Die Abende brachten dann ein unterhaltendes Zusammensein. Hier wurde etwas Musikalisches, eine Dichtung oder Betrachten von Bildern geboten. Es war auch zwangloses Plaudern zum Kennenlernen.

Für mich, der Gastgeber war, Vorträge hielt und doch zugleich sein Amt in Rüsselsheim zu verwalten hatte, war die Zeit sehr anstrengend. Aber sie war schön. Sie war ein großer Auftakt der weiteren Arbeit auf allen Gebieten.

Die Akademie hatte erreicht – das zeigte sich in den nächsten Jahren deutlich –, daß ein geschlossener Kreis von Menschen, die sich kannten und verstanden, die weitere Arbeit des „Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung“ – so nannte sich die werdende Organisation – trug. Sie hatte erreicht zu zeigen, daß und wie Menschen verschiedenster Bildung und Lebensstellung miteinander verständnisvoll arbeiten und Freunde werden konnten.

Wer bedenkt, daß dies die allererste Freizeit war, die überhaupt in Deutschland stattfand, die erste, in der gewagt wurde, Menschen verschiedenster Bildung und Lebenshaltung zu einem gemeinsamen Leben zu vereinen, der wird erst voll die Bedeutung dieses Experimentes würdigen. Schon im nächsten Jahr konnten wir es wagen, eine solche Akademie während der Ferien im Gebäude eines Lehrerseminars abzuhalten. Sie wurde in ein- oder zweijährigen Abständen wiederholt bis zum Ende des Krieges. Schon während des Krieges hatte sie aber einen so veränderten Charakter gewonnen, daß sie so nicht mehr weitergeführt wurde. Man griff zu anderen Möglichkeiten, kleineren, zwangloseren Zusammenkünften und Freizeiten, die eigentlich aus der Entartung zur Größe und agitatorischen Veranstaltung zum ersten, zur kleinen, intimen, persönlich wertvollen Gemeinschaft zurücklenkten.

Auf alle Fälle war ein Tor gebrochen und ein Beispiel gesetzt, das Nachahmung fand. Ich habe noch manchmal mitarbeiten dürfen, wenn irgendein Kreis von Menschen zum ersten Male für seine Sache solch eine Zusammenkunft und Freizeit veranstaltete. Ich meine aber immer, daß diese allererste aller Freizeiten für mich und den Kreis, der sie trug, die wertvollste und köstlichste gewesen sei. Sie war sicher nicht die vollendetste. Wir haben uns nie darüber getäuscht, daß sie ein Experiment war. Heute würde man geradezu lächeln über vieles, was wir da machten und wie wir es machten. Wir sind reicher geworden an pädagogischer

Erfahrung in der Erwachsenenbildung, sehr viel reicher. Aber hätten wir diesen Reichtum erworben, wenn nicht einige ganz unerfahrene Leute gewagt hätten, zu beginnen und aus ihrer Unerfahrenheit das Beste zu machen, was ging? Aber wir hatten den Willen zu lernen und lernten. Wo wir etwas zu Unmögliches in unserer [184] Unerfahrenheit gemacht hatten, trug uns die Glut des Leistungswillens darüber hinweg und half allen, das Rechte daraus zu nehmen. Es war so etwas wie eine heroische Zeit der Volksbildung, wenn man so kühn reden darf, in der vieles möglich war, was später Unsinn gewesen wäre.

Einige Enttäuschungen waren zu überwinden. Die Werke, die Arbeiter beurlaubt hatten, waren nicht immer gut beraten gewesen. Sie hatten zum Teil ältere, verdiente Arbeiter geschickt, die gar keinen Sinn für das hatten, um das es ging. So hatten einige (zwei oder drei, damit kein Irrtum entsteht) wenig von der Sache, und ihre Berichte zu Hause wirkten so, daß bei diesen Werken ein Vorurteil später schwer zu überwinden war. Um so deutlicher erkannten wir die Bedeutung der Tatsache, daß der weitaus größte Teil der Arbeiter so tief erfaßt war vom Wert und Wesen der Sache, daß sie uns wertvolle und entschiedene Bundesgenossen wurden im Ringen darum, ihre eigenen Gewerkschaften und die Führer der sozialistischen Bewegung der Gegend zur Mitarbeit zu gewinnen.

Hier nämlich setzte der erste Gegenstoß ein. Die Veranstaltung der Akademie – noch dazu in einem Pfarrhause – hatte den Argwohn erregt, daß man Arbeiter zu einer Zusammenarbeit mit anderen bringen wolle, die sie ablenken solle von ihrem Kampf für die Hebung ihres eigenen Standes und für dessen Ziele und Ideale. Ja es war der Argwohn entstanden, daß man sie hier wieder für eine Kirchlichkeit einfangen wolle, die man als gefährlich und reaktionär empfand.

So war es sehr wichtig, daß der nicht konservative Teil der Arbeiter, gerade die Jüngeren, als begeisterte Mitarbeiter heimkehrten und zu berichten wußten, wie diese Arbeit als eine Hilfe zur Erziehung zur wahren Freiheit und Selbständigkeit geistigen Lebens gedacht sei. Es war sehr wertvoll, daß sie begriffen hatten, daß es sich dabei um keinerlei Arbeit für eine feststehende politische Meinung oder soziale Bewegung handeln könnte, daß aber diese Erziehung zur Freiheit und zu selbständigem Denken und Urteilen nur jeder solchen Bewegung bessere, klarere Köpfe und Mitarbeiter schaffen könne. Doch waren natürlich die ganzen nächsten Jahre von diesem Ringen erfüllt, das Mißtrauen der führenden Kreise der Sozialdemokratie gegen eine von ihnen unabhängige Bildungsbewegung zu überwinden. Wir haben nie einen Augenblick geschwankt in der Überzeugung, daß nur eine wahrhaft freie, innerlich unabhängige Bildungsbewegung leisten könne, was hier notwendig ist.

Für mich, die mit uns arbeitenden Pfarrer und auch Lehrer war fast noch schwerer der leidenschaftliche Kampf der konservativen Kreise in Beamtenschaft und Kirche, der gegen uns einsetzte. Man machte [185] sich hier die ungeheuerlichsten Vorstellungen, was da beabsichtigt sei, wo man die Parole ausgäbe, Menschen aller Stände zu selbständigem Urteilen und Denken zu erziehen. Man nahm es Mitgliedern der staatlichen und kirchlichen Beamtenschaft tödlich übel, daß sie mit Arbeitern, die der „staatsfeindlichen“ Sozialdemokratie angehörten, freundlich und harmonisch arbeiteten, zu Tische saßen und Ausflüge machten, sich mit ihnen öffentlich freundschaftlich zeigten. Man nahm es den Pfarrern übel, daß sie mit Leuten aus den „unkirchlichen“ Kreisen dasselbe taten. Man hielt es für ein Verleugnen des vaterländischen Standpunktes und der religiösen Überzeugung, wenn man das tue. Die Leute bedachten nicht, daß sie ja doch auch in vielen Arbeiten und täglichen Zusammentreffen dasselbe taten. Sie benutzten doch auch nicht jedes Zusammentreffen mit einem Menschen, um ihre vaterländische und religiöse Überzeugung auszusprechen. Sie überlegten nicht, daß wir ja nur dasselbe taten und durchaus, wenn eine natürliche Gelegenheit dazu kam, mit unserer Überzeugung nicht zurückhielten, sie nur nicht aufdrängten und dadurch Menschen mißtrauisch machten. Die Tatsache blieb, daß wir alle, die wir uns zu dieser Art Arbeit bekannten, durch

dies sichtbare Hervortreten Gegensatz und Mißtrauen weitester Kreise bis zu den Behörden hinauf erregt hatten.

Ein Professor der Volkswirtschaft, der unsere Akademie einige Tage besucht hatte und weggegangen war mit dem Bedauern, nicht die Zeit zu haben, länger zu bleiben, hatte kurz darauf in einem großen Kreise von Pfarrern über ein volkswirtschaftliches Thema zu sprechen. Er kam dann mit ihnen ins Gespräch, und sie sprachen sich voll Empörung über die Tatsache aus, daß ein Pfarrer mit unkirchlichen Arbeitern so eng zusammen gelebt habe, wie ich in dieser Volksakademie, daß er alle möglichen Leute in sein Haus lade und daß er so agitatorisch in die Öffentlichkeit trete. (Was wir nicht getan hatten. Die Öffentlichkeit war durch die Sache aufmerksam geworden!) Er erzählte mir, daß doch einige still geworden seien und nachdenklich, als er ihnen gesagt habe: „Halten Sie es wirklich für einen Schaden für die Kirche, wenn ein Pfarrer sein Pfarrhaus zu einer für unser Volk so lebenswichtigen Sache zur Verfügung stellt? Ich meine, Sie sollten dankbar sein, wenn so das Pfarrhaus wieder in den Mittelpunkt des Volkslebens und der Arbeit für unser Volk gerückt wird!“ – [189]

IV.
DAUERGESTALTUNG DER ARBEIT UND DES EIGENEN LEBENS

Der Diskussionsabend

Wie sich für die ganze Gegend ein Freundeskreis gebildet hatte, der unsere Arbeit trug, so war es durch die Volksakademie auch in Rüsselsheim geschehen. Eine ganze Zahl von Menschen war von dem neuen Gedanken erfaßt worden. Es waren darunter einige kluge Arbeiter, einige Beamten, einige Bauern, ein Buchdruckereibesitzer, Geschäftsleute, darunter Juden, Lehrer. Sie alle wünschten irgendwie eine Fortsetzung dieser Sache. Wir kamen überein, daß wir uns jeden Donnerstagabend im Gasthaus Holz, das ein kleines Sälchen mit den Fenstern auf den Main hatte, treffen wollten. Das war gerade passend für eine solche Zusammenkunft, die manchmal aus dreißig und manchmal aus dreihundert Menschen bestand. Dann war es aber sehr, sehr dicht gedrängt. Es ist mir später aufgefallen, daß der tragende Kreis dieser Arbeitsgemeinschaft aus jungen Menschen in etwa meinem Alter bestand. Es ist doch wohl so, daß sich die Alterskreise unter sich leichter zusammenfinden als mit anderen.

Dieser Diskussionsabend wurde so gestaltet, daß wir zuerst einen kürzeren oder längeren Vortrag hörten. Manchmal war es nur ein Hinweis oder das Anschlagen eines Themas, manchmal war es ein ausgearbeiteter Vortrag, der die für den Gegenstand nötige Belehrung sachlicher Art brachte. Dann wurde über die Frage gesprochen. Diese Aussprachen waren bei entscheidenden Fragen so, daß wir manchmal bis in der Nacht ein, zwei, ja drei Uhr zusammenblieben und kein Ende finden konnten. Im ersten Jahre nach der Volksakademie waren es die allgemeinen Fragen der sozialen Gestaltung und der Weltanschauung, die uns bewegten. Ich hielt viele Vorträge und bat andere darum. In späteren Jahren richteten wir alles systematischer ein und hatten einen Plan für mehrere Monate. Wir hatten auch musikalische Abende, in denen wir uns die Kenntnis eines Musikers aneigneten, oder dichterische Abende zur Einführung in einen Dichter. Unvergeßlich ist mir der Abend, auf dem Georg Volk aus eigenen Odenwalddichtungen las, nachdem er über den Odenwälder Dialekt gesprochen hatte.

Die wichtigsten Reihen, die das größte Interesse im Laufe der Jahre fanden, waren zwei. Die eine handelte über die Grundlagen unseres religiösen Lebens. Da sprachen Willi Veit, Erich Förster aus Frankfurt, Adolf Korell, ich und Marx aus Walldorf. Die Vorträge waren von Hunderten besucht. Ein Meisterstück, das mir unvergeßlich bleibt, war Erich Försters Vortrag über das Neue Testament.

Eine zweite große Reihe war die, in der wir uns Rechenschaft gaben über die verschiedenen Berufe, ihre Art [190] zueinander und ihre Bedeutung im Gesamtleben. Da sprachen ein Lehrer, ein Pfarrer, ein Handwerker, ein Arbeiter, ein Geschäftsmann, ein Fabrikant, ein Arzt usw. Jeden Donnerstag hatten wir einen anderen Vertreter eines Berufes, der nun schilderte, wie er ihn auffaßte und was sein Beruf der Allgemeinheit bedeutete. Man kann sich denken, wie tief das wirkte und wie sehr da den Menschen deutlich wurde, was Zusammenarbeiten der Berufe ist und sein soll.

Hier war der Höhepunkt der Vortrag eines sozial sehr verständnisvollen Fabrikanten aus Frankfurt, dessen Aussprache mit den anwesenden Arbeitern ein Meisterstück sozialer Vertiefung und Belehrung war. Hier lernten sie wirklich einmal anschaulich erkennen, was die Arbeit eines Unternehmers eigentlich sei in der Organisation der Fabrik, des Absatzes, dem Einkauf, der Kalkulation usw.

Ein andermal beschäftigten wir uns mit der Maschine und all den Instrumenten, die der heutigen Zeit ihr Gepräge geben. Radio gab es noch nicht, aber es gab Fernsprecher, Auto und elektrische Bahn, es gab die Dampfmaschine und den Dynamo, die Schnelldruckpresse und die optischen Instrumente.

In diesem Zusammenhang war der eindrucksvollste Vortrag der des Unternehmers Leitz, des Inhabers der großen optischen Fabrik in Wetzlar. Er hatte sogar ein Epidiaskop, damals ein ganz neu erfundener Apparat, mitgebracht, und wir konnten die großartige Wiedergabe aller Dinge durch dies Instrument bewundern. Er schenkte mir später einen prachtvollen Lichtbildapparat, der mir für alle meine Arbeit große Dienste leistete. Ich schenkte ihn der Kirchgemeinde Rüsselsheim später bei meinem Abschied.

Selbstverständlich wurden zwischen diesen großen Reihen die Fragen besprochen, die die Zeit bewegten. Wir hatten Vorträge von Vertretern möglichst aller auftauchenden Bestrebungen über Monismus, Sozialismus, Marxismus, Eucken, Theosophie. Geschichtliche und heimatkundliche Fragen tauchten auf. Wir legten Wert darauf, möglichst einen Mann zu hören, der der betreffenden Bewegung angehörte oder irgendwie auf diesem Gebiete sachverständig war. Den Fortschritt der Naturwissenschaften verfolgten wir in Vorträgen von namhaften Naturforschern, die Erschließung der Welt in Vorträgen von Geographen oder auch von einem Weltreisenden wie Alphons Paquet, der nach seiner Rückkehr aus der Mongolei über Asien bei uns sprach.

Da das Experiment einer solchen Arbeit weithin Interesse erregt hatte, war es mir nicht schwer, immer wieder Menschen zu finden, die ohne Honorar, gegen Reisekosten, nur um dieser Sache willen bei uns sprachen. Denn dazu kamen wir nicht, daß wir Honorar hätten zahlen können. Aber diese Vorträge hielten einen ganz großen Kreis hoch-[191]bedeutender Menschen in dauernder geistiger Verbindung mit der Arbeit. Man kann wohl sagen, daß in diesen Jahren der Rüsselsheimer Diskussionsabend so etwas wie ein geistiger Sammelpunkt und ein Feldzeichen einer bestimmten geistigen Bewegung war. Vielfach zahlte ich das Honorar so ab, daß ich dem betreffenden Redner bei seiner Arbeit wieder half und ihm einen Vortrag in seinem Wirkungskreis hielt. Das förderte diesen Zusammenschluß sehr. Man durfte das Gefühl haben, daß eine große geistige Front im Entstehen begriffen sei, die über alle Parteien hinweg das Werden selbständigen Urteilens und Denkens in allen Ständen des deutschen Volkes fördere. In diesem Kreise waren die sogenannten „Gebildeten“ erwacht für das Gefühl der intellektuellen Einseitigkeit ihrer Bildung, die ihnen Bescheid gab über alles, was in Büchern stand, und über nichts, was das Leben des praktisch handelnden und arbeitenden Menschen betraf. Sie suchten in heißem Bemühen die Wirklichkeit des Lebens durch das Zusammenarbeiten mit den Menschen der praktischen Arbeit und der einfachen Tagesmühe zu erfassen. Es waren daneben die Menschen aus dem praktischen Leben und der bittern Not des Lebens, die erkannten, daß im geistigen Erfassen und Durchdringen der Wirklichkeit eine ungeheure Bereicherung des Daseins – und eine Macht der Gestaltung der Dinge ruhen. So suchte man gemeinsam – keiner der nur Gebende und keiner der nur Nehmende. So aber gerade muß es sein, wenn Gemeinschaft und wahrhafte Bildung werden soll.

Solange ich in Rüsselsheim war, ging diese Arbeit weiter. Sie bedeutete ja über den Donnerstagabend hinaus ein enges persönliches Verbundensein mit einem großen Kreise von Menschen, die ich vom kirchlichen Leben her nie erreicht hätte. Wir trafen uns auch an Abenden in den Familien zu rein persönlicher Aussprache. Es bildeten sich Freundschaftsbeziehungen, die immer wieder sich bewährten. Es war allmählich so gekommen, daß alle wichtigen Ämter der Gemeinde von Leuten besetzt waren, die dem Diskussionsabend angehörten. Es war das in den dreizehn Jahren mit einer gewissen Notwendigkeit geworden, denn sie waren eben die geistig regsamen Menschen der verschiedenen Gruppen gewesen. Das allein zeigt, was durch solche Arbeit geleistet werden kann.

Aus früheren Zeiten bestand in Rüsselsheim ein Volksbildungsverein. Er war damals geleitet von einem sehr gewissenhaften, eifrigen Lehrer, demselben, der auch den Kirchengesangverein leitete. Dieser jüngere Lehrer war unbedingt orthodox und konservativ und nahm von da aus wachsend eine vorsichtig ablehnende Stellung zu mir ein. Volksbildungsarbeit war für ihn Erziehung zu konservativem Denken und Empfinden. Er konnte sich Recht und Wahrheit

gar nicht anders [192] vorstellen. So war bei allem Bemühen ein Zusammenarbeiten des Diskussionsabends mit dem Volksbildungsverein unmöglich. Beide bedeuteten völlig getrennte Kreise. Hier lag eine Not, die allmählich recht schwer werden sollte. In Übereinstimmung mit Volk nahm ich eine Rücksicht, die ich jetzt nicht mehr nehmen würde. Um den Weg zur Zusammenarbeit mit dieser Organisation nicht zu verbauen, verzichtete ich auf jede Organisation des Diskussionsabends. Er blieb eine zwanglose, rein persönliche Sache. Dazu war er aber zu groß und zu bedeutend. Es gibt einen Grad der Bedeutung, dem man organisatorisch gerecht werden muß, wenn man nicht unwahr werden will. Dies hat uns durch die ganzen Jahre gehemmt, und das, was wir wollten, die Versöhnung jener konservativen Kreise, wurde nicht erreicht. Ihre Feindschaft wuchs.

Aus den Anregungen der Volksakademie hatte auch der Heimatforscher Rüsselsheims, Lehrer Sturmfels, den letzten Anstoß erhalten, einen Plan auszuführen, den er schon lange hegte. Er gründete den „Heimatverein“ Rüsselsheim. Er sollte Träger der lokalen Geschichtskunde und Kulturarbeit sein. So war eine seiner ersten Gründungen ein Volksbad im Main, eine spätere ein Heimatmuseum. Es waren schöne und gute Gedanken, und ich arbeitete hier gern mit. Bei der Gründung wurde ich der zweite Vorsitzende des Vereins. Und doch lagen auch hier schwere Gefahren.

Verlobung

Mein Leben war voller Arbeit. Langeweile und freie Zeit gab es nicht. Kaum, daß ich einmal zur Mitarbeit im Garten kam. Spazierengehen gab es nicht außer den Gängen nach Königstätten zu Korell, einem anderen Nachbarpfarrer oder befreundeten Lehrer. Dazu kamen kleinere Ausflüge mit den Konfirmanden, dem Kirchengesangverein und den Volksbildungsfreunden. Da ich ja neben der Pfarramtsarbeit und Seelsorge, neben den vielen Vorträgen immer noch an Büchern arbeitete und Artikel für die Zeitschriften – vor allem für die „Christliche Welt“ – schrieb, – bald auch für den „Kunstwart“ –, so mußte jeder Augenblick benutzt werden.

Es war kein Wunder, daß keine Zeit übrigblieb für ein so lebenswichtiges Gebiet wie die Ehe. Gewiß, ich traf ja viele junge Mädchen in all diesen Arbeiten. Aber – war nun nie die genügende Zeit – oder war eine andere Hemmung – es fand sich nie das Gefühl des Zusammengehörens, das eine stärkere Annäherung möglich gemacht hätte. Dabei wuchs um diese Zeit in mir in jeder Weise das Bewußtsein, daß ein Leben ohne Frau für mich eine sehr schwere, fast uner-[193]trägliche Sache sein würde. Wenn ich sah, wie rasch und scheinbar einfach so viele meiner Freunde – auch jüngere Freunde – die Lebensgefährtin fanden, fragte ich mich oft, ob da irgend etwas Krankhaftes oder Unnormales in mir sei, das mich hemmte. Es wirkte wohl die Erziehung mit, die mich in diesen Dingen sehr scheu gemacht hatte. Dazu kam, daß ein Mensch, dessen Leben so nach allen Seiten ging und überall angriff, eben auch zur Kameradin jemand brauchte, der nicht eng war. Es mußte schon ein Mensch wahrhafter Bildung sein, der mein Leben und meine Arbeit mitleben, verstehen und mittragen konnte. Es mußte aber auch wieder ein Mensch sein, der nicht so in der „gebildeten Welt“ steckte, daß er für Wesen und Echtheit und Wichtigkeit alles dessen, was nicht „gebildet“ war, kein Verstehen hatte. Wie viele junge Mädchen schufen eine Kluft zwischen mir und sich, weil sie entweder nur eine äußerliche Bildung hatten oder jene ästhetische Bildung, die keinen Zugang zur Lebenswahrheit der nicht im intellektuellen Sinn Gebildeten hatte. Manchmal in schweren einsamen und fast verzweifelten Stunden sagte ich mir, es müsse wohl mein Schicksal sein, einsam durchs Leben zu gehen, und ich müsse die Kraft dazu finden, obwohl es mir scheinen wollte, daß ich sie nicht finden würde, und da etwas in mir aufsteige, was noch zu einer schweren Katastrophe führen könne.

Da trat es wie ein Wunder in mein Leben.

Meine Braut
Garten der Landwirtschaftlichen Versuchsstation
Darmstadt 1906

Mit meinem ersten Kinde
1909

Eines Nachmittags kam Korell eilig in mein Zimmer gerannt. „Ich muß sofort weiterfahren. Muß unerwartet da- und dahin. Aber ich habe eine Karte für einen Vortrag, den Friedrich Naumann heute abend in Frankfurt hält. Wollen Sie hinfahren?“ Er legte die Karte auf den Tisch und eilte davon. Ich sah nach der Uhr. In einer Viertelstunde sollte der Zug gehen. In größter Hast machte ich mich zurecht rannte zum Zug, war zur rechten Zeit in Frankfurt und ging zum Vortrag. Kaum saß ich im großen Saal unter den Hunderten von Menschen, da sah ich vor mir zwei Köpfe, die sich abwechselnd nach mir umdrehten. Wir winkten uns zu. Es war mein Freund Paul Wagner, der Augenarzt, und seine Schwester Else, die ihm hier die Haushaltung führte. Es war Januar 1906. Beinahe vor einem Jahr hatten wir uns gegenseitig versichert, uns besuchen zu wollen. Für jeden was das Jahr zu arbeitsreich gewesen, als daß man es hätte ausführen können. Nun sah ich ihn vor mir und neben ihm die stolze, klare Figur seiner Schwester, deren Kopf eine Krone aus mächtigen blonden Zöpfen krönte.

Wir warteten nach dem Vortrag aufeinander, und die beiden begleiteten mich zum Bahnhof, wo ich noch über eine Stunde auf den Zug zu warten hatte.

[194] Diese Zeit im Wartesaal gehört zu jenen Stunden, in denen wie in einem Traume alles sich vollzieht und dabei die größten Entscheidungen fallen. Wir sprachen über den Vortrag und entdeckten eine leidenschaftliche Begeisterung für all das Große, Prophetische, was Naumann gesagt hatte. Wir kamen auf andere Fragen. Immer wieder war es dasselbe Einssein, das hervortrat. Als der Zug ging, hatten wir verabredet, daß ich in den nächsten Tagen wieder zu Besuch kommen sollte. In mir war bei der Heimreise das wundersame Gefühl, daß ich die Frau gefunden hatte, die mir fürs Leben nötig war. Es war sofort die Sicherheit dabei, daß ich diese Frau auch gewinnen würde.

Da ich in dieser Winterzeit viele Vorträge übernommen hatte und der Weg zu den meisten Vortragsabenden durch Frankfurt führte, hatte ich in den folgenden Wochen viele Gelegenheiten, auf der Durchreise durch Frankfurt ein oder zwei Stunden Aufenthalt bei Dr. Paul Wagner in der Oppenheimer Straße in Sachsenhausen zu verbringen. Er war ein begeisterter Augenarzt, begeistert auch für die Feinheit und Zuverlässigkeit seiner medizinischen Instru-

mente. Sie zeigte er mir, beschrieb ihren Gebrauch und war überhaupt glücklich, jemand zu finden, der soviel Interesse an den Leiden und Freuden seiner Praxis nahm. Er war ganz erfüllt von der Sorge um seine Patienten, deren Heilung ihm restlose Freude war, deren Schwierigkeiten ihn zu dauerndem Nachdenken über Hilfe anspornte. – Er ahnte nicht, daß man sich auch für etwas anderes als dies interessieren könnte, obwohl er selbst immer für eine oder die andere junge Freundin schwärmte.

Zwei der Besuche müssen besonders hervorgehoben werden. An einem Sonntagabend konnte ich es möglich machen, in Frankfurt zu sein. Um acht Uhr etwa schellte ich an der Tür. Ich mußte lange schellen, dann aber öffnete sie mir. Sie waren beide schon zu Bett gegangen, da sie gerade von einer sehr anstrengenden Feldbergtour nach Hause gekommen waren. Es war ja eine Wanderung im Schnee gewesen. So konnte ich nur kurz bleiben, und doch war es eine ganz wundervolle Stunde.

An diesem Abend hatten wir wohl verabredet, eine Ausstellung der Bilder Steinhausens zu besuchen, die damals in Frankfurt war. Steinhausen stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und Schaffens und war für diese Generation der Maler, den wir ganz hoch verehrten. Wir trafen uns dort und gingen gemeinsam durch die Ausstellung. Mir ist von allen Bildern am deutlichsten das des Moses vor dem feurigen Busch in Erinnerung geblieben. Man sieht nur die dunkle, knieende Gestalt von hinten und empfindet doch die unendliche Ehrfurcht, die sie durchzieht.

Wieder konnten wir erleben, wie wir das alles so gleich empfanden [195] und erlebten. Wieviel Austausch von Stellungnahmen zur Wirklichkeit lösten diese Bilder aus. War es religiöser Art, war es die Darstellung der Natur, sie boten immer eine Auffassung, von der aus wir uns verstanden.

Der Heimweg nach Sachsenhausen brachte ein komisches Zwischenspiel. Auf der berühmten Sachsenhäuser Brücke flog mir der Hut weg, und ich mußte ihm nachrennen. Keine angenehme Sache in Gegenwart einer Frau, die man liebt. Sie hat herzlich darüber gelacht und mir später immer wieder gesagt, das Köstlichste an der Sache sei meine sichtbare peinliche Verlegenheit gewesen, die sie als so unnötig empfand.

Viele Jahre später, als wieder eine Steinhausen-Ausstellung zur Feier seines siebzigsten Geburtstages stattfand, stellte sich heraus, daß Steinhausen seinen Geburtstag am selben Tage hatte wie meine Frau. Es war gerade ein Buch von mir erschienen, „Die Pflicht zum Genuß“, in dem er erwähnt war. So sandte ich ihm dieses Buch zum siebzigsten Geburtstag und schrieb, daß er nicht nur mit meiner Frau diesen Tag gemeinsam habe, sondern daß er durch seine Ausstellung 1906 sehr viel dazu beigetragen habe, daß wir uns so tief und rasch verstehen lernten, wie es geschehen war und vor allem, daß ich durchs ganze Leben immer wieder eine ganz tiefe Wesensverwandtschaft meiner Frau mit der zarten Tiefe seiner Bilder empfunden härte. Als Antwort erhielt ich eine Radierung von ihm mit einer eigenhändigen Widmung, die mir heute noch ein liebes Andenken ist. Lieb ist mir auch der Gedanke, daß der Meister aus diesem Briefe etwas vom Danke vieler für seine Kunst empfunden hat. Persönlich bin ich ihm leider nicht mehr nahegetreten, trotz der damals schon beginnenden Freundschaft mit seinem späteren Schwiegersohn Alphons Paquet.

Für den Februar hatte ich eine Reihe von drei Vorträgen in Gießen übernommen. Sie handelten vom deutschen Idealismus, fanden immer am Mittwoch statt, und ich mußte von ihnen am andern Morgen früh nach Rüsselsheim zurück, wo am Donnerstagabend der Diskussionsabend stattfand. Ein Vortrag in Gießen war immer ein Fest. Dort waren um diese Zeit noch viele der Studenten, mit denen ich im akademischen Dürerbund so eng zusammengearbeitet hatte. Es war der Kreis der befreundeten Professoren aus der theologischen und philosophischen Fakultät. Es war ein Kreis junger, gleichaltriger Männer, Privatdozenten, Beamte der

Universitätsbibliothek. Unter ihnen nenne ich vor allem Georg Koch, unter den Professoren Messer. Dann war da der ganze Kreis der Freunde der „Christlichen Welt“, den ich gesammelt hatte. Ich konnte also immer mit einer großen, eng befreundeten Zuhörerschar rechnen und darauf, daß es nach den Vorträgen [196] und der Aussprache zu einem sehr freundschaftlichen und fröhlichen, langdauernden Zusammensein kam.

So war es am Mittwoch, dem 7. Februar 1906, gewesen. Nun sollte am 14. der zweite Vortrag stattfinden. Ich hatte so lange Aufenthalt in Frankfurt, daß ich etwa eine Stunde in Sachsenhausen bei Wagners zubringen konnte.

Ich ging hin. Es wurde Kaffee aufgetragen. Da kam ein Patient, und Dr. Wagner hatte ins Sprechzimmer zu verschwinden. Wir saßen nebenan im kleinen Wohnzimmer. Der Besuch der Steinhausen-Ausstellung zitterte noch nach. Es war wie selbstverständlich, daß ich Else Wagner fragen mußte, ob sie meine Frau werden wollte.

Ich war ganz entsetzt, als sie den unerwarteten Einwand erhob, sie sei ja für mich zu alt. Sie halte es nicht für recht, daß eine Frau älter sei als ihr Mann. Sie mußte mir sagen, wie alt sie sei. Ein Jahr jünger als ich, geboren am 2.2.1875, ich am 13.5.1874. Da mußte sie „ja“ sagen! –

In den nächsten Minuten erlebte ich das Aufbrausen einer Leidenschaft, die ich in solcher Tiefe, Glut und Seligkeit nie gekannt hatte und deren unendliche Größe uns verband. Sie war so heilig und groß, daß das ganze Leben sie nicht verbrauchen, sondern nur veredeln konnte. Es ist mir von diesem Augenblick an das Glück geschenkt gewesen, eine Frau zu besitzen, die mir von der ersten Stunde, da ich sie nach dem Naumannvortrag kennenlernte, bis zu der Stunde, da sie von mir ging, ein Heiligtum war, zu dem ich emporschaute.

Ich setze das Gedicht hierher, das ich ihr zum 25. Hochzeitstag gab, das ja dann zum Abschiedswort wurde. Ich gehöre zu den Menschen, die nicht klagen dürfen. Unendliches Glück muß in dieser Vergänglichkeit mit unendlichen Schmerzen bezahlt werden. Reich aber ist, wem beides gegeben ist. Auch die großen Schmerzen gehören zur Tiefe und damit zum Reichtum des Lebens. Zunächst aber war mir das unendliche Glück geschenkt, das mich durch alle Freuden und Leiden, Arbeiten und Kämpfe meines Lebens begleitete, ein ganz wesentliches Stück meiner Kraft war und meines Wesens bildete. – Es ist bis heute Urgrund meines Seins:

25 Jahre zusammen!
Wie war’s gewaltig, als die Kinder kamen,
als sie wuchsen und gingen – auf eigenen Füßen
die süße Gewalt des Lebens zu grüßen. [197]

25 Jahre zusammen!
Gewaltig, wie Arbeit und Kämpfe kamen,
wallten und wogten um uns her,
war Stille – wies zur Ferne – wie das Meer.

25 Jahre zusammen!
Gewaltig, als Freuden und Leiden kamen,
bis zur Verzweiflung in die Tiefe,
leuchtend, als ob’s zum Himmel riefe.

25 Jahre zusammen!
Gewaltig, als Tod und Abschied kamen.
Liebe ging und ließ uns allein.
Arbeit mußt’ neu begonnen sein.

25 Jahre zusammen!
Ganz still gehalten vom silbernen Rahmen,
gehalten unendlicher Fülle Gewalt
in immer engeren Bundes Gestalt.

25 Jahre zusammen!
Gewaltig, so weiter wandern zusammen,
zu schaun, wie das neue Geschlecht aus dem Haus
zieht ins froh – schwer – gewaltige Leben hinaus!

Als Bruder Paul Wagner von seinem Patienten zurückkam, saß ein glücklich-törichtes Brautpaar auf seinem Sofa. Es war aber höchste Zeit nach Gießen zu fahren, wenn der Vortrag noch stattfinden sollte. Wir verabredeten nur noch, daß ich am Donnerstag früh nach Darmstadt zu meinen, Else zu ihren Eltern fahren und ihnen diese unerwartete Sache sagen solle, daß wir uns dann gegen ein Uhr bei Wagners treffen wollten und ich am Abend nach Rüsselsheim zurück zum Diskussionsabend fahren müsse.

Als ich in Gießen ankam, war ich noch in so froher Verwirrung, daß ich erst nach den ersten Sätzen des Vortrages zu mir selbst kam und ihn einigermaßen geordnet zu Ende führen konnte. Da ich immer gänzlich frei sprach, war das ja allerdings eine Leistung, auf die ich stolz bin. Man sagte mir am folgenden Mittwoch, der den dritten Vortrag brachte, daß man beim Zusammensein später meine übermütig frohe Laune bewundert habe, ohne zu ahnen, worauf diese zurückzuführen war. Als ich am Abend im Quartier der befreundeten Gastgeber zu Bette ging, merkte ich, daß der schwarze Anzug, den ich für den Vortrag im Koffer hatte, noch darin lag und ich in meinem [198] gewöhnlichen Reiseanzug gesprochen hatte, was damals noch völlig ungewöhnlich war. Wundervoll war allerdings hier schon dies Gefühl, ein solches Geheimnis mit sich zu tragen, ohne daß die anderen ahnten, warum man so fröhlich war.

Am anderen Morgen ging es nach Darmstadt. Mein Vater war schon schwer leidend. Aber er war noch in dem Zustand, in dem er diese glückliche Botschaft in ihrer ganzen köstlichen Tragweite begreifen konnte. Beide Eltern waren sehr glücklich. Sie fühlten ja, daß diese Verlobung auch äußerlich für mich mehr bedeutete, als ich damals mir vorstellen konnte. Sie wußten besser als ich, welche Stellung der einnahm, der nun mein Schwiegervater werden sollte. Von ihren Glückwünschen begleitet, fuhr ich aus der Heinrichsstraße, wo sie wohnten, zur landwirtschaftlichen Versuchsstation.

Das Haus Paul Wagner

Ehe ich nach England ging, war ich wohl zum letzten Male bei meinem Freunde Paul Wagner in der Landwirtschaftlichen Versuchsstation gewesen. Damals hatte ich auch Else flüchtig gesehen. Nun aber merkte ich beim Hereinkommen durch den Garten und Eintritt ins Haus, daß diese Versuchsstation sich gewaltig verändert hatte. Sie war ein stattliches Gebäude immer gewesen, hatte aber einfache, wenn auch geräumige Zimmer gehabt. Nun war sie ein ganz mächtiges Gebäude geworden, ein wundervolles Wohnhaus mit Diele zum Empfang der Besucher, dahinter die großen Arbeitsgebäude und der Garten mit seinen Gewächshäusern und Anlagen für die weit gespannten Pflanzendüngversuche, die hier gemacht wurden, von einer großen Zahl von Assistenten und Arbeitern betreut. Im Seitenbau war eine ebenfalls recht geräumige Wohnung für den Verwalter des Ganzen, der nebst dem Gärtner eine wichtige Persönlichkeit war.

Im Laufe dieser Jahre war die Darmstädter Versuchsstation unter der Leitung Paul Wagners zum anerkannt ersten Institut dieser Art in der ganzen Welt aufgestiegen. Er hatte durch seine Forschungen die neue Wissenschaft der Düngerlehre geschaffen und war erste Autorität in allen sie betreffenden Fragen. Seine Schriften waren in alle Sprachen der Welt übersetzt, eine

davon damals nach der Bibel die verbreitetste Schrift der ganzen Menschheit. Forscher aus Amerika, Indien, Japan, China – natürlich auch aus ganz Europa – besuchten die Darmstädter Versuchsstation. Junge Männer aus der ganzen Welt strebten hier Assistenten zu werden, um geschult die Grundlagen der Agrikulturwissenschaft mit in ihr Land zu nehmen.

[199] Um diesem Kommen und Gehen bedeutender Leute eine würdige Stätte des Empfangs zu schaffen, hatte der Verwaltungsrat der Versuchsstation ein glänzendes Gebäude gebaut. Es sollte auch die Repräsentation deutscher Wissenschaft in einem würdigen, ästhetischen Rahmen bieten. Man wählte den Stil eines großen Herrenhauses auf dem Lande. Verehrer Wagners hatten in seinem Arbeitszimmer gemalte Fenster gestiftet. Er selbst – künstlerisch leidenschaftlich interessiert – legte einen Teil seiner großen Einnahmen aus seinen Büchern in Bildern und Plastiken an, die die Zimmer schmückten. So war das ganze Haus ein Haus wahrhaft gediegenen Glanzes voll einer Schönheit, die zugleich bescheidene Pracht war. Man merkte sofort, daß hier der Mittelpunkt eines großen Verkehrs von Menschen vornehmen Geschmackes und Lebenszuschnittes war.

Die Neuanlage der Versuchsstation in einer Weise, wie sie seinen wissenschaftlichen Arbeiten am besten diente, hatte man vorgenommen, um Paul Wagner in Darmstadt festzuhalten, der vorher einige ehrenvolle Rufe nach deutschen und außerdeutschen Versuchsstationen erhalten hatte, so nach Berlin und Tokio. Um dieser wundervollen Einrichtung seiner Arbeitsstätte willen war er geblieben. Das glanzvolle Wohnhaus hatten seine Freunde ohne sein Fordern gebaut.

Er hatte viele Freunde, sowohl in den Kreisen der Forscher und Gelehrten, der ästhetisch Interessierten und Hochgebildeten als auch in den Reihen der Landwirte und Weinbauern – aber auch der Droschkenkutscher und Straßenbahnschaffner, Ladenbesitzer und Verkäuferinnen Darmstadts. Jedermann kannte den immer fröhlichen, immer humorvollen, lebensfrohen und gütigen Mann von ungeheuerster Vitalität und Arbeitskraft. Es wird noch von ihm zu reden sein.

Ich war ja in England in großen Häusern reicher Industrieller zu Gaste gewesen. Nun aber kam doch ein Erstaunen – fast eine Beängstigung – über mich, da ich als Bräutigam der Tochter in ein solches Haus kam. Welches Aufsehen mußte diese Verlobung im weiten Bekanntenkreis beider Familien erregen: die Tochter dieser Familie, der einfache Landpfarrer, der noch dazu immer mehr bekannt wurde als ein Vertreter der radikal-kritischen Theologie und einer ebenso gesellschaftskritischen sozialen Haltung.

Ich wurde in das Empfangszimmer geführt, und dorthin kam vom Eßzimmer her „Frau Geheimrat“ – das konnte sie nämlich durchaus sein und begann sofort: „Ja, Herr Pfarrer! Das ist eine ganz große Überraschung für uns. Mein Mann ist nicht hier. Er ist in Berlin zur Tagung der Landwirtschaftsgesellschaft. Ich habe keine Ahnung, wie er sich dazu stellen wird. Wir haben sofort heute morgen an ihn telegraphiert. Nun müssen wir abwarten, was er antworten wird. Sie [200] sind selbstverständlich zu Tisch eingeladen. Aber, bitte, solange wir von meinem Manne keine Zustimmung haben, dürfen die Dienstboten nichts merken.“ So saßen wir also bei Tisch und mußten uns sehr offiziell benehmen, während wir doch in einem Übermut und einer Fröhlichkeit sondergleichen waren, was von „Frau Geheimrat“ sehr mißfällig bemerkt wurde und so unsere Fröhlichkeit doppelt erhöhte. Glückliche Menschen können sehr boshaft sein, wenn ihnen etwas unnötig erscheint, was andern Leuten am Herzen liegt. Während des Mittagessens kam ein Telegramm, unterzeichnet von „Vater“ und zwei Söhnen, mit denen er sich gerade zur Tagung getroffen hatte. Es war nur ein ganz restlos froher Glückwunsch. Nun wurde das Ereignis den Dienstboten des Hauses mitgeteilt und flog sofort auch in die Versuchsstation hinüber. Wir wanderten am Nachmittag zu meinen Eltern, die sehr froh die Braut ihres Sohnes begrüßten, und hatten noch Zeit, einen Freund zu überraschen, den Bibliothekar Gustav Pfannmüller. Zur Ausleihestunde gingen wir hin, lugten durchs

Glasfenster der Tür, und als er gerade auf der Leiter vor dem Bücherbrett stand, um etwas herabzuholen, eilten wir hinein und stellten uns mit verschlungenen Armen hinter ihn. Er merkte da etwas, sah sich um und fiel von der Leiter, als er die beiden ihm bekannten Menschen so miteinander sah, von deren Bekanntwerden er keine Ahnung hatte.

Am Abend war ich in Rüsselsheim zum Diskussionsabend. Ein Arzt aus Frankfurt sprach an diesem Abend über Hypnose und führte diese in überraschenden Experimenten vor, da er selbst sie ausüben konnte. Ich saß dabei mit dem fröhlichen Gefühl, welche Überraschung in den nächsten Tagen alle diese Leute erleben würden.

„Frau Geheimrat“ war zunächst noch nicht beruhigt. Ihr war es nicht recht, daß sich ihre Tochter verlobt hatte, denn sie hatte sich daran gewöhnt, diese Tochter als ihr Eigentum fürs ganze Leben, ihre Vertraute und Beraterin in allen Dingen zu betrachten. So dauerte es einige Zeit, bis ich hinter der abweisenden Vornehmheit die prachtvolle, energische, tätige, immer hilfsbereite, außergewöhnlich gebildete und kluge Frau kennen und schätzen lernte. Vollkommen geschah das erst, als sie bei uns helfend einspringen mußte. Sie war ein Mensch, der erst richtig lebte und sich entfaltete, wenn er die Möglichkeit hatte, für andere etwas recht Gründliches und Schweres zu leisten. Dann war sie unermüdlich und restlos gewissenhaft und gründlich. Sie konnte nirgend etwas ertragen, was nicht ganz klar, ganz sauber, ganz in Ordnung war. Ich habe später oft gesagt: Diese Frau müßte an der Spitze der Regierung oder Kirchenregierung stehen. Sie würde den ihr anvertrauten Organismus restlos in Ordnung bringen.

Sie war die Tochter eines Professors der Jurisprudenz in Göttingen, [201] Wilhelm Franz Gottfried Franckes, der zu seiner Zeit ein weit bekannter Jurist war, so daß er noch in den älteren Auflagen der Konversationslexika steht. Ein Onkel von ihr war Geheimsekretär des blinden Königs Georg von Hannover gewesen und hatte dessen Absetzung durch Bismarck miterlebt. Seine handschriftlichen Denkwürdigkeiten sind noch in der Familie vorhanden. Ihre Jugend hatte sie in dem geistig lebendigen Kreise der Göttinger Universität verlebt, und bis ins Alter war sie die geistig anregende, wenn auch wieder zurückhaltende und für Fremde verschlossene Frau. Aber es gab kein Gebiet des Lebens, das sie nicht mit warmem Interesse umfaßt hätte. Sie war tatsächlich viel gründlicher gebildet, hatte eine viel sicherere Menschenkenntnis und ein größeres ästhetisches Verstehen als ihr genialer Mann. Was bei ihm geniales Sprudeln und Leben war, war bei ihr gründlich, sachlich, klar und gediegen. Hier lag ein Widerspruch zwischen beiden. Es war gerade in der ruhelosen, vitalen, sprunghaften Genialität ihres Mannes, die sie liebte, auch das, was sie beunruhigte und quälte. Wie ihm die klare Solidität dieses energischen Verstandes und Empfindens Bewunderung abnötigte und doch ihn auch hemmte. Zwischen beiden Eltern stand die Tochter, beide heiß liebend, beiden innerlich nahe verwandt. Sie konnte sprunghaft und lebendig mit dem Vater scherzen und schwärmen und war doch so solid und fest und gründlich wie die Mutter. Ebenso einte sich in ihr das tiefe, zarte Empfinden der Mutter, das Erbe einer Familie von sehr alter Kultur, mit dem rasch aufnehmenden, rasch aber auch an- und nachempfindenden Wesen des Vaters.

Die Familie Francke ist jene alte hannöverische Pfarrfamilie, aus der auch August Hermann Francke, der Gründer des Halleschen Waisenhauses, hervorgegangen ist. In ihr lebt ein außerordentlich zartes Empfinden und eine Gewissenhaftigkeit, die oft an Pedanterie grenzt. Fast allen Gliedern der Familie aber gibt diese Mischung eine besondere Originalität und Leistungsfähigkeit, besonders da sie fast durchweg mit sehr guten Verstandesgaben verbunden ist.

Bei meiner Schwiegermutter hatte sich im Laufe der Jahre eine fast krankhafte Übersteigerung des Empfindungslebens entwickelt, und sie war dadurch noch mehr innerlich von ihrer Tochter abhängig geworden. Das wirkte zusammen, um sie zunächst dem Schwiegersohn sehr ablehnend erscheinen zu lassen. Durch Monate hin schob sie den Termin der Hochzeit, den wir uns sehr nahe wünschten, hinaus, während sie mit gewohnter Energie und liebevoller Sorgfalt die Beschaffung der Aussteuer in die Hand nahm.

Mein Schwiegervater war der Sohn eines Apothekers aus Mölln, also auch Norddeutscher, aber aus einer Familie, die ihren Ursprung [202] auf einen französischen Flüchtling zurückführte, der um eines Duells willen Frankreich verlassen haben soll. Daher vielleicht das völlig unnorddeutsche Genial-Sprunghaft-Lebendige seines Wesens. In seiner Wissenschaft war er allerdings das Gegenteil. Seine Forschungen und Werke sind auf ein fast pedantisch gewissenhaftes Arbeiten gegründet. Zehnmal wurde bei Aufsätzen und Büchern der Ausdruck geprüft und gewechselt. Die Sorgfalt, mit der er selbst seine Pflanzenversuche überwachte und die er von Assistenten, Mitarbeitern und Hilfsarbeitern verlangte, war gefürchtet. Dazu war er, der durch Wochen im Zimmer saß, nie spazierenging, von einer körperlichen Leistungsfähigkeit, daß er, wenn er nun die Pflanzenversuche auf den Feldern draußen im Lande besichtigte, selbst die Landwirte, aber sicher seine Assistenten und zu Besuch gekommenen Kollegen, bis zur völligen Erschöpfung durch die Ländereien schleppte. Ihm war dabei und danach nichts anzumerken. Seine sprudelnde Fröhlichkeit hielt stand bis in die tiefe Nacht hinein. Mit achtzig Jahren hat er noch eine Nacht mit jungen Menschen durchtanzt. Am anderen Abend saß er bis zehn Uhr in lachender Laune mit uns zusammen.

Die Apotheke zu Mölln war eine jener alten, merkwürdigen, geheimnisvollen Plätze, sehr interessant und würdevoll, aber wenig lukrativ. Der Vater konnte seine Söhne kaum durch die höhere Schule bringen und Paul mußte, sobald er sie durchlaufen hatte, als Lehrling in eine Apotheke eintreten. Er hatte Latwergen [breiig zubereitetes Arzneimittel] zu kochen, Pillen zu drehen und im Mörser die Materialien zu zerstampfen, die man dazu brauchte.

Von morgens sehr früh bis abends spät war sein Tag ausgefüllt. So mußte er die Nächte damit zubringen, sich weiterzubilden, sein Maturum zu machen. Er kam auf die Universität Göttingen, studierte dort Chemie, wendete sich den Forschungen zu, die Liebig begonnen hatte, und war darin so erfolgreich, daß er sich ganz jung als Privatdozent in Göttingen habilitieren konnte, nachdem er seinen Doktor gemacht hatte. Ein jüngerer Bruder erkämpfte in ähnlich schwerer Weise das Studium der Theologie, wurde später Stadtschulrat in Hamburg, wo er hochbetagt starb.

Der junge, glänzende, auch gesellschaftlich beliebte Privatdozent und Doktor gehörte jedoch nicht zu jener Richtung der Naturwissenschaft, die mit Geist und Religion nichts anzufangen wußte. Er war befreundet mit einigen jungen Privatdozenten der Theologie und verkehrte im Hause des strengen Lutheraners Rocholl, dessen lebensvolle Geistigkeit und Frömmigkeit junge Menschen um sich sammelte. Er stand diesem religiös nahe, und erst seine spätere Entwicklung führte ihn zu den Theologen Sell, Pahnke und Johannes Müller.

[203] Im Hause Rocholls lernte er die außergewöhnlich reizvolle Tochter des berühmten Juristen näher kennen. Er hatte sie vorher schon auf der Straße gesehen und hatte als Privatdozent Besuch bei dem Herrn Oberappelationsrat und Professor gemacht. Als dieser ihn nach der üblichen Zeit entließ, sagte er ganz kühn: „Aber darf ich nicht auch Ihren Damen vorgestellt werden?“ – Etwas verblüfft tat das der alte Herr. Das war das erste Zusammentreffen, das sich bei Rocholl bis zur Verlobung fortsetzte. Kurz darauf kam der Ruf, in Darmstadt eine landwirtschaftliche Versuchsstation zu gründen. So konnte dorthin geheiratet werden. Das war dort ein kleiner Anfang, ein kümmerliches Laboratorium in einem Privathaus und ein halber Diener, der mit einem anderen Institut zu teilen war. Alle andern Arbeiten waren selbst zu machen. Aber der junge Mann schuf Dinge, die einer immer größeren Zahl von Menschen in der Landwirtschaft wertvoll erschienen. Alle landwirtschaftlichen Organisatoren stellten sich hinter ihn. So wuchs sein Institut. Es kam zu einem eigenen Gebäude – damals vor den Toren der Stadt –, es wurde die angesehenste Versuchsstation der Welt von internationalem Rufe. Um 1905/06 waren Paul Wagner und sein Lebenswerk auf ihrem Höhepunkt angekommen.

Wer durch den prächtigen Vorgarten der Versuchsstation gekommen war, sah hinter dem Hause die Gebäude der Station, die Gewächshäuser, die Reihen der Pflanzenversuche, die im

Freien ausgeführt wurden, und dann all die kleinen Parzellen. Es wurde Jahr für Jahr Erde aus den verschiedensten Gegenden Hessens herbeigeholt und in kleinen Zementkästen zu zwei oder vier Quadratmeter großen Feldern ausgelegt. Auf ihnen wurden die verschiedensten Getreidesorten, Rüben und anderes gebaut und dabei die für diese Böden geeignetste Düngung ausprobiert. Zur Warnung waren dabei noch jene Reihen aufgestellt, die zeigten, daß Überdüngung genauso gefährlich ist wie Mangel entscheidender Stoffe. Da ging man an Reihen von Erdbeeren oder Fuchsien oder andern Blumen entlang, die von Pflanze zu Pflanze üppiger wurden. Jede folgende Pflanze war besser gedüngt als die vorhergehende. Plötzlich aber wendete sich das Blatt. Jede folgende Pflanze wurde wieder schlechter. Sie waren noch mehr gedüngt, aber eben überdüngt. Das rächte sich in Abnahme der Kraft. Viele, die mit dem Düngen schlechte Erfahrungen gemacht haben, haben diese Warnung wohl nicht beachtet. Wer etwas von der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gesehen hat, mit der hier gearbeitet wurde, wie dann die Zuchtergebnisse in den Laboratorien ausgearbeitet und verwertet wurden, der wird nicht so leicht einstimmen, wenn man durch Dinge, die viel mehr auf Ahnung als auf gewissenhafte Beobachtung gegründet sind, dies alles beseitigen will. – Fortschritte wie [204] die Mitberücksichtigung der Anreicherung des Bodens mit bestimmten Bazillen hat Paul Wagner selbst begrüßt. Er hat auch immer betont, daß zuerst durch natürlichen Dünger der Humusboden geschaffen werden muß, mit dem allein der sogenannte künstliche Dünger wirksam werden kann. Ich sage „der sogenannte“ künstliche Dünger. Viele Menschen bedenken bei Beurteilung dieser Dinge nicht, daß dieser künstliche Dünger ja ein der Natur entnommener Dünger ist, viel unmittelbarer aus der Natur als die durch den Darm des Tieres gegangenen Stoffe. Man gibt nur auf künstliche Weise dem Boden die Stoffe wieder, die ihm die Pflanzen in ihrem Wachstum entnommen haben. Man erreicht dadurch ein Wiedererholen des Bodens, wie er früher durch das Brachliegen erreicht werden sollte, aber nie in dieser Weise erreicht werden konnte als durch diese Düngung, wenn sie so angewandt wird, wie die Wissenschaft es zeigt und lehrt. Natürlich setzt das voraus, daß der Landwirt sich wirklich mit dem allen beschäftigt und nicht blind und willkürlich drauflosdüngt. So ist diese Methode der künstlichen Düngung auch eine ausgezeichnete Schule für den Landwirt geworden. Sie zwingt ihn zu höherer, intellektueller Ausbildung als ganzen Menschen. – Wagners außerordentliche Beliebtheit in der gesamten landwirtschaftlichen Bevölkerung Hessens liegt zum Teil wohl auch darin begründet, daß er ein solcher Erzieher gewesen ist, ein liebenswürdiger, frohsinniger, zur Arbeit lebensvoll aufrufender und anspornender Erzieher. Und die Landwirte erfuhren ja rasch, daß er sie zu ihrem Nutzen erzog. Gerade die, die am engsten mit ihm zusammenarbeiteten, waren sehr erfolgreiche Landwirte auch in wirtschaftlicher Hinsicht.

Als das junge Ehepaar aus Göttingen nach Darmstadt kam, mußten sie mit großer Enttäuschung feststellen, daß das geistige Leben, das sie in Göttingen umgeben hatte, fehlte. Erst ganz langsam bildete sich um sie ein Freundeskreis, der ihren geistigen Bedürfnissen genügte, und dann wurde das Haus mehr und mehr der Mittelpunkt einer besonderen geistig angeregten, ästhetischen, lebensvollen Geselligkeit. Mehr und mehr kamen ja auch die Mitforscher aus der ganzen Welt, die Führer der Landwirtschaft, Minister und Referenten in Ministerien, Parlamentarier aller Parteien, Vertreter der großen Firmen und Gesellschaften, die den künstlichen Dünger herstellten, zu Besichtigung und Beratung. Paul Wagner liebte es, daß dann diese Leute in seinem Hause Gast waren und geistige Anregung fanden. Er liebte es auch, daß diese Geselligkeit äußerlich glanzvoll war. Je mehr die großen Einnahmen seiner Bücher ihm das erlaubten, desto mehr bildete er diese Seite seiner Geselligkeit aus. So war der große Haushalt mehr und mehr besetzt und belastet mit viel Repräsentation und [205] Verkehr, den Frau und Tochter des Hauses zu bewältigen hatten.

Auch das kirchliche Leben Darmstadts bedeutete zunächst eine Enttäuschung für die beiden religiös bewegten Menschen. In Darmstadt hatte sich der Rationalismus in einem einfach-

praktischen, aber geistig sehr schlichten Vertreter erhalten. Er war bei der Bevölkerung sehr beliebt, spielte eine große Rolle, war aber als Mensch und als Prediger nicht eine Gestalt, die tieferem Empfinden und Denken etwas geben konnte. Es wurden viele Anekdoten von ihm erzählt, die zeigen, wie er sich dem geistigen Niveau der Darmstädter vermögenden Metzger und Bäcker angepaßt hatte. Eine mag ihn kennzeichnen: Er hatte eine Haustrauung. Sie war mit dem nötigen Aufgebot von Blumen und Tränen vorüber. Er legt den Talar ab, hängt ihn an einen Nagel und sagt: „Da hängt der Pfarrer. Das Peterchen ist noch ein wenig vergnügt mit euch!“ – (Er hieß mit Vornamen „Peter“).

Das junge Ehepaar, das in Göttingen eifrig am kirchlichen Leben teilgenommen hatte, gewöhnte sich das in Darmstadt restlos ab, bis ein Wechsel eintrat. Ein junger Mann wurde in Darmstadt Pfarrer, Sell, später Mitglied des Kirchenregimentes dort, noch später Professor in Bonn. Seine geistvolle und lebensvolle Art zu predigen zog sie wieder zur Kirche. Als Sell dann seinen Freund Pahnke nach Darmstadt zog, wurden auch dessen Gottesdienste regelmäßig besucht. Mit beiden trat man in persönliche Verbindung, und vor allem Pahnke wurde ganz naher Freund des Hauses. Beide waren Vertreter einer liberalen Theologie, Sell radikaler, Pahnke vermittelnder, doch beide befreundet miteinander.

Vielleicht gibt das auch manchem zu denken über die Bedeutung der liberalen Theologie in dieser Zeit. Ein junges Ehepaar, von Rocholl, dem orthodoxen Lutheraner angeregt, zieht sich völlig von der Kirche zurück, obwohl in Darmstadt damals auch ein sehr strenger Lutheraner wirkte, der Hofprediger Bender. Sie werden ergriffen von den beiden liberalen Pfarrern – weniger um deren Theologie willen, sondern durch die geist- und lebensvollen Predigten, die lebendig-frommen Persönlichkeiten und die eifrige persönliche Seelsorge. Es lagen Aufgaben und Probleme vor auch für solche christlichen Menschen, denen doch nur die liberale Theologie wahrhaft genügen konnte.

Pahnke hat später meine Frau konfirmiert. Sie war mit ihm und seinem ganzen Hause eng persönlich befreundet. Mit ihm zusammen machte sie eine Reise nach Rom, die einen großen Eindruck für ihr ganzes Leben hinterließ. Wie oft sprachen wir zusammen über Italien und Rom, das sie unter dieser Führung wundervoll gesehen und verstanden hatte. Als Pahnke Pfarrer in Bonn und später Inspektor in [206] Schulpforta war, gehörte sie Jahr um Jahr einige Wochen zu den Gästen des Hauses, und Frau Pahnke war ihr eine zweite Mutter, mit der sie regelmäßig bis zum Tode Briefe wechselte. Durch Jahre war Paul Wagner Mitglied kirchlicher Körperschaften in Darmstadt.

Nach dem Weggang von Sell und Pahnke änderte sich das. Inzwischen war eine sehr enge Freundschaft mit Johannes Müller dazugekommen. Dieser hat ja als junger Mann ein Jahr in Darmstadt gelebt und von dort aus seine Vortragstätigkeit begonnen. In diesem schweren Anfangsjahr war das Haus meiner Schwiegereltern geradezu eine Heimat für ihn. Er wußte sich immer willkommen, war gern gesehener Gast, und besonders mein Schwiegervater liebte seine anziehende, geistvolle und tiefe Unterhaltung über alles. Dieses Verhältnis blieb so bis zum Tode meines Schwiegervaters. Immer wieder kehrte er bei Johannes Müller ein. Noch in den letzten Jahren war er Gast in Elmau. Auch seine Tochter war mit Johannes Müller befreundet und viel später noch einmal sein Gast; er kehrte auch einige Male bei uns ein.

Doch waren ihre Mutter und sie nicht so ganz restlos von Johannes Müller eingenommen wie der Vater. Er fand nach dem Weggang von Sell und Pahnke keinen Pfarrer, der seinem genialen, nach geistvollem Wesen begierigen Sinne zugesagt hätte. So zog er sich mehr und mehr vom kirchlichen Leben zurück und suchte seine religiöse Anregung im Kreise der Leute um Johannes Müller, der ja in Darmstadt recht bedeutend war. Seine Frau und Tochter blieben nach wie vor Mitarbeiter ihrer Kirchgemeinden und eng mit dem kirchlichen Leben verbunden. Nachdem das Gebiet der Versuchsstation zur Johannisgemeinde gekommen war, hielten sie treu zu deren Pfarrern Guyot und später Dingeldey. Else hat dort später mit ihrer Freundin

Anna Otto im Kindergottesdienst mitgearbeitet und war sehr befreundet mit dem Pfarrhause Dingeldey.

Es war doch wohl kein Zufall, daß wir beide uns sofort und so ganz verstanden. Hier war eine Frau von einem geistigen Reichtum und mit einer Mannigfaltigkeit geistiger Interessen, die dem entsprachen, was ich nötig hatte. Und sie war ein Mensch, der das alles mit einer Leidenschaft, einem selbständigen Verarbeiten und einer restlosen Wahrhaftigkeit besaß wie wenige. Diese Leidenschaft des Aufnehmens der Dinge, der Hingabe an die Wahrheit und diese restlose Wahrhaftigkeit aber waren es vor allem, die mich an sie fesselten und beglückten. Sie gaben ihrer ganzen Gestalt, ihrem ganzen Leben einen nie erlöschenden Schimmer von Klarheit und Schönheit.

Dazu kam, daß auch sie gepackt war von Friedrich Naumanns Ruf zur Verantwortung für alle in unserm Volke, vor allen Dingen für [207] seine am meisten Notleidenden, die Arbeitermassen. Auch dies hatte sie mit einer wahrhaftigen Leidenschaft ergriffen, die mir von da ab eine wunderbare Kraftquelle war.

So mußten wir damals schon recht herzlich lachen, als die Eltern uns berichteten, daß ein hoher Vorgesetzter von mir, Mitglied des Kirchenregimentes, mit dem sie befreundet waren und der mit seiner Frau zur Verlobung gratulieren kam, gesagt hatte: Er freue sich so sehr, daß dieser Pfarrer Fuchs aus Rüsselsheim die Tochter einer so kirchlichen Familie heirate. Das werde doch sicher einen besänftigenden Einfluß auf ihn ausüben. – Ihr kam es immer mehr auf Gerechtigkeit, Wahrheit und unbedingte Verantwortung gegenüber den Ärmsten unserer Mitmenschen an als auf Kirchenräte, kirchliche Vorsicht, Klugheit und Diplomatie.

Else hatte vier Brüder: Paul, Augenarzt in Frankfurt a. M., Hermann, später Landwirtschaftsrat in Breslau, Max, Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Schneidemühl, Klaus, Dr. jur. Dr. rer. pol., der damals junger Student war. Kurz nach unserer Verlobung überraschte er die Eltern mit seinem ersten Buche „Der Krieg“. Begeistert schilderte er die Bedeutung des Krieges für Geschichte und Kraft der Völker. Das glänzend geschriebene Buch machte damals großen Eindruck. Klaus wurde dadurch zum Sekretär des Vereins zur Bekämpfung der Sozialdemokratie empfohlen und genommen. So zeigte sich auch in der Familie Wagner die Spannung der Zeit wie in meiner eigenen Familie. Er war dann Bürgermeister einer großen rheinischen Industriestadt und ist jetzt im Ruhestand.

Auch diese Beziehungen zu ganz verschiedenartigen Menschen und Berufen durch die Brüder meiner Frau brachten eine große Bereicherung in mein Leben, weil auch diese Verbindung, trotz solch großer Spannungen, immer brüderlich und herzlich war.

Die Verlobungsanzeigen gingen hinaus. Wo man wußte, um wen es sich handelte, erregten sie das Aufsehen, das ich gefürchtet hatte.

Aber sie brachten auch viel Freude, und besonders in Rüsselsheim selbst erwartete man von Spannung das Erscheinen der neuen Pfarrfrau.

Verlobungszeit – Hochzeit

Unsere Verlobungszeit war eine Märchenzeit für uns beide. Wir erlebten das unendliche Glück des Zusammengehörens in überwältigender Weise. Täglich schrieben wir uns. Ich habe in dieser Zeit keine Predigt und keinen Vortrag gehalten, von denen nicht eine ausführliche Skizze ihr brieflich gegeben wurde, wenn sie nicht den Vor-[208]trag mithören konnte. In meinem Amte ist nichts geschehen, was nicht im täglichen Briefe berichtet wurde. Umgekehrt berichtete sie täglich von all ihren Erlebnissen und Empfindungen. So haben wir sofort begonnen, alles miteinander zu teilen. Schon diese Briefe sind ein Stück der Arbeitsgemeinschaft, die uns dann für 25 Jahre so restlos tief und ganz geschenkt war.

Schon begannen aber auch diese Briefe von den Kämpfen zu erzählen, die nun einsetzten und uns in mehr oder weniger häßlicher Form durchs ganze Leben begleiteten.

Einmal in der Woche reiste ich nach Darmstadt, und wir verbrachten einen Nachmittag und Abend zusammen. Diese Nachmittage und Abende wurden für mich auch zugleich ein Einleben in das neue Elternhaus, das mir schon in dieser Zeit mehr und mehr zu einem wirklichen Elternhaus wurde.

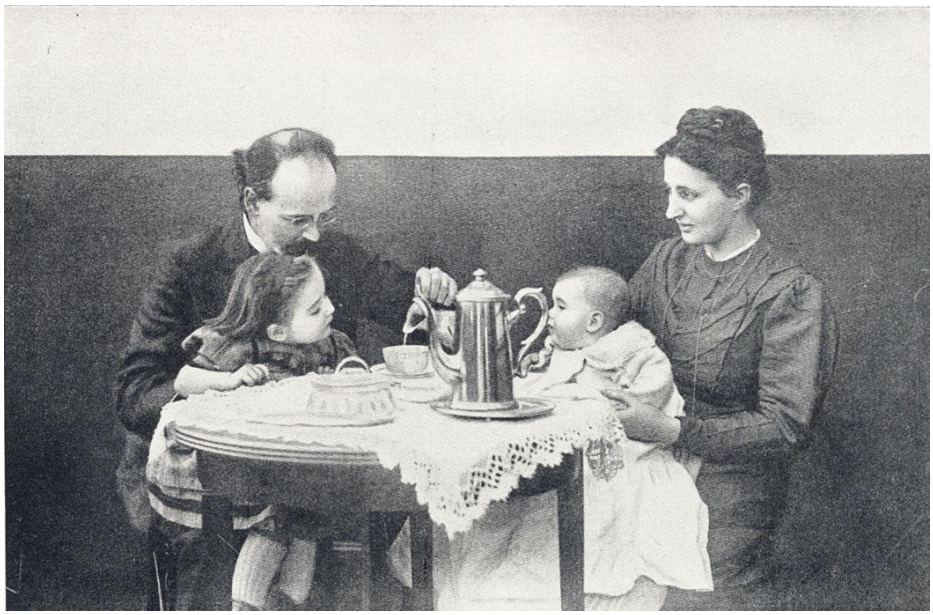
So intensiv war der Briefwechsel, daß es eine richtige Not war, als von Karfreitag bis Osterdienstag keiner meiner Briefe ankam. Der Post war ein Versehen unterlaufen.

Noch schwerer fast war es, als Anfang Mai Vater Wagner mit seiner Tochter für vierzehn Tage an den Genfer See reiste. Er wollte noch einmal eine Zeit ganz für seine Tochter und sie für sich haben. So erhielt ich zu meinem Geburtstag ein Kästlein wundervoller Nelken vom Genfer See. Das eigentliche Geburtstagsgeschenk aber empfing ich erst nach der Rückkehr bei meinem ersten Besuch in Darmstadt. Es war ein feiner neuer Geldbeutel mit fünfzehn Goldstücken, also dreihundert Mark, Reisekosten für eine Hochzeitsreise. So war auch dafür gesorgt. Wir konnten Pläne machen.

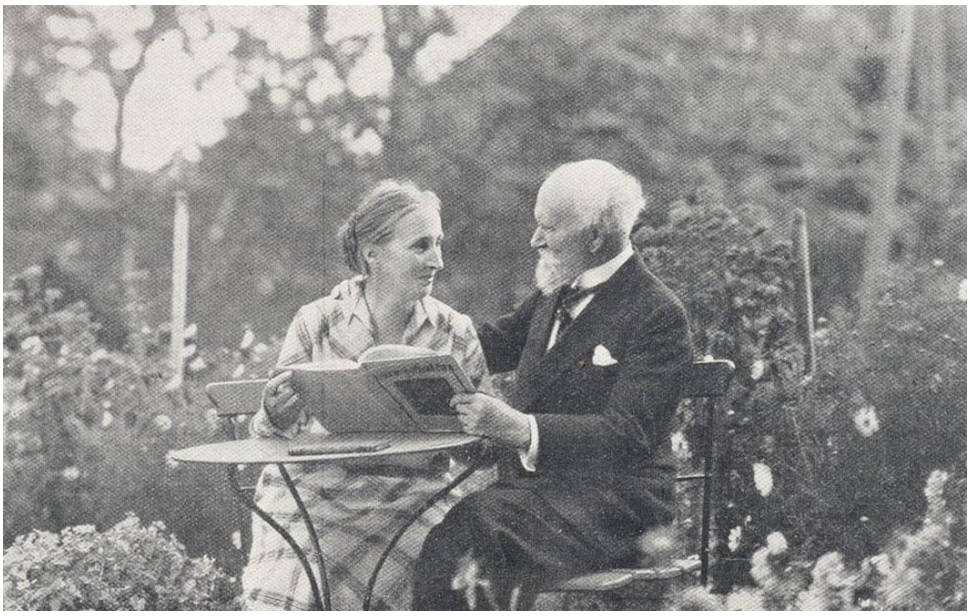
Es war klar, daß wir beide so schnell wie möglich die Hochzeit haben und füreinander leben wollten. Anders dachte Mutter Wagner, die meinte, daß man erst eine gründliche Aussteuer besorgen müsse, was so rasch nicht gehe. Im Hintergrund aber stand auch bei ihr der Wunsch, so lange wie möglich die einzige Tochter ganz für sich zu haben. So wurde nach einigem Beraten die Hochzeit auf den 14. August festgesetzt.

Auch das war schön in dieser Verlobungszeit, daß wir so recht sorglos unsere Ausstattung beschaffen konnten. Vater Wagner hatte uns Mittel zur Verfügung gestellt, die weit über das hinausgingen, was ich mir früher vorgestellt hätte.

Der Kirchenvorstand in Rüsselsheim bewilligte auch Mittel, das alte Pfarrhaus in einen bessern, freundlichen Zustand zu versetzen, und so konnten wir den oberen Stock in einer behaglichen Weise einrichten. Wasserleitung gab es nicht. Es mußte eine Pumpe angelegt werden, die Wasser in Küche und Badezimmer nach oben pumpte. Als Leucht-[209]körper hatten wir Petroleumlampen. Es war eben noch 1906, und elektrisch Licht war ins Pfarrhaus noch nicht gelegt.



Auf der Veranda des Rüsselheimer Pfarrhauses
1912



Meine Frau und ihr Vater
Landwirtschaftliche Versuchsstation Darmstadt 1928

In unserer Korrespondenz spielt das alte Haus eine große Rolle. Auf dem Boden, der eine weite, von gewaltigen Balken gebildete Halle ist, hatte ich eine Holzfigur des hl. Alban gefunden. Als Märtyrer trug er seinen Kopf in der Hand. Er spielte von da ab als Schutzpatron des Hauses eine große Rolle, sang und dichtete sogar, was auch mein Hündlein Hallo ansteckte. Besonders bei den Besuchen der künftigen Hausherrin traten diese Gaben hervor und mehrten die Fröhlichkeit, die das alles durchleuchtete. Es war oft eine übermütige Fröhlichkeit!

Das gehört ja zur Größe der Liebe, daß sie im erwachsenen Menschen das fröhliche, übermütige Kind wieder weckt. Man lernt sich wieder so ganz unbefangen geben, wie man es längst verlernt hatte. Weil man das einem Menschen gegenüber wieder kann, wird man fähig, sich andern Menschen tiefer zu erschließen und andern Menschen die Möglichkeit zu geben, sich zu öffnen. Ich habe das so stark erlebt, wie Liebe und Ehe die Kindlichkeit wiedergeben, ohne die man doch anderen so wenig sein kann. So muß ich die Bedeutung dieser beiden Gewalten auf die geistige Entwicklung des Menschen sehr hoch einschätzen. Hier werden die Bande, in die die Gesellschaft uns einschnürt, indem sie uns in ihre Sitten, Vorurteile und Rücksichten hineinzwingt, wieder gebrochen. Hier wird eine zweite Unbefangenheit gegeben, die dem nicht mehr genommen werden kann, der sie hat. Allerdings: es geschieht nur dem, der stark und wahr die Liebe erlebt. Wer sich auch hier brechen läßt und gesellschaftlich empfindet, statt sich dem Sturm des Gewaltigen hinzugeben, der nimmt das große Geschenk nicht.

Außer mit der Familie meiner Frau begann in dieser Zeit die Verbindung mit der nächsten und ältesten Freundin meiner Frau, Anna Otto. Sie hat bis zu ihrem Tode, 1936, Freud und Leid unserer Familie miterlebt und war engste und treuste Tante und Beraterin. Die beiden lernten sich kennen, als Anna zwei und Else ein Jahr alt waren. Die ersten Anfänge der landwirtschaftlichen Versuchsstation lagen in der Pallaswiesenstraße, damals am Ende der Stadt. Dort hatte der Fabrikant Otto seine kleine Fabrik. In der Nähe war eine große Wiese, auf der die Kinder im Sommer spielten. So entstand eine Freundschaft, die durchs ganze Leben währte und sich selbstverständlich auf alles übertrug, was einer von ihnen beiden lieb wurde. Otteltante gehörte für uns und unsere Kinder zum lieben, wertvollen Lebensbestand. Ihre kleinen Erzählungen, die sie teilweise in Zeitschrif-[210]ten veröffentlichte, teilweise nur für den Privatgebrauch schrieb, und ihre Gedichte verschönten viele Feste.

Viele Besuche hatten wir auch miteinander zu machen. Else sollte ja meine Verwandten und Freunde in Darmstadt und ich die ihrer Familie kennenlernen. Der Kreis der Beziehungen wuchs.

Mehr als ich selbst war sie darauf bedacht, daß die Einrichtung des Pfarrhauses in dem Rahmen blieb, der für ein solches zu verantworten ist. So schuf sie ein einfaches, behagliches Heim, auf das wir uns freuten und in dem einmal Freunde aller Kreise ohne Scheu ein- und ausgehen sollten. Niemand sollte sich hier befangen oder fremd fühlen müssen. Schon darin zeigte sich das klare, gewissenhafte Feingefühl für ihre Arbeit und Aufgabe als Pfarrfrau.

So kam der 14. August 1906 herbei, an dem wir in der Johanneskirche zu Darmstadt durch Pfarrer Dingeldey getraut wurden. In seinem Kindergottesdienst war sie viele Jahre Helferin gewesen, und mit ihm und seiner Frau war sie eng befreundet. Zum Text seiner Ansprache nahm Dingeldey das Wort: „Es ist alles euer. – Ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes.“ –

Er dachte wohl, daß diesem Paar äußerlich und innerlich viel gegeben sei und daß es besonders achten müsse, das alles immer in den Dienst Christi zu stellen. So fühlten wir es, und was wir uns wünschten, war hier ausgesprochen. Wir wußten, daß auch Leid unser Teil sein würde. Schon hatte es sich angekündigt. Auch das Leid sollte der Arbeit Christi dienen.

Die ganze Hochzeitsfeier und der Tag gingen wie im Traume vorüber. Es waren nur die nächsten Freunde und Verwandten geladen. Alle wetteiferten, irgend etwas Festliches zur Freude beizutragen. Viel Liebe haben wir erfahren, und viel ist uns treu geblieben durchs ganze Leben.

Wir fuhren am Abend nach Heidelberg und am andern Tag nach dem wundervollen Platz, den wir uns für die drei Wochen, die wir ganz allein zubringen durften, ausgesucht hatten, dem Schauinsland im Schwarzwald.

Ganz üppig fuhren wir im Zweispänner von Freiburg hinauf; es war eine unsagbar herrliche Fahrt. Das Erleben der wundervollen Landschaft, die immer tiefer unter uns hinabsank, der gewaltigen Wälder mit ihren Tannen und der weiten Hochebene des Schauinsland, zusammen mit dem ganzen Entzücken der ersten Liebe, ist unvergeßliche Seligkeit. Gewiß, ob ich solch eine äußerliche Schönheit dazu haben darf oder nicht, ist nicht entscheidend – und doch welch große, stärkende Zugabe ist es, wenn man an den Höhepunkten sei-[211]nes Lebens wahrhaft entzückende Schönheit um sich haben darf. Ich durfte das immer wieder erleben.

Nachdem wir einige wundervolle Tage oben zugebracht hatten, wollten wir unsere erste große Wanderung machen und stiegen nach Freiburg hinab. Leider wählten wir kühn den steilen Weg, und meine Frau trat fehl und verstauchte sich den Fuß. Nur mit großer Mühe kamen wir zur ersten Haltestelle der Elektrischen. Unter Schmerzen besichtigten wir das Münster in seiner erhabenen Schönheit. Da wir immer noch dachten, es sei eine vorübergehende Sache, fuhren wir mit der Post zurück. Am andern Tag zeigte sich der Fuß so schlimm, daß wir einen Arzt aus der Ferne heraufkommen lassen mußten. Er renkte den Fuß ein, aber es galt nun durch die ganze Zeit möglichste Ruhe zu halten und auf alle Wanderungen zu verzichten. Das war für meine Frau schwerer als für mich. Aber wir konnten die wundervollen Wiesen und Halden des Berges ja um uns haben. So hat uns das Unglück doch nicht aus unserem frohen Glück herausgeworfen.

Zwei Schwächen ihres Mannes erfuhr meine Frau auf dem Schauinsland. Wenn sie begeistert auf eine Wiese zulief, die voll Heu lag oder auf der Heu eingesammelt wurde, hielt er sie erschrocken zurück. Da mußte ich wegbleiben. Ich litt meine ganze jüngere Lebenszeit sehr an Heuschnupfen. Erst in der kräftigen Luft Eisenachs habe ich ihn später verloren. – Schlimmer aber war die Gewitterfurcht, die als ein Erbe meines nervösen Vaters bei mir vorhanden war. Sie wurde deutlich, als wir ein ganz schweres Gewitter da oben erlebten, bei

dem am Abhang ein Haus abbrannte, in das der Blitz eingeschlagen hatte. Die Furcht war meiner Frau schwer begreiflich. Sie hatte eine riesige Freude an der Größe und Majestät eines Gewitters. Ich habe noch jahrelang daran gelitten und die Furcht erst verloren, als die Kinder heranwuchsen. Da nahm ich mir fest vor, daß dies Erbe nicht auf sie übergehen sollte, und benahm mich so, daß sie ja nicht merkten, daß ich Angst hatte. Die Folge war, daß auf einmal die Angst wirklich weg war. Man sieht, wie sehr das Geistige der Nerven Herr sein kann. Natürlich darf es nicht ein krampfhaftes Wollen sein, das nur zwingen will, sondern es muß jene innere Kraft sein, die aus Liebe und Verantwortung für andere sich selbst vergißt. Die schafft solche Umbildungen bis ins Wesenhafte hinein.

Zum Glück konnten wir als Entgelt für den Fuß den Aufenthalt oben um eine Woche verlängern und kehrten dann gesund und froh nach Rüsselsheim zurück. Dort wurde die Pfarrfrau festlich empfangen. Neuen gelben Sand hatte man auf die Wege des Gartens fahren lassen, und alles war froh geschmückt im Hause. Dann begann [212] die gemeinsame Arbeit. Ich hatte meine Seelsorge, Schule und Gottesdienste. Sie hatte ihre Haushaltung mit einem jungen Mädchen, nachdem Lenchen abgezogen war, ein wenig entsetzt über die verschwenderische junge Frau, die nicht die alten, sondern neue silberne Löffel zum täglichen Gebrauch nahm. Aber wir hatten ja so viele zur Hochzeit geschenkt bekommen, daß wir sie benutzen mußten.

Leider wurde der frohe Anfang noch einmal erschreckend durchbrochen. Als wir einige Wochen zusammen gewirtschaftet hatten, kam ich eines Morgens aus der frühen Schulstunde nach Hause und fand meine Frau in einem Zustand schwerer, aufgeregter Depression. Ich mußte sofort den Arzt kommen lassen und nach Darmstadt schreiben. Ihre Mutter kam mit ihrem dortigen Hausarzt. Der Zustand dauerte an. Es war aber nur unbedingte Ruhe zu verordnen. – Meine Frau hat im Laufe ihres Lebens immer wieder unter solchen Zuständen zu leiden gehabt. Sie waren die notwendige Begleiterscheinung eines Seelenlebens von ungemeiner Zartheit, Innerlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Sie war eigentlich nicht schwächlich. Sie hat körperlich immer sehr viel geleistet und unermüdlich gearbeitet. Aber sie war von einer solch leidenschaftlichen Gewalt des Empfindens, daß alle geistigen Erregungen sie unheimlich verbrauchten. Am Mitleiden mit anderen hat sie schließlich ihre ganze Körperkraft verbraucht, und davor konnten wir sie nicht schützen, wenn wir auch versuchten, sie äußerlich zu entlasten, wo wir nur konnten. So war nun dieser ganze Sturm der Liebe über sie hingegangen. Sie hatte den Abschied von ihrer Mutter, die sie so schwer hergab, durchkämpfen müssen. Sie hatte sich von dem Unfall mit dem Fuß mehr niederschlagen lassen, als es nötig gewesen wäre, weil sie meinte, nun sei sie mir eine Hemmung für diese schöne Zeit im Schwarzwald. Sie mußte nun in Rüsselsheim dasein für mich und diese ganze große geistige Arbeit, die wir zusammen zu tun hatten. Dies Einarbeiten war für eine so gewissenhafte Zartheit erschütternd schwer. Sie hatte in ihrer Jugend an Blutarmut gelitten, und nach dem Stande der Wissenschaft jener Zeit war diese nicht so bekämpft worden, wie es nötig gewesen wäre.

So kam es, daß sie nach allen schweren Gemütserschütterungen an diesen Depressionen litt, die wahrscheinlich auf eine Blutarmut im Gehirn zurückgingen. Nur Ruhe, Liebe und Bewahren vor neuen Erschütterungen konnten da helfen.

Mutter Wagner war von Darmstadt gekommen, und nun bewährte sich bei ihr die mächtige Energie und Mütterlichkeit, die in dieser Frau lebten, um die man sie bewundern mußte. In den sechs Wochen, die sie bei uns in Rüsselsheim lebte, habe ich sie erst kennengelernt, [213] und wir haben uns als Mutter und Sohn zusammengefunden in einer starken Gemeinschaft, die nie mehr irgendwie gestört wurde, solange sie noch lebte. Zuerst widmete sie ihre ganze opferbereite Tatkraft der Pflege ihrer Tochter. Als es dieser nach einiger Zeit besser ging und nur noch körperliche Schwäche zurückblieb, machte sie Forschungszüge durch Haus und Garten. Da fand sie nun auf dem Boden und im uralten Keller mit seinem mächtigen Steingewöl-

be Unrat, der sich in Generationen in Ecken und Winkeln aufgehäuft hatte. Dasselbe fand sie auch in den Ecken und Winkeln von Hof, Garten und Scheune. Es ist ja wunderbar, wieviel geheime Ecken und Winkel in und um solch ein uraltes Gehöft zu finden sind. Sie nahm nun Leute und begann einen Reinigungsfeldzug. Auf dem Boden begann es. Als er aufgeräumt und rein war, kamen die andern Stockwerke des Hauses an die Reihe, dann die uralte, nicht mehr benutzte Küche mit Winkeln und Kammern, dann der Keller, die Ecken des Hofes und Gartens, und schließlich kroch sie in der Scheune umher, und als diese nun auch völlig aufgeräumt war, erklärte sie, nun müsse sie nach Hause. Dort sei nun lange genug alles ohne sie gegangen. Länger sei es nicht mehr möglich. Unsere Bitten, sich noch eine Zeit der Ruhe zu gönnen, waren umsonst. Ihre Energie hatte kein Betätigungsfeld mehr. Sie reiste ab, hinterließ uns aber ein wundervoll geordnetes und gereinigtes Haus. Meine Frau war auch wieder so völlig hergestellt, daß wir nun durch viele Jahre hin – es waren ja auch Jahre, in denen sie um andere nicht dauernd schwer zu bangen hatte – von diesem Leiden verschont blieben.

Es war auch für sie die Krise vorbei. Mit Klarheit und wachsender Sicherheit stand sie neben mir im großen Gemeindeleben. Ruhig und sicher war sie den Anforderungen gewachsen, die an sie gestellt wurden. Die Kämpfe kamen und erschütterten sie nicht.

Wundervoll war es für mich zu erleben, wie leicht und selbstverständlich sie die Gemeinschaft mit den Freunden aus der Arbeiterschaft und Bauernschaft fand, die uns nahestanden. Es war wirklich so, wie ich es mir immer gewünscht hatte, daß unser Haus ein Platz war, wo jeder Mensch gern einkehrte und sich wohlfühlte. Da kamen die Ehepaare aus dem Arbeiterstand. Unvergeßlich ist mir der eine Abend, an dem unser Freund Martin Hummel mit seiner Frau sich Bilder aussuchte, die er sich für den Schmuck seines neuen Häusleins an die Wände hängen wollte. Alles kramten wir aus, was wir an Kunstwart-Bildern, Steindrucken u. a. besaßen, und wir hatten schon eine gute Auswahl. Schließlich wählte er sich die beiden Bilder Ludwig Richters: „Der Brautzug im Frühling“ und „Die Überfahrt am [214] Schreckenstein“. Sie wurden bestellt und gerahmt und schmücken sein Zimmer.

Gerade von Ludwig Richter hatten wir eine mächtige Auswahl von Bildern und Werken. Der Kirchenvorstand und die Kirchgemeindevertretung von Rüsselsheim hatten gewünscht, mir ein Hochzeitsgeschenk zu machen, und einen silbernen Tafelaufsatz vorgeschlagen. Das war gegen unser Gefühl vom Wesen eines Pfarrhauses, und wir hatten als Gegenwunsch ausgesprochen, man möchte uns doch alles von Ludwig Richters Bildern und Werken schenken, was für das verfügbare Geld zu haben wäre. Nachdem ich diesen Wunsch mitgeteilt hatte, kam noch einmal ein Vertreter des Kirchenvorstandes zu mir, und fragte, ob das auch wirklich nicht nur mein, sondern auch meiner Frau Wunsch sei. Ich konnte ehrlich versichern, daß sie es wirklich auch wünsche, weil wir beide überzeugt waren, daß dieser Bilderbesitz uns eine große Hilfe für die Arbeit sein werde, die wir leisten wollten. So fanden wir, als wir nach Rüsselsheim kamen, diesen mächtigen Schatz von Bildern und Mappen und Bänden vor, der Ludwig Richters Werk wiedergibt. Er hat uns sehr, sehr viel geholfen in Unterricht, Jugend- und Erwachsenenarbeit, um Freude und Verstehen am Schönen und Guten zu schaffen. Immer wieder habe ich in Unterricht und Konfirmandenstunde zu diesen Bildern gegriffen. –

Ich führe das an, weil auch dies zeigt, in welchem Geiste wir unsere religiöse und unsere Volksbildungsarbeit tun wollten. Auch die wenigen Bilder, die unsere Wände schmückten, waren in diesem Sinne ausgewählt.

Da ich von Vater Wagner über mein Gehalt hinaus einen monatlichen Zuschuß erhielt, konnten wir unser Haus auch sonst zu einer Stätte machen, in der man gern Gäste empfing. Wir konnten – ohne es als Belastung zu empfinden – immer wieder Freunde für einige Tage oder längere Zeit beherbergen. Besonders waren die Redner der Donnerstagabende immer unsere

Gäste. Wer ist da nicht alles bei uns eingekehrt. Die Kunde von dieser Arbeit in Rüsselsheim war weit hinausgedrungen, und gerade namhafte Männer und Frauen interessierten sich dafür und stellten sich gern als Vortragende zur Verfügung, um einen eigenen lebendigen Eindruck davon zu bekommen. Wir führten ein Gästebuch. Aber leider führten wir es so ungenau, vergaßen so oft, die Eintragungen machen zu lassen, daß es nie vollkommen wurde. Schließlich sind ja auch unter diesen Gästen nicht die die wichtigsten, deren Namen weithin bekannt sind, sondern die, die niemand öffentlich kennt, die aber als stille, einfache Menschen um ihr geistiges Leben rangen und dabei in unserm Haus [215] eine Stätte entdeckten, in der sie Anschluß und Versehen fanden und beispielhaft erlebten, was geistiges Gemeinschaftsleben ist. Wichtig war auch die Tatsache, daß in diesem Pfarrhaus der Fromme und der Atheist, der Christ und der Monist und der Jude, der Geheimrat, der Arbeiter, der Fabrikant und der Kaufmann, der Pfarrer aus dem abgelegenen Dorf und der Weltreisende, der Konservative und der Sozialist zusammentrafen und an einem Tisch saßen. Wenn man mir sagte, daß daran Leute Ärgernis nahmen, so konnte ich immer mit einigem Stolz und einiger Härte sagen: Aus meinem Hause muß nur der wegbleiben, der mit irgend jemand aus irgendeinem Grunde nicht an einem Tisch sitzen kann.

Daß das alles mit einer völligen Selbstverständlichkeit, einer unmerklichen Überbrückung aller verschiedenen Gewohnheiten, Tischsitten, Sprechgewandtheiten oder -ungewandtheiten geschah, war der Hausfrau zu verdanken, die mit einem unendlichen Zartgefühl für jeden ihrer Gäste immer in Wort und Wesen das bereit hatte, was diesem Menschen und dieser Zusammensetzung von Menschen not war.

Wie oft muß ich dankbar an sie und die zarte Schönheit denken – die sie auch dann über eine Tisch- oder Diskussionsgemeinschaft zu legen wußte, wenn die widersprechendsten Elemente zusammen-saßen –, wenn heute immer wieder Menschen mir begegnen und sagen: „In Ihrem Hause ist mir zum ersten Male aufgegangen, was wahrhafte Menschengemeinschaft und wahrhafte Ehrfurcht von Mensch zu Mensch ist.“

Dann muß ich immer wieder sagen und denken: Das verdankt Ihr nicht mir, sondern ihr. – Ich war ein sehr glücklicher Mensch, daß mein Haus von einer solchen zarten Schönheit und von solch tiefem Verstehen für Menschen und Menschenschicksale gestaltet wurde. So gehöre ich auch zu denen, die nur immer wieder davon reden und zeugen müssen, was echtes Frauentum für uns alle bedeutet: Die Quelle, aus der wir alle das schöpfen, was unser Menschsein öffnet und zur vollen Gemeinschaft bringt, ruht im echten Frauentum.

Auch in der Gemeinde empfand man das bald. Ich selbst merkte jetzt erst, wie fern ich doch noch den Menschen war. Nun auf einmal erschloß sich mir das Familienleben, die Sorge um die Kinder der Familien, das Verstehen der Frauen und ihrer Sorgen, weil sie es beachtete und es an mich heranbrachte. Mit der Nachbarschaft entstand ein ganz anderes Verhältnis. Überall wuchs Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit. Wenn man immer wieder sagt, daß der unverheiratete katholische Pfarrer mehr Fühlung mit seiner Gemeinde habe als der verheiratete evangelische, so verstehe ich das nicht. Ich [216] erlebte es ganz anders. Allerdings, die Pfarrfrau muß eine ganze, echte Frau, und nicht Gesellschaftsdame sein. Wie einfach ging sie durchs Städtlein. Sie trug ja prinzipiell nur ganz schlichte Kleidung. Wie schnell wußte sie einer Frau die Zunge zu lösen, daß sie mit ihr sprach, wie mit einem Menschen ihres Vertrauens! – Allerdings, diese Einfachheit war nicht allen recht. Es gab auch Leute, die meinten, eine Pfarrfrau müsse auch in ihrer Kleidung etwas von ihrem Stande darstellen. Wie oft haben wir über eine Geschichte gelacht, die uns erzählt wurde: Eine andere Pfarrfrau ging aus unserm Haus hinweg durchs Gäßlein hinaus auf die Hauptstraße, genau beobachtet von den Augen der Nachbarfrauen. Als sie vorüber war, öffnete sich das Fenster eines Arbeiterhäuschens, und die Frau rief ihrer Nachbarin zu: „Das lasse ich mir gefallen! Das ist doch eine Pfarrfrau! Die hat doch etwas an! Nicht wie die Frau Pfarrer Fuchsen!“

Für mich ist trotzdem Frau Pfarrer Fuchsen höchste Autorität bis heute geblieben. Wohl dem, der so sicher und schlicht seinen Weg sieht!

Schwierigkeiten und Kämpfe in Rüsselsheim

Eines Tages brachte ein Dienstmädchen einen Brief ins Haus, in dem die alte Frau Opel Frau Pfarrer Fuchs zum Abendessen einlud. Wir besprachen es miteinander, und dann machte sich meine Frau auf den Weg, der alten Dame auseinanderzusetzen, warum sie als Pfarrfrau von Rüsselsheim eine solche Einladung nicht annehmen könne. Sie sagte: Eine Arbeiterfrau kann mich nicht zum Abendessen einladen. Wenn ich also eine Einladung bei Ihnen annehme, so muß ich in die Lage kommen, daß ich als Ihnen näherstehend empfunden werde und der Arbeiterfrau ferner. Das kann und darf ich nicht veranlassen.“ – Sie fand für diesen Standpunkt kein Verstehen. Es war ja auch unmöglich für Frau Opel, das zu verstehen. Sie konnte nicht begreifen, daß wir als Pfarrersleute außerhalb der gesellschaftlichen Rangordnung stehen wollten, der – leider – die meisten Pfarrer sich sehr gern einfügen. Die Gewohnheit der meisten Pfarrhäuser hatte sie für sich – sie stand außerdem in jener Welt, in der man diese Unterschiede gesellschaftlichen Daseins als ein Selbstverständliches und Notwendiges hinnahm, das auch ein Pfarrer zu achten hat. – So entstand durch diese Absage eine Spannung zu der Familie Opel, die nie mehr aufhörte. Sie wuchs vielmehr noch durch anderes. Wir suchten zu zeigen, daß wir es nicht feindlich meinten. Immer von Zeit zu Zeit besuchte meine Frau die alte Frau Opel. Wir gratulierten ihr gemeinsam zum Geburtstag und suchten ihr zu zeigen, daß [217] wir durchaus ein Verhältnis persönlicher Zusammenarbeit wünschten. Es gelang aber nur, ein äußerliches Verhältnis zurückhaltender Höflichkeit zu gestalten.

Um diese Zeit wurde ein Sohn der Familie Opel von sehr schwerem Schicksal heimgesucht; das zweite Kind, ein Mädchen von einem Jahre, starb an Gehirnhautentzündung. Drei Wochen dauerte das schwere Leiden. Ich nahm meine Seelsorgepflicht beinahe ernster als in andern Fällen. Fast täglich fragte ich nach dem Ergehen und suchte der Mutter Kraft zu bringen, so gut ich konnte. Das Kind starb, und ich hielt die Beerdigung. Es schien, als ob ich dieser Familie nähergekommen wäre. Aber auf die Dauer standen doch die großen Verschiedenheiten der Lebensauffassung so stark zwischen uns, daß es zu keiner warmen Zusammenarbeit kam. Sehr selten erschien jemand von der Familie Opel im Gottesdienst, und sehr zurückhaltend beteiligten sie sich an der Arbeit für das Gemeindeleben.

Im Kirchenvorstand war ein sehr maßgebender Mann ein Buchhalter und Prokurist der Firma Opel. Sein Schwager war der Lehrer Wilhelm Sturmfels. Dieser hatte begeistert an der Volksakademie teilgenommen. Er war der Lokalforscher der Geschichte Rüsselsheims, und wir ließen uns sehr gern von ihm führen und belehren. Im folgenden Winter gründete er den „Heimatverein“ Rüsselsheim, der als Hintergrund seiner Forschungsarbeit dienen sollte. Er begann mit Sammeln und Vorbereiten für ein Heimatmuseum. Für die Gegenwart wollte er ein Volksbad im Main schaffen. Beide Gedanken fanden großen Anklang. Das Volksbad wurde sofort verwirklicht, das Heimatmuseum einige Jahre später.

Selbstverständlich war ich für diese Gedanken interessiert, förderte sie und wurde zum zweiten Vorsitzenden des Heimatvereins gewählt. Er schien ja in seiner Arbeit durchaus in dieselbe Richtung zu gehen wie meine Gedanken. Doch nach kurzer Zeit zeigte es sich, daß Lehrer Sturmfels zu den Menschen gehörte, mit denen man nur zusammenarbeiten kann, wenn man zu allem „ja“ sagt, was sie tun und vorschlagen. Man mußte ihm zubilligen, daß er durch seine vorwärtsdrängende Energie das Volksbad zustande brachte, was für unsere Gemeinde eine ganz große finanzielle Leistung war. Aber dann waren seine Pläne so groß, daß wir versuchen mußten zu hemmen. Das nahm er schon sehr übel. Schließlich kamen im Zusammenarbeiten der Verwaltung des Volksbades Reibereien unsagbar kleiner Art vor. Jede Auseinandersetzung über diese Banalitäten wurde mehr und mehr zu einem schroffen Zusammen-

stoß. Dabei war ich doch zweiter Vorsitzender, der es nicht ignorieren konnte, wenn da und dort Kla-[218]gen kamen oder man solche Dinge für falsch hielt. Und es waren so kleine Dinge, daß man immer wieder meinte, darüber könnte es doch gar keine Schwierigkeiten geben. Es gab sie doch. Zwei Dinge entfesselten die schwersten Kämpfe.

Eines Tages kam eine der Rüsselsheimer Damen zu mir und sagte, der erste Vorsitzende des Heimatvereins halte sich für verpflichtet, das Bad auch während der Zeit zu inspizieren, die für das Baden der Damen reserviert war. Er klopfe dann an die Zellen und fordere von den Damen, daß sie ihre Karte vorzeigen, auch wenn sie beim An- oder Auskleiden seien, und das sei vielen unangenehm. Ich ging hin und wollte das mit ihm besprechen. Nach den ersten Worten fuhr er auf: Ob ich ihm vorwerfen wolle, daß er aus unanständigen Beweggründen das tue? Er tue es nur, damit der Verein keinen Schaden leide. Jeder Versuch, ihm klarzumachen, daß ich an einen solchen Vorwurf überhaupt noch nicht gedacht hätte, war umsonst. Im ganzen Orte wurde erzählt, ich hätte ihm den Vorwurf gemacht, daß er aus unanständigen Beweggründen diese Inspektion vornähme.

Um dieselbe Zeit etwa erhielt ich als Vorsitzender des Schulvorstandes den Auftrag, mit ihm darüber zu sprechen, daß er von der Schulklasse, die zur Entlassung gekommen war, ein Geschenk angenommen habe. Der Pfarrer war damals noch verpflichtet, den Vorsitz im Schulvorstand zu führen. Ich mußte also diesen Auftrag der Schulbehörde ausführen. Ich bemühte mich, es so rücksichtsvoll wie möglich zu tun, sagte, daß ich wohl wisse, daß das Verbot solcher Geschenke nicht durchgeführt werde, daß es für den Lehrer sehr schwer sei, solche Abschiedsgeschenke seiner Schüler zurückzuweisen, die als liebe Andenken gemeint seien. Aber nun sei leider gegen ihn Anzeige erstattet worden. Ich wisse nicht von wem, wahrscheinlich von irgendeinem persönlichen Gegner. Ich bäte ihn, das Geschenk zurückzugeben. Ich würde berichten, daß ich das mit ihm ausgemacht habe, daß er das Geschenk zurückgebe, und daß damit der Fall erledigt sei.

Zu meinem großen Erstaunen hörte ich kurz darauf, daß man in Rüsselsheim erzählte, ich hätte ihn wegen dieses Geschenkes angezeigt. Ich hatte alles getan, um diese Sache glücklich für ihn zu erledigen, die schlimmer hätte werden können, wenn ich gemeldet hätte, daß er ein Geschenk von wirklichem Wert empfangen habe.

Durch Jahre hin wurden dauernd solche Geschichten über mich in der Gemeinde verbreitet, wie ich andern Leuten solche kleine Bosheitsdienste getan hätte. Wo irgendeinem aus diesem Kreise etwas Unangenehmes widerfuhr, wußte er eine Linie zu ziehen, die zu mir als Ursache deutete, und das wurde dann kolportiert. Das geschah nicht nur mündlich. Es geschah auch im Druck. Wir hatten in Rüs-[219]selsheim ein Lokalblatt, „Die Mainspitze“. Es erschien am Mittwoch und Sonnabend. Den Namen führte es von der Gegend, die Spitze, die Main und Rhein beim Zusammenfluß bilden. Ein befreundeter Druckereibesitzer, der an der Volksakademie teilgenommen hatte, hatte in einem sehr stürmischen Anfall von Begeisterung ohne weitere Rücksprache mit uns ein anderes Blatt gegründet, „Die Rhein-Mainischen Blätter“. Er meinte, wenn man nur ein Blatt gründe und im Sinne unserer Volksbildungsbewegung leite, so müsse das ein Riesenerfolg werden. Das geschah nicht. Da wir Leute von der Volksbildungsbewegung ihn aber in seinem Versuch nicht im Stiche lassen wollten und ihm Artikel lieferten, wurde die andere kleine Presse der Gegend unser erbitterter Feind. So stellte sich die „Mainspitze“ allen meinen Gegnern zur Verfügung; wir hatten lange Monate, in denen jede Nummer der Mainspitze einen offenen oder verdeckten Angriff auf mich enthielt. Das war nicht angenehm zu tragen, aber eine gute Vorschule für Kämpfe größeren Umfanges. Es wirkte auch nur eine gewisse Zeit, dann sagten die Rüsselsheimer: „Unser Pfarrer ist ja gar nicht so, wie man ihn darstellt.“

Aus all den Hunderten von Fällen sei ein charakteristischer herausgegriffen, den ich behalten habe. Das im Main errichtete Volksbad mit seinen Massen an Bretterwänden, Rosten usw.

mußte im Herbst, ehe das Eis kam, abgeschlagen und über Winter verstaut werden. Ich hatte dazu meine große Pfarrscheune, selbstverständlich ohne Entgelt, zur Verfügung gestellt. Im zweiten Jahre brannten einige Scheunen ab. Da gestattete ich den betreffenden Bauern, ihr Getreide und Heu in meine Scheune zu setzen – wieder ohne Entgelt. Eines Tages im Herbst erschienen die Wagen mit dem Material des Volksbades. Meine Scheune aber war voll Heu und Stroh. Sie mußten wieder wegfahren. Am andern Tag erschien eine Notiz in der „Mainspitze“, Herr Pfarrer Fuchs habe sich geweigert, das Volksbad auch in diesem Jahre in seiner Scheune unterzubringen. So sei man gezwungen gewesen, die Scheune von Herrn Lehrer Sturmfels für diesen Zweck zu mieten. Da ja Rüsselsheim noch nicht so groß war, daß nicht jedermann wußte, daß in meiner Scheune die Vorräte der vom Brande heimgesuchten Bauern untergebracht waren, blieb die Sache ja sinnlos boshaft. Bei den Denkenden bewirkte sie das Gegenteil.

Das alles war hinzunehmen. Wir schwiegen dazu. Wir lernten, dazu zu lächeln. Es wurde vieles im Gemeindeleben geschädigt, was gut begonnen war. Aber fleißige Arbeit und Sorge für die Menschen – so hofften wir – werde schon alles überwinden.

Viel schwerer zu ertragen war, daß unser Gegner als Organist seinen Haß auswirken ließ. Es war nun so, daß beinahe in jedem Got-[220]tesdienst irgendein Unheil mit der Orgel passierte. Einmal begann sie mitten während der Predigt zu pfeifen, einmal mitten im Liede, und einmal war sie kaum zum Spielen zu bringen. Trotzdem mich das nervös machte, ignorierte ich es völlig. Ich tat das um so mehr, als eine Rücksprache über die Sachlage mit meiner vorgesetzten Behörde, dem Oberkonsistorium in Darmstadt, mich zu der Überzeugung gebracht hatte, daß ich da keinen Rückhalt finden würde. Hier war ich schon ein Mann, dem man weniger Hilfe und Rücksicht schuldig zu sein glaubte als anderen Pfarrern. Warum ging ich auch eigene Wege und richtete mich nicht nach der Gewohnheit? Es galt, allein mit den Schwierigkeiten fertig zu werden.

Da war das Jahresfest der Kirchgesangvereine des Dekanates in Rüsselsheim. Die Kirche war überfüllt. Ein Gesamtchor sollte singen. Später war ein Fest in einem Saale. Da begann der Gottesdienst so, daß die Orgel eine falsche Melodie spielte, die Gemeinde also nach einem vergeblichen Versuch noch einmal das Lied beginnen mußte. Als der Gesang der Kirchengesangvereine kam, gab die Orgel einen falschen Ton an. Man mußte zum zweiten Male einsetzen nach einem vergeblichen Versuch. Am andern Tag erhielt ich den Besuch mehrerer Mitglieder des Kirchenvorstandes, die mir sagten, ich sei bis jetzt zu geduldig gewesen. Aber das gehe nicht so weiter. Sie forderten eine Sitzung. Diese wurde gehalten und dem Organisten gekündigt. Nach schwierigen Verhandlungen mit der Schul- und Kirchenbehörde wurde das durchgeführt. Das war nicht leicht, denn das Organistenamt gehörte zur Schulstelle. Bei jener entscheidenden Kirchenvorstandssitzung hatte ich unter anderem gesagt, daß man einmal im Gottesdienst beobachtet habe, wie der Organist sich während der Predigt mit neben ihm sitzenden Leuten etwas humoristisch unterhalten habe. Dies nahm der Organist zum Anlaß, mich vor Gericht wegen Verleumdung zu verklagen. Es kam bis zur Gerichtsverhandlung. Ich hatte es in vertraulicher Sitzung gesagt, hatte auch meine Zeugen dafür, ließ mich aber bestimmen, als Herr Sturmfels sich bereit erklärte, die Klage zurückzuziehen, die Hälfte der Kosten zu übernehmen. Ich hoffte, daß das versöhnend wirken werde. Das Gegenteil war der Fall. Nun wurde gesagt, ich hätte nicht den Mut gehabt, der Klage standzuhalten.

Inzwischen war eine große Klageschrift gegen mich und mein Wirken bei der Kirchenbehörde eingereicht worden. Man hatte ein ganzes Jahr lang über meine Predigten Buch geführt, sinnlose Behauptungen konstruierte man aus Sätzen, die man aus dem Zusammenhang gerissen hatte. Es schien ein großes Material. Da ich aber meine Predigtkonzepte hatte, war alles sehr einfach klarzustellen. Ich aber [221] benutzte die Gelegenheit, die ganze Angelegenheit aufzurollen, indem ich Disziplinarverfahren gegen mich selbst beantragte und forderte, daß

die Kirchenbehörde feststelle, ob meine Gegner wirklich irgendwelche Ursache zu all den Angriffen und Verleumdungen hätten. Es fand statt, und die Gegner wurden vernommen. Ein Herr vom Oberkonsistorium mit dem Herrn Dekan untersuchten alles.

Ich hatte die große Freude, daß der Herr Oberkonsistorialrat, der mit wenig freundlichen Gefühlen gekommen war, mir sagte, er hätte sich überzeugt, daß mein Verhalten korrekt gewesen sei, vor allem aber auch, daß er den gesamten Kirchenvorstand einheitlich auf meiner Seite gefunden habe. (Der Schwager von Lehrer Sturmfels war inzwischen aus ihm ausgetreten.) Das war mehr, als ich erwartete. Gerade das Mitglied des Kirchenvorstandes, das am weitesten rechts stand, war am energischsten für mich eingetreten. Wütend warf der Herr Oberkonsistorialrat beim Herauskommen aus der Sitzung seine Mappe auf den Tisch und sagte: „So ungezogen ist mir noch nie ein Kirchenvorstand entgegengetreten.“ Man hatte ihm bittere Vorwürfe gemacht, daß die Kirchenbehörde die Hetze gegen mich so einfach weiterlaufen lasse, ohne mich zu schützen. Später erzählte mir der Dekan zwei originelle Äußerungen, die den Höhepunkt der Aussprache gebildet hatten. Ein alter Bauer hatte gesagt: „Unser Parrer macht zwar vieles, was die andern Parrer nit mache. Aber wenn er in der Kirch is, is er an Parrer.“

Und eben jener Mann der Rechten sagte: „Früher hat man die Pfarrer nur zu sehen bekommen, wenn sie mit ihrer Frau zur Kaffee-Visite zum Herrn Geheimrat gingen. Nun kümmert sich unser Pfarrer um die einfachen Leute, und da ist der Spektakel da.“

Derselbe Mann sagte mir einmal über den Vorwurf, der immer wieder eine Rolle spielte, ich sei ein Sozialdemokrat: „Anfangs war ich gegen Sie, Herr Pfarrer, weil Sie ebenso freundlich gegen die Sozialdemokraten sind wie gegen unsereinen. Aber dann habe ich eingesehen, was Sie denken: Sie denken, die Rüsselsheimer sind alle Sozialdemokraten. Und Sie haben Recht. Wir nehmen alle, was wir kriegen können.“ – Er sah an der Sozialdemokratie nur den Kampf der Arbeiterschaft um ihre Rechte und Vorteile und sah dessen Berechtigung ein.

Mit dem Disziplinarverfahren waren die Kämpfe nicht zur Ruhe gekommen. Aber sie hatten ihre Schärfe verloren. Der scharf konservative Teil der Gemeinde stand mir nach wie vor mit unbesiegbarem Mißtrauen gegenüber. Aber er hatte den Einfluß auf den andern Teil verloren, der immer stärker sich zu mir bekannte. Allerdings kam es dadurch zu der merkwürdigen Lage, daß der Teil der Gemeinde, der [222] sonst die eigentlich kirchlichen Leute stellte, sich in Rüsselsheim vom kirchlichen Leben zurückzog und ich ganz und gar auf den kleinen Teil von Menschen für meine kirchliche Arbeit angewiesen blieb, die ich aus den andern gewinnen und zum Interesse für das kirchliche Leben heranziehen konnte. In dieser Arbeit, deren Schwere mir von Jahr zu Jahr deutlicher wurde, erkannte ich – der ich aus einem Pfarrhaus kam und das nicht ahnte –, wie groß die Kluft zwischen Kirche und – nicht nur der Arbeiterschaft – sondern allen Ständen war, die im harten Lebenskampf standen. So war es etwas durchaus Anerkennenswertes, daß das kirchliche Leben, Kirchenbesuch und ähnliches, in Rüsselsheim durchaus in der Stärke erhalten blieb, in der ich es gefunden hatte. Nur die Menschen hatten gewechselt. Aber ich erreichte auch nicht, daß ich einen solchen äußeren Erfolg hätte aufweisen können, der vielleicht kirchliche Kreise oder gar Kirchenbehörden hätte überzeugen können, daß hier auch für die Kirche ein richtiger Weg war. Aber um hier zu überzeugen, hätten die äußeren Erfolge ja sehr groß sein müssen. Was innerlich geschah, hat man dort nie gesehen. So erfuhr ich es wenigstens.

Warum habe ich nun von diesen kleinlichen Kämpfen geredet? Ist es der Mühe wert, daß alles ausgegraben wurde, was da an kleinlicher Gehässigkeit geschehen ist? Ich habe nur so viel erzählt, daß ein Bild davon entsteht. Sehr vieles soll versunken sein. Aber wenn man recht ermessen will, wie unser Leben war, muß man das wissen. Viel schwerer als alle die großen Kämpfe um die Existenz war dies Ringen mit der kleinen Gehässigkeit des Alltags. Da ging man durch Wochen und Monate wie durch tiefen Sumpf. So war es immer wieder und immer wieder. Und wieviel Kraft mußte man verbrauchen, wieviel Schönes mußte geop-

fert werden und konnte nicht zur Erfüllung und Durchführung kommen, nur um dieser kleinen Gehässigkeit willen! Wer Zukunft will, muß mithelfen, die Menschen über diese geistige Armut hinauszuheben. Sie verdienen nicht Haß, sondern Mitleid, die aus ihrer Enge nicht herauskönnen und deshalb die Zukunftsarbeit bekämpfen und zu ersticken suchen, statt sich reich werden zu lassen durch Mitarbeit.

Nach vielen Jahren, 1935 – beinahe dreißig Jahre nach dem allem –, erhielt ich eines Tages einen Brief von einem der Hauptbeteiligten. Er müsse meine Verzeihung haben. Er habe immer gewußt, daß er Unrecht tue und habe doch nicht anders gekonnt. Nun habe ihn ein schweres Schicksal geweckt, und er müsse mir schreiben. Ich habe ihm froh zurückgeschrieben.

Gut war jetzt und bei allen schweren Kämpfen, daß ich immer, wenn ich meine Gartentür vor mir öffnete, denken konnte: Nun [223] kommt der Frieden, das heilige Glück, das sie dir nicht rauben können.

Wachsen und Gestalten der Arbeit in der Gemeinde

Zuletzt scheiterten die Kämpfe meiner Gegner in Rüsselsheim an dem, an dem auch später immer wieder solche Versuche, meine Arbeit zu unterminieren, zerbrachen: an der Begabung für Seelsorge. Das ist jene innere Verbindung zwischen den Menschen, die man nicht sieht. Immer wieder erlebten meine Gegner, daß im entscheidenden Augenblick eine Menge von Menschen für mich eintrat, von deren Dasein sie nichts gemerkt hatten. – Bezeichnend für die äußerliche Einstellung unserer Kirchenbehörden war und ist es, daß sie auch für diese Seite des Pfarramtes sehr wenig Verstehen und Aufmerksamkeit aufbringen. Man beurteilt den Pfarrer nach der Stärke seines Kirchenbesuches und nicht nach seiner Fähigkeit, einzelnen Menschen etwas zu sein. So bildete sich durch alle diese Jahre hin ein ganz festes Band zwischen dem Pfarrhaus und vielen Gliedern der Gemeinde, das durch Besuche und Zusammenkünfte immer stärker gefestigt wurde.

In meiner Predigtarbeit wuchs ich immer stärker in den Geist dieser Gemeinde hinein, und ich habe nie daran gelitten, daß ich nicht wußte, was ich zu predigen hätte. Immer war mir aus der Gemeinde etwas gegeben, was ich behandeln mußte. So habe ich im Laufe meiner Tätigkeit immer überzeugter das Predigen nach den vorgeschriebenen Texten abgelehnt und mir meine eigenen freien Texte gewählt. Ich habe mir immer für bestimmte Zeiträume Predigtreihen vorgenommen. Immer aber auch war ich veranlaßt, die Reihe zu unterbrechen und etwas einzuschieben, was mir in diesem Augenblick nötig schien. Ich predigte über die zehn Gebote, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser, den ganzen Katechismus, die Bergpredigt, Gleichnisse, über Weltanschauungsfragen, Fragen des täglichen Lebens. Immer habe ich es für wichtig gehalten, Dichtung und Lied mit heranzuziehen. Von der großen deutschen Dichtung bis zum Volkslied suchte ich mir den Stoff.

Aber ebenso suchte ich die darstellende Kunst zu benutzen. Als ich später von Leitz den feinen Lichtbilderapparat zum Geschenk bekommen hatte, fügte ich in den Abendgottesdiensten Bilderpredigten ein. Vor der Predigt erschien über der Kanzel eines der großen religiösen Bilder. Dazu spielte die Orgel eine passende Choralmelodie. Das Bild verschwand. Ich predigte über das Bild und seinen Inhalt und – je nachdem – während oder am Schluß der Predigt – erschien das Bild wieder, damit man es nach der Erklärung noch einmal be-[224]trachten konnte. Ich glaube, daß das eine sehr wichtige Arbeit wäre, die religiöse Kunst in ihrem wahren Wollen den Menschen deutlich zu machen. Sie kann ja ihre Arbeit nicht tun, weil sie so oft ästhetisch oberflächlich genommen wird.

Gewiß veranstaltete ich auch Vortragsabende über religiöse Kunst und Feierstunden in der Kirche, in denen unter Gesang- und Orgelbegleitung ganze Bilderreihen vorgeführt wurden.

Unser großer Kindergottesdienst an Weihnachten war öfter der bildhaften Darstellung der Weihnachtsgeschichte gewidmet. Aber diese Bildgottesdienste über ein Bild, durch ein Bild, scheinen mir die wichtigsten.

In diesen Abendgottesdiensten predigte ich auch öfter über Kirchenlieder, um diesen unendlichen Reichtum der Gemeinde deutlich zu machen. Leider ist ja unser Gesangbuch überall so überladen von wenig Wertvollem, daß die Gemeinde schon sehr aufmerksam sein muß, um zu erkennen, wie unendlich reich unsere religiöse Dichtung ist. Leider ist auch ein großer Teil der Pfarrer hier so wenig urteilsfähig, daß man immer wieder erlebt, wie die wertlosen Lieder am meisten gesungen werden im Gottesdienst. Man liebt das Gefühlige und nicht das Echte.

Deutlich ist ja wohl, daß eine so aufgefaßte Predigtarbeit viel größere Anforderungen an die Vorbereitung des Predigers stellt als die gewohnte. Ich sage das, weil man oft die Kritik hört, als wolle man es sich leicht machen.

Eine große Aufgabe, die ich nie ganz bewältigte, so daß ich einigermaßen zufrieden gewesen wäre, war der Kindergottesdienst. Gewöhnlich kamen wenige Kinder, denen man etwas bieten konnte. Man litt nur an der geringen Zahl. Zu Advent und Weihnachten schwoll dann die Zahl derartig an, daß man sie nicht bewältigen konnte. Wir kamen dann zur Ausgestaltung großer Feiern. Es zeigte sich, daß eine Art dramatischer Gestaltung besonders für Weihnachten das beste war. Wir stellten auf dem Altar ein Transparent auf, und die Feier vollzog sich so, daß aus den verschiedenen Ecken der Kirche Züge von Kindern mit Liedern dorthin zogen. Die größeren trugen Lichter, die kleineren Tannenzweige usw. Das erforderte große Vorbereitung und Aufmerksamkeit während der Feier. Gerade in diesen Kindergottesdiensten war meine Frau meine Haupthelferin.

Sehr wichtig war mir die Arbeit mit den Konfirmanden. Das war mir deutlich, daß es galt, hier einzusetzen und sich aus den Konfirmanden nach und nach eine Jugendgruppe zu bilden. Aber es wurde mir auch sehr bald deutlich, daß man bei diesen Konfirmanden einer unkirchlichen Gemeinde auf sehr wenig Voraussetzungen rechnen dürfe und nur so viel Interesse fand, als man zu wecken wußte. [225] Andrerseits war hier die stärkste Verbindung mit den Familien, für viele Familien die einzige Verbindung mit der Kirche. Die Konfirmation mit der vorausgehenden Prüfung war das größte kirchliche Ereignis der Gemeinde. Hier war noch allgemeines Interesse und allgemeine Teilnahme. So galt es, den Unterricht so zu gestalten, daß er starkes Interesse der Kinder fand, die Feiern der Prüfung und Konfirmation so, daß die Eltern und die gesamte Gemeinde wirklich gefaßt und angezogen wurden.

Für die Konfirmandenstunde machte ich meine Sammlung guter Bilder sehr fruchtbar. Beinahe immer brachte ich ein Bild zum Betrachten mit. Sehr stark benutzte ich auch die Ausgaben künstlerischer Konfirmationsscheine, die von den verschiedensten Verlagen herausgegeben wurden. Bei der Herausgabe der Scheine des Kunstwarts (Dürerbundes) wirkte ich selbst mit. Vor der Konfirmation veranstaltete ich dann im Pfarrhaus eine Ausstellung aller dieser Scheine, die ich für wertvoll hielt, und ließ jedes Kind seinen Schein wählen, d. h. das Bild, das es sich wünschte. Ich machte dabei eine merkwürdige Beobachtung: Kinder, die an der Grenze der Minderwertigkeit waren, mit denen ich intellektuell während des ganzen Unterrichtes kaum etwas anzufangen wußte, wählten nun auf einmal so einsichtig und künstlerisch verständnisvoll, daß man sich fragte: Was geht in diesem Kinde vor? Wie kann es einen so viel bessern Geschmack entwickeln als seine klugen Kameraden? – Jedenfalls deutet diese –durch mehr als ein Jahrzehnt fortgesetzte – Beobachtung darauf hin, daß man mit vielen Menschen etwas erreichen könnte, wenn man sie vom Künstlerischen her beeinflußte, statt alles aufs Intellektuelle zu gründen. Leider hat mir mein Leben nie Zeit und Kraft gelassen, von hier aus gründliche Versuche zu machen. Sie müßten aber von Erziehern gemacht werden.

Sehr wichtig waren mir immer auch im Konfirmandenunterricht gute Erzählungen. Eine ganze große Sammlung hatte ich mir schließlich zusammengesucht im Laufe der Jahre, so daß ich imstande war, den gesamten Unterricht mit passenden Erzählungen zu durchsetzen. Dabei kam ich immer mehr dazu, eine Erzählung ohne jede Erklärung zu bieten. Man muß sie so lesen, daß sie sich selbst in die Seele legt, und sich darauf verlassen, daß dies Bild nun eine dauernde Wirkung entfaltet. Alle zusätzlichen intellektuellen Erklärungen können nur diesen Vorgang hemmen. Erzieherisch hielt ich es so, daß ich bei jeder ernsten Störung nicht dazwischen tadelte, sondern einfach das Vorlesen abbrach. Dadurch erreichte ich, daß die Kinder lernten, eine Erzählung als etwas Heiliges zu betrachten, das man nicht durch Ungezogenheit zerstören dürfe. Vor der ersten Erzählung suchte ich [226] ihnen das deutlich zu machen, daß solch eine Dichtung sei wie eine wunderschöne Sache, die man nicht beschmutzen dürfe. Dann sei eben die Schönheit weg. Das begriffen die Kinder. Körperliche Züchtigung war für mich in Religionsunterricht und Konfirmandenstunde ausgeschlossen.

Leider konnte ich nicht einmal meine Hilfsprediger, die mir später zugeteilt wurden, dazu bringen, hier meinem Beispiel zu folgen. Aber obwohl sie den Stock benutzten, war ihre Disziplin nicht besser als die meine. Sie hatten viel größere Nöte. Ich pflegte immer zu sagen: Man muß in die Stunde gehen mit dem fröhlichen Gefühl: Ungezogenheiten kommen nicht vor. Dann kommen sie auch nicht vor. Kommt man mit dem Mißtrauen: Was wird nun heute wieder los sein? dann ist man schon verloren.

Inhaltlich gab ich mir die größte Mühe, meinen Konfirmanden eine Klarheit über das Wesen unserer Frömmigkeit zu geben, die ihnen ersparte, immer wieder von denselben Anstößen am Überlieferten gestört zu werden wie frühere Generationen. So kam ich dazu, immer mehr den lutherischen Katechismus nur als Beigabe zu benutzen und alles an das Lebensbild Jesu anzuknüpfen, was ich zu sagen hatte. Wieweit mir gelungen ist, vielen das zu bieten, was ich wollte, weiß ich nicht. Ich habe später Konfirmanden und noch mehr Konfirmandinnen getroffen, die sagten, daß sie etwas davon hatten. Ich habe auch solche getroffen, die mir Fragen vorlegten, auf die ich antworten mußte: „Aber das haben wir nun wirklich im Konfirmandenunterricht besprochen!“ Sie hatten keine Ahnung mehr davon, obwohl sie später über solche Dinge nachdachten. Im allgemeinen sind vierzehnjährige Kinder für diese Fragen nicht bereit und aufnahmefähig. Ich habe im Laufe der Jahre mich mehr und mehr zu denen bekannt, die ein Hinausschieben der Konfirmation forderten. Man sollte die Konfirmation als das gestalten, was sie für die Masse des Volkes ist: die religiöse Feier der Reifezeit. Dann sollte man eine kirchliche Jugendarbeit an sie anknüpfen, die für die, die man dabei bis zum 18. oder 19. Jahre festhalten kann, gipfelt in religiösen Aussprachen und erster Abendmahlsfeier. So würde man zu einem wirklich religiös erfahrenen Kern der Gemeinde kommen können. Man findet ihn jetzt nicht, weil man alles auf den oberflächlichen Massenbetrieb einstellt.

Eine ganz große Schwierigkeit waren mir in den ersten Jahren die öffentlichen Prüfungen der Konfirmanden. Ich war gegen das Auswendiglernen. Das Ergebnis jeder Konfirmandenstunde faßte ich in einen Spruch, Liedervers oder ein Katechismuswort zusammen. Der wurde gelernt. – Viele lernten ihn nicht. Ich mühte mich, sie dazu zu [227] bringen, verwendete aber nicht zu viel Zeit darauf. So war im Vergleich zu dem, was früher der Gemeinde vorgeführt wurde, wenig da, was man so als Frage und Antwortspiel vorführen konnte, wie man es gewöhnt war. Im ersten und zweiten Jahre war das Ergebnis der Prüfung, daß die Gemeinde sagte: Die Kinder lernen ja gar nichts mehr. – Dann aber war ich klug geworden. Ich überlastete die Kinder nicht mehr als immer. Aber ich wählte mir nun jedes Jahr ein Thema der Prüfung, in dem ich einen Überblick über meinen ganzen Unterricht geben konnte, und arbeitete mir das für mich so aus, daß jedes Lied und jeder Spruch, den wir gelernt hatten, vorkam. So bot ich der Gemeinde einen geistigen Gedankengang, durch den ich ihr aus dem Munde ihrer Kinder etwas sagen konnte. Gleichzeitig aber war das so durchsetzt von Sprüchen und

Liedern, daß die verstummten, die sagten: Die Kinder haben nichts gelernt. Man staunte nun über die Fülle des Stoffes. Die erste Prüfung, die ich so hielt, fand vor einer fast atemlos lauschenden Gemeinde statt. Von da ab habe ich es immer wieder erfahren, wie gefesselt eine Gemeinde von Eltern ist, wenn sie aus dem Munde ihrer Kinder in klarem Zusammenhang etwas über die Tiefe religiöser Wahrheiten hört. Ich habe immer betont, daß diese „Prüfung" nicht eine der Konfirmanden sei, sondern eine Rechenschaftslegung des Pfarrers über die Art, wie er die Kinder unterrichtet hat.

Die Konfirmation selbst habe ich in Rüsselsheim in der herkömmlichen Form gehalten. Nur hob ich sehr stark hervor, daß es das Gebet für die Jugend sei um geheiligte Lebenskraft für ihre Zukunft. Eine Verpflichtung der Konfirmanden fürs Leben darin zu sehen, habe ich immer abgelehnt. Das ist in diesem Alter unmöglich.

Außerordentlich anstrengend wurde der Konfirmationstag durch die vielen Einladungen, die er mit sich brachte. Aber ich machte es mir zur Regel, jeder Einladung zu entsprechen, auch wenn es mir nur für eine ganz kurze Zeit möglich war, in jeder Familie zu bleiben. Am Tage nach der Konfirmation fand ein Ausflug der Konfirmanden statt, an dem viele Eltern sich beteiligten. Da war man immer froh, wenn man ohne Unheil wieder zu Hause war. Aber es war doch auch immer ein Tag einer gewissen Gemeinschaft. Als ich kam, waren weite Ausflüge in die Ferne üblich. Später erreichte ich, daß man Waldausflüge in nicht allzugroße Entfernung machte, weite Fußtouren und keine Eisenbahnfahrten. Das war für den Zweck dieser Sache viel günstiger.

Wirklich gemeinschaftsbildend wirkte etwas anderes, was meine Frau als ihre besondere Sache in die Hand nahm: die Aufführung von Spielen, besonders Märchenspielen. Unsere Freundin Anna Otto [228] war Hauptmitarbeiterin bei dem Naturwissenschaftler Koch in Darmstadt, der mit seiner Frau in ihrem Hause selbstgedichtete Märchenspiele mit Kindern aufführte. Die ganze weite Umgegend seines Hauses in Darmstadt wurde mit beteiligt. Zwei Nachmittage in der Woche war dort großes Kinderfest, und von Zeit zu Zeit wurden große Aufführungen für den Kreis der Eltern und nahen Freunde des Hauses veranstaltet. Haus und Garten waren ganz darauf eingestellt. Koch war begeistert davon überzeugt, daß solche Feste einen ganz wesentlichen erzieherischen Einfluß auf Kinder haben müßten. Er tat es als eine ernste Lebensaufgabe neben seinem wissenschaftlichen Wirken. Auch wir wurden einigemale dazu eingeladen und erkannten die erzieherische Bedeutung dieser Arbeit. So begannen wir solche Märchenspiele mit den Konfirmanden aufzuführen. Wir benutzten zunächst die Kochschen Märchenspiele, in denen zum Teil auch deutsche Mythologie fein kindlich verarbeitet ist. Ich, als Pfarrer, gehörte zu den wenigen, die es verstanden und förderten, daß man unsere Kinder veranlaßte, selbst diese Dinge aufzuführen. Ich habe mit meinen Konfirmanden nordisch-mythologische Märchenspiele aufgeführt und immer geglaubt, daß das durchaus der inneren Verfeinerung diene, die Voraussetzung auch christlicher Tiefe ist. Aber nur in diesem Sinne ist dies Herbeiziehen des Uralt-Vergangenen und Geheimnisvoll-Sinnhaften wirklich fruchtbar. Außer den Kochschen Märchenspielen und Kinderscherzspielen haben wir dann noch andere Märchenspiele aus der weiten Literatur herangeholt.

Das Herstellen von Kostümen und allerlei Requisiten, das langdauernde Einüben und Vorbereiten schuf eine ganz intensive persönliche Gemeinschaft. Auch meine Frau lernte die Konfirmanden kennen und diese sie. Alle kamen dadurch sehr häufig ins Pfarrhaus. Die Eltern wurden mit interessiert. Wir haben mehr und mehr diese Aufführungen als einen ganz wichtigen Teil unserer Gemeindearbeit begriffen und sie nie mehr entbehren wollen, solange wir Pfarrersleute waren.

Ich habe auch mit meinen eigenen Kindern sehr viel aufgeführt. Mir ist es sehr deutlich geworden, daß es eine wundervolle Sache ist, wenn ein Kind oder ein heranwachsender Mensch eine Dichtung oder eine symbolische Gestalt so nacherlebt, daß er sie nachbilden kann. Kein

Darstellen durch einen andern kann geistige Werte so zwingend in die Seele legen, wie es geschieht durch dies Selbstdarstellen. Natürlich muß man dann auch sehr darauf bedacht sein, daß man Stoffe wählt, deren Darstellung irgendwie vertiefend, gemüt- und seelebereichernd wirkt. Auch die Arbeit einer wahrhaft verständnisvollen geduldigen Vorbereitung darf man nicht scheuen.

[229] Was haben wir nicht alles in den 25 Jahren aufgeführt. Immer neue Spiele suchten wir und hielten die Augen für alle Neuerscheinungen offen. Deutlich ist, wie auch diese Arbeit religiöser Erziehung für uns eins war mit der Arbeit des Volksbildungswesens. Nie konnte ich hier eine Trennung finden. Was Geist und Seele vertieft und zu sich selbst führt, muß sie zuletzt auch zur tiefsten Wahrheit führen. Immer war mir deutlich, daß die religiöse Not, in der wir standen, eins sei mit der gesamten geistigen Not eines Volkes, das auf der einen Seite durch steigenden Reichtum, steigende Erwerbsmöglichkeiten, auf der andern durch Ausbeutung und zerbrechende Armut und Überarbeit an geistiger Entwicklung gehindert wurde. Kirchliche Leute schüttelten allerdings öfter den Kopf über Pfarrersleute, die als Vorbereitung zur Konfirmation Märchenspiele und gar noch altnordisch-mythologische Spiele aufführten.

Aus der Arbeit mit den Konfirmanden bildete sich langsam eine kleine Jugendgemeinschaft, die Mädchen unter Führung meiner Frau, die Jungen unter der meinen. Später übernahm dies der Hilfsgeistliche.

Man wird es verstehen, daß ich begeistert Walter Classen und Clemens Schultz nahetrat, als diese von Hamburg aus jene Form der Jugendarbeit begannen, die nicht mit irgendwelcher Zweckabsicht an die Jugend heranging. Man wollte einfach der Jugend die Möglichkeit eigener geistiger Entwicklung bieten. Ich war von Anfang an ein begeisterter Verfechter des „Bundes deutscher Jugendvereine“. Ich habe mich später von ihm zurückgezogen, als auch er die religiöse Absicht in sein Wirken aufnahm. Mir schien es, daß er viel mehr Aussicht hatte, wahrhaft religiös erzieherisch zu wirken, solange er den jungen Menschen nichts bieten wollte als Anregung, Material, Hilfe und Gemeinschaft zu eigener selbständiger Entwicklung. Als man dahin gekommen war, auch im Bunde deutscher Jugendvereine es als selbstverständlich zu betrachten, daß ein Glied dieses Bundes sich zu kirchlichem Christentum entwickle oder bekenne, war für mich die Ursprünglichkeit dieser Arbeit zerstört.

Damals aber gehörte es zu den Anregungen und Ermutigungen der Arbeit, daß man sich in einer solchen Gemeinschaft fühlte mit Menschen, die unbefangen allen geistigen Reichtum an die Jugend heranbringen, die Seele dafür lebendig und empfänglich machen wollten und die dann in der Zuversicht lebten, daß aus dem Erwachen starken geistigen Lebens und Seins das Erwachen des religiösen Lebens notwendig kommen müsse. Mir scheint, daß in dieser Zuversicht mehr Gewißheit über die unbesiegbare Wirklichkeit des Religiösen lag und liegt als in der krampfhaften Angst, daß die Pflege [230] des Geistigen allein die Religion verdrängen könne. Sie tut es nur, wo man ein Geistiges pflegt, das selbst nicht mehr echt und wahr, sondern intellektuell und gesellschaftlich entartet ist.

Neben aller dieser Mitarbeit schuf sich meine Frau im Laufe dieser Jahre ihre ganz eigene Arbeit im „Frauenverein Rüsselsheim“.

Bei meinen Krankenbesuchen sah ich viel Not, viele Männer und Frauen, denen das Nötigste fehlte. Zuerst sprang das Pfarrhaus ein, sendete Mittagessen und suchte Pflege und Wäsche zu schaffen. Dann suchte sich meine Frau einen Kreis von Frauen, die mit ihr abwechselten und für Kranke, Wöchnerinnen usw. sorgten. Schließlich wurde das organisiert. Es entstand ein Verein, der einen ganz großen Teil der Frauen Rüsselsheims umfaßte. Die alte Frau Opel wurde Präsidentin des Vereins, wofür sie einen namhaften Beitrag zahlte, die Sitzungen leitete, während meine Frau als Schriftleiterin die organisatorische Arbeit leistete. Der größere Teil der Frauen gab nur Beiträge. Aber das ergab eine sehr beträchtliche Summe im Jahr, mit

der sehr viel beschafft werden konnte. Zur Konfirmation konnten wir armen Familien sehr reichlich in der Ausstattung ihrer Kinder helfen, an Weihnachten große Hilfeleistung geben und dazwischen immer wieder einspringen, wenn Not war.

Wichtiger aber war der engere Kreis von Frauen, die sich persönlich um Kranke und Wöchnerinnen kümmerten. Für jeden solchen Fall in einer ärmeren Familie schrieb meine Frau eine Reihe von Zetteln, in denen bestimmten Frauen mitgeteilt wurde, daß sie für die und die Familie an einem oder zwei Tagen in der Woche Essen schicken möge. Die eine oder die andere der Frauen wurde auch immer veranlaßt, sich persönlich um das Ergehen dort zu kümmern. So schuf meine Frau ein System, bei dem sie einigermaßen in dauernder Verbindung mit den notleidenden Menschen – vor allem den Frauen – und allen hilfsbereiten Menschen der Gemeinde blieb. Es hatte sich bald so eingebürgert, daß jede Frau, die von Not hörte, zu ihr kam und sie benachrichtigte, wo Eingreifen des Frauenvereins nötig war.

Nach dem Tode der alten Frau Opel wurde die Frau von Heinrich Opel, die schon immer Mitglied gewesen war, Vorsitzende, und ihre Tatkraft und hilfsbereite Energie nützte uns viel, wenn es auch den Gegensatz zwischen Pfarrhaus und Familie Opel, der in der sozialen Haltung begründet war, nie beseitigen konnte.

Der Frauenverein war auch eines der wesentlichen Mittel, eine konfessionelle Gehässigkeit zu vermeiden. Eine wachsende katholische Gemeinde wurde durch das Wachsen der Firma Opel in Rüsselsheim geschaffen. Die Gemeinde hatte sich ein Kirchlein gebaut und wuchs sehr durch den Zufluß aus den Gebieten um Mainz. Auch aus Bayern [231] kamen viele zugewandert. Unser Frauenverein in Rüsselsheim umfaßte die finanziell Leistungsfähigen. Die katholische Gemeinde bestand fast nur aus zugezogenen Arbeitern. Da schien es uns selbstverständlich, daß wir unsere Hilfsarbeit auf diese ausdehnten. Der katholische Pfarrer wußte, daß seine notleidenden Firmlinge von meiner Frau genauso berücksichtigt wurden wie die meinen, wenn er sie ihr nannte. Er wußte, daß Krankheitsfälle in seiner Gemeinde genauso betreut wurden wie die in der evangelischen Gemeinde. Das schuf ein Vertrauensverhältnis, das selbst durch die vielen Fälle nicht zerstört wurde, in denen ich Leute beerdigte, denen er die kirchliche Beerdigung verweigert hatte. Das waren meistens die Fälle von Mischehen. War der eine Teil evangelisch, die Kinder evangelisch, so mußte er die Absolution bei der Beichte verweigern und später auch die kirchliche Beerdigung. So habe ich in manchem Jahre mehr katholische Leute beerdigt als er. Ich habe das auch in Selbstmordfällen getan. Nur wer von dem seelischen Schicksal, das zu Selbstmord führt, gar keine Vorstellung hat, kann die Grundsätze der katholischen Kirche und vieler strengen protestantischen Pfarrer für richtig halten.

Ich habe nie begriffen, warum man den Selbstmord irgendwie anders behandelt als die Sünde des Menschen überhaupt. Immer liegt ihm Gesamtschuld – nicht die Schuld dieses einzelnen – zugrunde. Nie ist er die Sünde. Er kann Ergebnis von Sünden dieses Menschen, Sünden anderer und Ergebnis von Krankheiten sein, so daß von Sünde und Schuld dieses Menschen überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann. Wir haben ja langsam gelernt – viele haben es immer noch nicht gelernt –, das Seelenleben der Menschen in seiner Verschlingung zu sehen und nicht so einfach Schuld und Sünde festzustellen nach dem, was vor Augen liegt. Das sollte bei diesen Fällen ganz besonderer Tragik und seelischen Zusammenbruchs erst recht immer vor unsern Augen stehen. War dann der katholische Pfarrer manchmal erzürnt auf mich, so verzieh er wieder, wenn er in der Sorge für seine Armen den guten Willen zu konfessionellem Frieden erkannte.

Eine andere Arbeit, die mich sehr stark mit Menschen meiner Gemeinde in Verbindung brachte, war der Vorsitz in der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Rüsselsheim, in den ich bald gewählt wurde. Durch sie wurden jedes Jahr eine ganz große Zahl von Ein- und Zweifamilienhäusern gebaut. Das bedeutete große Arbeit an Verhandlungen mit den Baulustigen, den Handwerkern, Architekten usw., auch mit der Firma Opel, die zum guten Teil ihren Ar-

beitern Geld auf diese Häuser gab. Kommerzienrat – später Geheimrat – Wilhelm [232] Opel war Vorsitzender des Aufsichtsrates der Genossenschaft. Es war oft nicht leicht, die Interessen der Firma gegen die der Arbeiter abzugrenzen, überhaupt einzusehen, was auf beiden Seiten berechtigtes und was unberechtigtes Interesse war. Hier war für den Gelehrten ein großes Maß an Einarbeiten in sachlich nüchtern wirtschaftliches Denken zu leisten. Das ist mir aber sehr gut bekommen.

Auch von dieser Arbeit her schuf ich mir Vertrauen. Gerade von ihr her kam es, daß ich bald bei allen zwischen der Fabrik und ihren Arbeitern schwebenden Fragen und Kämpfen um Rat angegangen wurde und sie immer sehr intensiv mitzuerleben und oft auch vermittelnde Versuche zu machen hatte.

Ich erfuhr auch, daß gerade diese Arbeit sehr viel Bitterkeit weckt. Nicht immer wurde ich von der Arbeiterschaft verstanden, noch weniger von der Fabrik und ihren hohen Beamten und Inhabern. Mir aber schien es, daß ein Pfarrer einer Industriegemeinde sich dem nicht entziehen darf, für Recht und Gerechtigkeit nach beiden Seiten zu wirken, so gut er es kann und bei ernstem Bemühen versteht. So ergab sich mir der Zwang zu ernsthaftem volkswirtschaftlichem Nachdenken, Arbeiten und Suchen. Ich tat dies teils mit Hilfe von Büchern, teils durch sehr viel persönlichen Austausch mit Arbeitern, Gewerkschaftsführern, Fabrikanten usw.

So ist meine volkswirtschaftliche Erkenntnis wesentlich mehr vom Praktischen und Theoretischen her bedingt und geworden, als es bei vielen allzugelehrten Volkswirtschaftlern der Fall ist.

Später wohnte ich einmal einer großen Tagung des Vereins für Sozialpolitik bei. Neben mir saß ein junger Volkswirtschaftler, der mein Kopfschütteln sah und mich fragte: „Sie sind wohl nicht recht zufrieden mit unsern Aussprachen?“ – Ich antwortete ihm: „Nein! – Es scheint mir, daß alle diese Herren noch nicht erkannt haben, daß das alles, was sie hier als Zahlen vorbringen, auf der andern Seite Menschenschicksale sind!“ – „Da mögen Sie recht haben“, antwortete er. – Das aber ist das Wichtige, daß wir das Ökonomische in seiner Gesetzmäßigkeit so tief begreifen, daß wir es immer auch als Schicksal und geistiges Schicksal von Menschen und Familien begreifen und sehen. Erst von da aus kommen wir zu der Fähigkeit, das zu sehen, was geändert werden muß, damit der Mensch Mensch bleiben oder wieder werden kann.

Wie stark trotz allem die Vertrauensstellung geworden war, wurde mir an einem Punkte einmal deutlich gemacht: Es besuchte mich der Sekretär der Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, also der Organisationen der Arbeiterschaft, die der demokratischen Partei näherstanden, jedenfalls die Sozialdemokratie ablehnten. Er bat mich um meine [233] Mitwirkung bei der Gründung einer solchen Organisation in Rüsselsheim. Da er wußte, daß ich – trotzdem ich bei keiner Partei Mitglied war – innerlich unbedingt zu Naumann und der demokratischen Partei stand –, hoffte er sehr auf meine Hilfe. Ich sagte ihm zuerst: „Da wünschen Sie zuviel. Ich glaube nicht, daß ich irgendwie Einfluß auf die Arbeiterschaft habe.“ Da antwortete er: „Als Sie mich eben von der Bahn abholten, kamen die Arbeiter aus der Fabrik. Während wir durch ihre Reihen gingen, habe ich beobachtet, wie Sie gegrüßt wurden. Ein Pfarrer, der so freundlich von allen Arbeitern gegrüßt wird, hat Einfluß.“

So mußte ich ihm meinen tiefern Grund auseinandersetzen, warum ich eine solche Mithilfe ablehnte. Ich sagte ihm, daß es mir scheine, daß solche Organisationen vom Arbeiter unabhängig von außersachlichen Einflüssen geschaffen werden müßten. Ich würde mich sehr freuen, wenn eine solche Gewerkschaft in Rüsselsheim entstehe, würde es aber für ungesund halten, wenn sie entstehe nicht aus eigener Kraft, sondern weil der Pfarrer sich mit dafür einsetze. Er brachte eine kleine Gewerkschaft zustande, mit der ich auch auf freundschaftlichem Fuße stand.

Deutlich wurde die Vertrauensstellung in der Gemeinde auch am Erfolg des „Gemeindeblattes Rüsselsheim“. Das gründete ich im Verein mit einigen Nachbarpfarrern. Es hatte drei

Seiten Text für alle und eine Schlußseite für die einzelnen Gemeinden. Auf dieser Schlußseite wurden die für das kirchliche Leben wichtigen Ereignisse mitgeteilt und besprochen, vor allem Taufen, Trauungen, Beerdigungen mit einem passenden Wort und darüber hinaus anderes Lokales, was von der Kirche her zu beachten war (silberne und goldene Hochzeiten, Amtsjubiläen usw.). Ich hatte den allgemeinen Teil fast ganz allein zu bearbeiten. Die Nachbarpfarrer beschränkten sich meistens auf ihren lokalen Teil. Gut schien es mir, daß ich so die Möglichkeit hatte, mit meinen Gedanken über Rüsselsheim hinaus zu wirken. Arbeit aber schuf diese Redaktion genug, obwohl das Blatt nur einmal im Monat erschien. – Rasch aber führte es sich in jedem Hause ein, so daß es über die Kosten noch einen kleinen Gewinn für sonstige kirchliche Arbeit abwarf. Vor allem aber hatte ich hier eine Möglichkeit, monatlich einmal zu jedem Hause reden zu können.

In einer Gemeinde wie Rüsselsheim wirkten selbstverständlich auch kirchliche Gemeinschaften und Sekten. Sie fanden nicht viel Boden. Aber es waren immer einige Leute da, die dem zugänglich waren. Ich hielt es so, daß ich hinging, wenn von irgendeiner Sekte oder Gemeinschaft ein Vortrag oder eine Andacht zum ersten Male [234] angezeigt wurde. War Aussprache, so sagte ich einige Worte, in denen ich ausführte, daß ich mich freue, wenn christlich gesinnte Leute in meiner Gemeinde wirken wollten. Ich wisse ganz genau, daß ein Pfarrer nicht allen genügen könne, daß da Leute seien, die etwas anderes begehrten und nötig hätten. Sie sollten diesen dienen. Aber sie sollten das tun ohne Feindschaft, sondern in gleichem Verstehen für meine Arbeit. – Ich habe dadurch immer diese Leute entwaffnet. Sie kamen sehr oft mit großen Vorurteilen gegen mich als freigerichteten Pfarrer, mußten aber immer wieder erfahren, daß sie bei mir mit mehr Verstehen behandelt wurden als in den Gemeinden orthodoxer Pfarrer, die auf dem Standpunkte standen, daß der eine Pfarrer für alle genügen müsse und kein Gemeindeglied sich an jemand anders wenden dürfe. – Mir wurde mein Verhalten oft von Kollegen übelgenommen. Ich habe dadurch nie nötig gehabt, irgendwie einen Kampf in meiner Gemeinde gegen solche Leute zu führen.

Die Gemeinde wuchs, die Arbeit wuchs und gestaltete sich. Da ich ja auch dauernd über Rüsselsheim hinaus tätig war im Volksbildungsleben, in religiöser Vortragstätigkeit, in schriftstellerischer Arbeit, begann ich bei der Kirchenbehörde darauf zu drängen, daß mir ein Hilfsprediger zur Seite gestellt werde.

Ich wünschte mir um diese Zeit sehr eine Ergänzung durch eine weibliche Kraft, eine Theologin. Das Frauenstudium begann ja erst um diese Zeit eine wesentlichere Bedeutung zu bekommen. Aber gerade die Theologinnen wußten noch nicht, wo und wie sich eine Arbeit schaffen. Ich setzte mich mit Professor Rudolf Otto in Verbindung, der damals in Göttingen war und der sich sehr dafür interessierte, Theologinnen Arbeitsmöglichkeiten zu vermitteln.

Ich hatte einen Plan ausgearbeitet, der der Kirchenbehörde beweisen sollte, daß gerade eine Theologin das leisten könne, was neben meiner Arbeit nötig sei. Ich hatte einen Plan für die Aufbringung der Mittel entworfen, bei dem mit einem namhaften Zuschuß der Kirchenbehörde allerdings gerechnet war. Otto empfahl mir immer wieder eine Theologin. Jedesmal, wenn eine zur Verfügung war, lief ich von neuem Sturm bei der Kirchenbehörde. Es war umsonst. Man verzögerte und lehnte ab, und schließlich erklärte man: Da ja Hilfe nötig sei, werde man einen Hilfsgeistlichen für Rüsselsheim bestimmen und ihn ganz aus den Geldern der Kirchenbehörde zahlen. Aber von einer Theologin könne nicht mehr die Rede sein. So erhielt ich einen Hilfsgeistlichen, aber keine weibliche Hilfe. Unter diesen Hilfsgeistlichen waren einige sehr tüchtige, zwei aber auch, die mehr eine Last als eine Hilfe waren. Doch hatte ich mit einigen durch Jahre ein sehr schönes Zusammenarbeiten.

[235] Inzwischen waren für die vergrößerte Arbeit auch Räume geschaffen worden. Es gehörte zu den verwickelten kirchlichen Rechts- und Vermögensverhältnissen, daß die Last der Unterhaltung des alten Pfarrhauses dem hessischen Staate oblag. Dieser wollte sie ablösen.

Nach langen schweren Verhandlungen gelang es, diese Ablösung so zu bewerkstelligen, daß der Staat eine größere Summe zahlte, deren Zinsen nun zur Unterhaltung des Hauses dienen und zum Teil für einen später notwendigen Bau aufgespart werden sollten. Da beschloß der Kirchenvorstand, diese Summe zum Neubau eines Pfarrhauses zu benutzen und das alte Haus als eine Art Gemeindehaus zu verwenden. 1908/09 wurde das Haus gebaut, Herbst 1909 bezogen. Es war einfach, aber gesund und licht, mitten im Garten, dem alten Hause gegenüber, durch Hof und ein Stück Garten davon getrennt.

Der eine Sohn des Kirchendieners hatte im alten Pfarrerhaus eine Zweizimmerwohnung mit Küche, zwei Zimmer hatte der Hilfsgeistliche, zwei Zimmer wurden an eine Lehrerin vermietet, die uns sehr befreundet und froh war, uns so nahe zu wohnen. Die unteren Räume wurden so hergestellt, daß Jugendvereine darin zusammenkommen, Kirchenvorstandssitzungen gehalten werden konnten, der Frauenverein seine Arbeit darin leisten konnte, eben für alles Nötige Räume da waren.

Durch den Ausbau eines Schuppens, der im hinteren Teil des Pfarrhauses eingebaut gewesen war, konnte sogar ein kleines Sälchen hergestellt werden, in dem größere Veranstaltungen bis zu sechzig und achtzig Teilnehmern stattfinden konnten.

Es ist wohl klar, daß diese Bautätigkeit auch vom Pfarrer viel Arbeit beanspruchte. Er war es ja, der die Pläne begutachten und die Ausführung überwachen mußte. Was das bedeutet, kann man ahnen.

Vielleicht wissen wenige Leute, wieviel ein Pfarrer einer größeren Gemeinde an Verwaltungsarbeit zu leisten hat. Da ist neben der Kirchenbuchführung – die später ganz vom Hilfsgeistlichen zu leisten war – die Verwaltung des Gemeindevermögens. Das war in Rüsselsheim keine Kleinigkeit. Rüsselsheim gehörte zu den sogenannten reichen Gemeinden. Es hatte ein großes Pfarrgut und ein großes Gut und Vermögen als Kirchgemeinde. Der Ertrag des Pfarrgutes und Pfarrvermögens hatte in früheren Zeiten dem Pfarrer als Besoldung gedient. Damals war Rüsselsheim eine sehr begehrte Pfarrstelle gewesen. Nun erhielt der Pfarrer seine Besoldung von der Kirchenbehörde, und die Erträge des Gutes gingen in deren Kasse. Er hatte nur die Verwaltungsarbeit dafür zu leisten. Ein Acker, der große Pfarrgarten und die Holzlieferungen der Gemeinde waren ihm geblieben. Dafür wurde ihm etwas am Gehalt gekürzt.

[236] Da Rüsselsheim mächtig wuchs, wurden dauernd Äcker des Pfarr- oder Kirchengutes als Bauplätze begehrt. Es war also auch Verkauf zu bewerkstelligen. Man mußte wissen, was solch ein Acker wert war, mußte darum kämpfen, daß er nicht unter Wert verkauft wurde, daß aber auch die Kirche nicht mithalf, den Baulustigen die Preise zu sehr in die Höhe zu treiben. – Auch die Wertpapiere der Kirche mußten beobachtet werden, daß keine Verluste eintraten durch Unachtsamkeit. Zum Glück hatte ich hier den sehr erfahrenen und sehr redlichen Kirchenrechner, den Gemeindeeinnehmer Treber, zur Seite. Er half mir, mich einzuarbeiten, und blieb mir ein unentbehrlicher Berater, so wie seine Frau die Beraterin und Freundin meiner Frau in aller Frauenvereinsarbeit war.

Zwangsläufig war ich Vorsitzender des Schulvorstandes. Gewählt war ich zum Vorsitzenden des Kuratoriums der Höheren Bürgerschule, die man mit dem Wunsche, sie zu einer Realschule auszubauen, gegründet hatte. So war hier Gelegenheit zu reicher Arbeit. Freie Zeit gab es nicht viel. Meine Frau und ich mußten unermüdlich sein. Für sie kam ja ein wachsendes Hauswesen mit vielen Gästen dazu. Aber da wir zwei Menschen einmütig zusammenarbeiteten, ging alles so froh und gut von der Hand, daß wir mit einer immer glücklicher ausgebauten Arbeitsteilung sehr viel leisten konnten. Ich konnte sicher sein, daß während meiner Abwesenheit zu Vortragsreisen alles in Rüsselsheim in größter Sicherheit und Klarheit weiter verwaltet und besorgt wurde. Wer ins Pfarrhaus kam, fand Beratung und Aussprache, auch wenn ich nicht da war. Ja, viele suchten mehr den Rat und die Teilnahme der Pfarrfrau als des Pfarrers.

Wachsen und Gestalten der Arbeit über Rüsselsheim hinaus

Weit dehnte sich in diesen Jahren die Volksbildungsarbeit des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung. Überall im weiten Gebiet bildeten sich die Volksbildungsausschüsse, die für eine Gemeinde, sei es Stadt oder Dorf, die Arbeit organisierten. In Frankfurt bildete sich die große, weitausgedehnte und weitbekannte Organisation, an deren Spitze Dr. Epstein stand. Sein großes Organisationstalent schuf Bedeutendes und Vorbildliches. Sämtliche Städte arbeiteten nach diesem Muster. Georg Volk hatte seine Stellung als Lehrer aufgegeben und leitete hauptamtlich die Zentrale in Frankfurt im uralten städtischen Holzhaus mit seinen verwinkelten Ecken und Galerien, das man uns zur Verfügung gestellt hatte. Er reiste und schuf immer neue Ansatzpunkte in Stadt und Land.

[237] Für das Land hatten wir als Anknüpfungspunkt immer Tradition und Sitte und Heimat. Für die industriellen Gebiete wurden meine Vorträge über Weltanschauungsfragen ein immer mehr gesuchtes Gebiet. So waren es besonders die Städte des Gebietes, in denen ich zu sprechen hatte: Frankfurt, Offenbach, Darmstadt, Gießen, Worms, Höchst a. M., Wetzlar. Daneben traten mehr und mehr die kleineren Industrieorte wie Langen, Arheilgen, Isenburg u. a. Wenig geholt wurde ich in die ausgesprochenen Bauerngemeinden und die kleinen Städte, in denen Beamtenschaft und Mittelstand vorherrschten.

Meine Themen waren in den Volksbildungskreisen zunächst einmal die Frage: „Was ist Bildung?“ – Dann weltanschauliche und philosophische Gegenstände. Ich sprach über Kant, Fichte, Schelling, den deutschen Idealismus, Goethe, Schiller, Uhland, die deutsche Romantik. Auch veranstaltete ich in Verbindung mit Studenten aus dem akademischen Dürerbund Gießen literarische Abende, bei denen wir einen Dichter in Vortrag und Darbietung von Gedichten und Aufführungen vorstellten.

Auch über Fragen des sittlichen Lebens, Grundlegung der Ethik usw. sprach ich oft. – Meine ganze Arbeit zielte dahin, ein klareres Bewußtsein von Wesen und Wert geistigen Lebens und geistiger Werte zu schaffen. Immer stand dahinter die Überzeugung, daß dann in jedem auch die Frage des Religiösen erwachen müsse.

Wie oft habe ich wohl die beiden Bilder verwendet, in denen ich das Wesen wahrer Bildung deutlich zu machen suchte: Wir hatten zur Hochzeit eine Blumenvase geschenkt bekommen, anscheinend Bronze. Nahm man sie in die Hand, so fuhr man mit einem richtigen Schrecken in die Luft. Sie war viel leichter, als man sie einschätzte; sie war aus Ton und bronziert. – So stellen sich Leute in die Eingänge ihrer Häuser marmorne Säulen, die angemaltes Holz, Kalk oder gar Blech sind. Wer irgendwo das Unechte vom Echten unterscheiden kann, ist gebildet. Wer das Unechte genauso hoch schätzt wie das Echte, wenn es nur nach etwas aussieht, ist ungebildet. – Ich führte das dann für die verschiedenen Gebiete des Lebens aus und vor allem für Menschenkenntnis, Bekenntnis zu Überzeugung, zu Männern und Menschen, die im öffentlichen Leben führend sind. Gefühl für Echtheit ist Bildung.

„Eine alte Bauersfrau besucht ihren Sohn in der Stadt. Die Enkelin holt sie von der Bahn ab. Sie schämt sich etwas der altmodischen Erscheinung und ist sehr hochmütig, daß die Alte noch nie eine Elektrische gesehen hat und über alles in der Stadt so verwundert ist, das ihr doch so selbstverständlich erscheint. – Würde aber die Großmutter die Enkelin fragen, wie eine Elektrische eigentlich zum Fahren ge-[238]bracht wird, wie das alles in der Stadt zusammenhängt, die Enkelin würde ihr nicht über eins der glänzenden Dinge Auskunft geben können. Käme die Enkelin zur Großmutter aufs Land, so würde die ihr alles ganz genau erklären können, was da vor sich geht und warum es so vor sich geht, vom Viehfüttern und Ernten und Säen zum Brotbacken, zum Spinnen und Weben. – So trägt die Großmutter ein altmodisches Kleid, aber von gutem, solidem Stoff. Ihr würde grauen, etwas so Unsolides anzuziehen wie das, was die Enkelin als elegantes Kleid trägt.“

Wer ist der Gebildete? Wer wirklich Bescheid weiß in seinem Lebenskreis und über das, was er zu leisten hat. Unbildung wird heute weit verbreitet, weil man so viele Menschen in Leben und Betriebe und Arbeit stellt, ohne ihnen Möglichkeit, Anregung und Hilfe zu geben, die Dinge wirklich in ihrem Wesen und Arbeiten zu begreifen.

Sehr viel war ich schon für diese Vorträge auf Reisen und mußte viele absagen, für die die Zeit nicht mehr zu finden war. – Aber neben ihnen standen ja nun noch die andern, die im religiösen Leben. Hier stand ich zunächst im Kreise der Freunde der „Christlichen Welt“ und wurde von denen durch ganz Hessen hin gewünscht. Gießen, Darmstadt, Worms waren hier die Hauptplätze. Neben sie trat Frankfurt. Aber weiter und weiter dehnte sich der Kreis, besonders seit ich mit dem Kreise der Freunde der „Christlichen Freiheit“ in Rheinland-Westfalen und Thüringen durch Weinel und später Traub in Verbindung getreten war. Nun wurde ich nach Thüringen, Köln, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, Aachen, Braunschweig zu Vorträgen gerufen.

Außerdem wünschten mich viele Pfarrkonferenzen über den deutschen Idealismus, englische und deutsche Frömmigkeit und viele Gegenwartsfragen zu hören. Hier sprach ich über alle die Fragen, die im Laufe der Jahre für christliche Kreise zu verarbeiten waren: Christentum und Volkstum, englische und deutsche Frömmigkeit, Offenbarung und Entwicklung, Monismus, Haeckels „Welträtsel“, die Fragen der Ehe und des sexuellen Lebens, der Erziehung. Über alle diese Fragen habe ich in dieser Zeit auch in der „Christlichen Welt“ und der „Christlichen Freiheit“ geschrieben. Diese literarische Arbeit ging dauernd neben der Vortragstätigkeit her.

Von etwa 1910 ab kam dazu die Mitarbeit am „Kunstwart“. Mit Avenarius hatte ich ja schon lange in persönlicher Verbindung gestanden. Durch den akademischen Dürerbund war das alles erneuert worden. Ich war dann in die Dürerbund-Arbeit eingetreten und gehörte dessen erweitertem Vorstande an. Nun wurde auch die schriftstellerische Mitarbeit am Kunstwart begonnen.

[239] Meine wissenschaftliche Arbeit ging ebenfalls weiter. Aber ich fand doch nicht mehr die Kraft, sie zu größeren wissenschaftlichen Werken zu gestalten. Für mich beschäftigte ich mich dauernd und immer wieder mit Schleiermacher und Kant. Unter meinen Papieren liegen noch Stöße von unverarbeiteten Entwürfen. Es entstand nur noch die Schelling-Ausgabe für Eugen Diederichs: „Fr. Wilhelm Schelling – Schöpferisches Handeln – in „Erzieher zu deutscher Bildung“ – Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1907“.

Bei J. C. B. Mohr, Tübingen, erschienen im Laufe der Zeit noch einige Hefte der religionsgeschichtlichen Volksbücher und Vorträge von mir: Monismus – Ewigkeitsglaube – Offenbarung und Entwicklung.

Liegt aber in dem allem nicht eine starke Nervosität? – War das nicht zuviel auf einmal angefangen? – „Nervös“ im eigentlichen Sinne bin ich nie gewesen. Ich hatte immer eine rasche und gesunde Arbeitskraft und Urteilsweise.

Ich war in der Lage eines Menschen, der ein Ziel sieht, ein gewaltiges – und doch rasch zu erreichendes Ziel. Ich sah, wie auf der einen Seite Kirche und geistiges Leben immer weiter auseinanderrückten, wie die Kluft immer hoffnungsloser wurde, die Arbeiterschaft und gebildete Welt von der Kirche trennte.

Ich sah aber auch, wie die inneren Kräfte der geistigen Welt in allen Schichten unseres Volkes mehr und mehr zerrieben wurden. Die Massen erlagen dem Druck eines sie zerstörenden Arbeitssystems, die Führenden erlagen der Verantwortungslosigkeit, mit der sie glaubten, „Führende“ sein zu können, ohne ein Gewissen für das geistige Ergebnis ihrer Führung zu haben. Es wurde mir deutlicher und deutlicher, wie dies Verhängnis fortschritt und wie kein

Stand davon ausgenommen war, auch Kirche und Pfarrstand nicht. Ihre Schuld an dem Zerstörungsprozeß wurde mir immer deutlicher, je länger ich arbeitete. Daß es mir nicht gelang, die Kirche und ihre Führer zur entscheidenden Mitverantwortung aufzurufen, war wohl die stärkste Ursache der leidenschaftlichen Unruhe, die mich erfüllte.

Wenn ich heute zurückschaue, so bereue ich sie nicht. Sie mußte dasein. Ich wundere mich, daß ich unbewußt so davon erfüllt war. Tatsächlich hatte ja auch ich keine Vorstellung davon, wie kurz die Zeit war, die uns noch blieb, um den Zerstörungsprozeß aufzuhalten oder neue Kräfte zu schaffen, der Umwälzung gestaltend zu begegnen, die bevorstand.

Die Ablehnung durch die Kirche und die öffentlichen Machthaber bekam ich in den mancherlei Kämpfen und Benachteiligungen zu fühlen, durch die ich gehen mußte.

[240] Fast schmerzlicher noch war die stille Ablehnung durch den großen Kreis der nächsten Freunde und Mitarbeiter. Im Kreise der Freunde der „Christlichen Welt“ war wohl Rade der immer aufmerksame, verständnisvoll beobachtende und fördernde Freund. Einige des Kreises traten zu mir in die große Arbeit, religiöses und kulturelles Leben zu fördern als zwei Zweige desselben Baumes. Die meisten standen nur in kirchlich-religiöser Arbeit und etwa noch in der Kirchenpolitik und lehnten unser darüber hinausgehendes Wirken ab. Es war nicht möglich, diesen Kreis weiter auszudehnen. Er blieb ein Kreis von Theologen und gebildeten, religiös interessierten Menschen. Ich erinnere mich deutlich der Enttäuschung, die ich nach einem Vortrag im Frankfurter Kreis erlebte. Ich sah ganz plötzlich, daß es unmöglich sein werde, diesen Kreis mit einzusetzen für das Wecken der Arbeitermassen zum geistigen Leben und dadurch auch zur religiösen Tiefe.

Noch deutlicher wurde es mir bei einer Tagung der Freunde der „Christlichen Welt“, die im Anschluß an den „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ in Straßburg stattfand. In der Aussprache schilderte ich meine Arbeit und ihre Gedanken und merkte, wie rasch man dabei müde wurde. Es folgte mir Troeltsch als Redner, der mit etwas rascher Lässigkeit meine Ausführungen wegwischte und dann die gespannte Aufmerksamkeit der Versammlung fand, als er schilderte, wie Gelehrte, Professoren, Forscher verschiedenster naturwissenschaftlicher und geistiger Arbeitsgebiete zu religiöser Interessiertheit erwachten.

Gerade weil ich so schmerzlich erlebte, wie man auch in diesem Kreise von der einseitigen Überschätzung dieser Männer und ihrer Bedeutung für das gesamte geistige Leben erfüllt war, mußte ich um so mehr wirken, reden, kämpfen, das zur Erkenntnis zu bringen, was mir entscheidend geworden war: daß es nur dann eine Kultur geben könne, wenn die Volksmassen zu selbständig schaffendem, verantwortungsbewußtem Anteil geweckt würden – daß es nur eine Volksfrömmigkeit geben könne, wenn die Frömmigkeit Trägerin, Weckerin zu solcher Verantwortung bei allen sei.

Ich blieb deshalb noch dauernd eng mit dem Kreis der Freunde der „Christlichen Welt“ und des „Evangelisch-Sozialen Kongresses“ verbunden. Er war der einzige Kreis, in dem wenigstens eine Ahnung dessen lebte, was mich bewegte. Aber etwas wie ein Außenseiter war ich doch auch immer wieder, von den einen als ein unbequem Radikaler empfunden, von den andern als ein idealisierender Tor, der die Bewegung in noch größere Schwierigkeiten verstricken wolle, als ihr so schon aus ihrer Lage in der Kirche erwuchsen. – Man sah nicht, [241] daß diese schwierige Lage nur geändert werden konnte, wenn diese Bewegung sich nicht mehr auf den kleinen Kreis der Intellektuellen beschränkte, sondern sich für die kirchliche Neugestaltung Hilfstruppen schuf durch ein Erwecken der Arbeitermassen zur Verantwortung fürs kirchliche Leben. Da sie dazu nicht zu bewegen und wir andern zu wenig Menschen waren, um der ungeheuren Widerstände Herr zu werden, mußte die kirchliche Freiheitsbewegung scheitern.

Wenige Tagungen der Freunde der „Christlichen Welt“ in Eisenach, Goslar usw. habe ich in diesen Jahren versäumt. Auch die Tagungen des „Evangelisch-Sozialen Kongresses“ besuchte ich möglichst immer, wenn es Zeit und Mittel erlaubten. War bei den Freunden der „Christlichen Welt“ das Ehepaar Rade der zentrale Anziehungspunkt und neben ihnen doch recht viele Freunde, mit denen man die Verbindung immer wieder suchte, so war es beim „Evangelisch-Sozialen Kongreß“ die Berührung mit Männern wie Harnack, der nun sein Vorsitzender war, Naumann und Baumgarten.

Unvergeßlich sind mir die Erinnerungen an zwei Kongresse, den in Straßburg und den in Essen.

In Straßburg (wohl 1907) war meine Frau mit mir zusammen. Wir konnten einige Tage bleiben, und der Historiker von Straßburg, ein Vetter meiner Frau, Emil v. Borries, führte uns durch die Stadt, zeigte uns ihre wundersame alte Schönheit und ebenso das Münster.

Auf diesem Hintergrund erlebten wir den Kongreß. Da war die Eröffnungsrede Adolf Wagners, des greisen, konservativen Volkswirtschaftlers. In seiner Haltung war er Staatssozialist. Er sprach davon, daß er, der aus Dorpat stamme, in seiner Jugend es eher für möglich gehalten habe, daß Dorpat wieder deutsch werde, als daß Straßburg es werde. Nun erlebe er diese Verwirklichung. Das andere war damals uns allen erst recht undenkbar. Wie wenig ahnten wir vom Heranschreiten schwerster Schicksale.

Und dann muß ich an die wunderbare Rede Naumanns denken, wie er, der große, schwere Mann, auf den neben ihm sitzenden kleinen Maler Hans Thoma hinabredete und uns so ganz klar und bildhaft dessen Größe schauen ließ.

Und schließlich gehört zum Unvergeßlichen die Antwort Harnacks auf eine ihn feiernde Rede, in der er sagte: „Ich habe mein ganzes Leben lang nicht größer von mir gedacht, als daß ich eine sehr lichtempfindliche Platte bin.“ Daß lichtempfindliche Platten ihre große Bedeutung für uns alle haben, ließ er uns dabei ahnen.

Der Kongreß in Essen fand statt, als unter der Führung des Großindustriellen Kirdorf die Schwerindustrie sich zu ihren mächti-[242]gen Wirtschaftsorganisationen zusammenfaßte, um sowohl der wachsenden Konkurrenz als der wachsenden Macht der Arbeiterbewegung zu begegnen. Da schilderte Naumann die innere Notwendigkeit dieser beiden Bewegungen, indem er sie mit den Chören eines Chorwerkes verglich.

Da habe sich mitten in der scheinbaren Harmonie des Gesellschaftslebens auf einmal der vielstimmige Chor der Arbeiterbewegung erhoben mit ihrem Sang: „Es ist ein furchtbares Durcheinander in der Welt. Die Gesellschaft muß geordnet werden. Wir müssen uns zusammenschließen, um das zu tun!“ –

Nachdem dieser Chor lange genug sein Lied gesungen habe, erhebe sich nun plötzlich am andern Ende ein urmächtiger Baß und dröhne dasselbe Lied: „Es ist ein furchtbares Durcheinander in der Welt. Die Gesellschaft muß geordnet werden. Wir müssen uns zusammenschließen, das zu tun.“ –

Man muß sich in die geistige Lage jener Zeit zurückversetzen, in der ein Großindustrieller wie Kirdorf ein Mensch unter ganz anderen Gesetzen war als die Arbeitermassen, um die Kühnheit zu begreifen, die für uns in dieser Gegenüberstellung lag. Rücksichtslos wurde Kirdorf unter dasselbe Gesetz der Wirtschaft gestellt und seine Bedingtheit von da her gezeigt, unter dem man die Arbeiterbewegung sah. Gerade darin, daß Naumann dies so erleben ließ, so wundervoll anschaulich machte, lag seine große Gewalt, Menschen zum klaren Denken über diese Dinge zu bringen und sie von den Schleiern gesellschaftlicher Vorurteile zu befreien, die das hemmten.

Immer waren die Tagungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses ein starker Ruf an die Öffentlichkeit und an die Kirche. Sie wurden gehört. Aber sie wurden nicht so stark gehört, wie es nötig gewesen wäre. Es gelang auch ihnen nicht, das Schicksal Deutschlands zu wenden. Vielleicht auch deshalb nicht, weil sie die Not nicht tief genug sahen und nicht rücksichtslos genug die Gegenrufe erschallen ließen.

Vom Religiösen her sah ich zum ersten Male, daß da etwas nicht ganz durchgreifend sein könne, als Naumanns Briefe über Religion und Wirtschaftsleben erschienen. Auch dieses Buch ist groß in seinem rücksichtslosen Durchkämpfen der Fragen, die in Wirtschaft und Politik dem darin arbeitenden Menschen gestellt sind. Naumann zeigt ganz deutlich, daß alle bisherigen Versuche, diesen Fragen vom Christlichen her zu Leibe zu gehen, gescheitert sind. Er zieht sich nicht auf den bequemen Standpunkt zurück, daß also dann der Christ hier nichts zu suchen habe. Er hält unbedingt daran fest, daß der Christ seine Verantwortung für das Schicksal seines Volkes und seiner von [243] der Industrie zerbrochenen Massen auf sich nehmen muß. Nimmt er diese Verantwortung auf sich, so wird er als Staatsmann und Politiker, als Kaufmann und Industrieller vor Probleme gestellt, zu deren Lösung die einfache christliche Liebe nicht ausreicht und keine genügende Führung gibt. Die Probleme des Zwanges zum Erwerb und des Kampfes um die Macht in Wirtschaft und Politik stehen da an erster Stelle. Wer auf diesen Gebieten arbeitet, muß erwerben, muß Macht erringen und Macht üben, sonst tut er nicht seine Pflicht und kann keine Aufgabe lösen. So kommt Naumann zu dem Schlusse, daß der Staatsmann und der Wirtschaftler zwar nie aufhören dürfen Christen zu sein. Durch ihr Christsein werden die innern Kräfte der Verantwortung und Liebe geschaffen, ohne die sie nie erkennen und verstehen werden, was entscheidende große Ziele sind. Aber in ihrem momentanen Handeln und Entscheiden dürfen sie nicht als Christen und Jünger Jesu handeln, sondern müssen sie sich von den sachlichen Notwendigkeiten leiten lassen, die in diesem Augenblick beherrschend sind.

Mir war immer klar, daß da Naumann unrecht habe. – Eine Auseinandersetzung mit der sachlichen Wahrhaftigkeit und Gewalt seiner Lebenserfahrung war mir damals nicht möglich. Das mußte im Leben errungen sein, wie bei ihm.

Ähnlich erging es mir mit Troeltsch. Es war auf einer Tagung der Freunde der „Christlichen Welt“ in Heidelberg, auf der mir sein Relativismus zum erstenmal sichtbar wurde. Ich trat ihm leidenschaftlich entgegen und sagte, daß dann unsere orthodoxen Väter recht hätten – mehr recht hätten als wir –, denen es ganz deutlich gewesen sei, daß hinter der Botschaft des Christentums ein Ruf des Ewigen stehe und die Menschheit zu ihrem Ziele rufe. Troeltsch wußte sehr gut und tief deutlich zu machen, daß man damit zur dogmatischen Enge zurückkehre. Mir aber war ein anderes großes Problem gestellt – das mich allmählich zum Quäkertum führte –, wie man das vereinen könne, daß Gott zur ganzen Menschheit rede, sie alle zu seinem Werke gestalte und doch in der Botschaft Jesu die entscheidende Wahrheit gegeben sei.

Es gehörte lange Lebenserfahrung und ein Weg zurück zur köstlichen Einfachheit dazu, bis diese Frage ihre Antwort fand. Damals mußte Troeltsch als der Stärkere erscheinen. Es war innere Notwendigkeit, daß er die Entwicklung der Theologie so stark beherrschte. Nur sollen die nicht glauben, seiner Herr geworden zu sein, die hinter seine Fragestellung zurückgehen. Die Welt der werdenden Menschheitsgestaltung wird nicht von einer Frömmigkeit her erfaßt, die letzte Wahrheit und Autorität mit menschlichen Formulierungen [244] dieser Wahrheit und menschlichen Gedanken und zeitbedingten Vorstellungen von ihr in einem sieht. Karl Barth schiebt Troeltsch beiseite. Das ist keine Lösung der Frage.

Kämpfe – Kirchenpolitik – Politik

Im Jahre 1909 fand eine Reichstagswahl statt. Mein Freund Adolf Korell, Pfarrer in Königstädten, war von der freisinnigen Partei als Kandidat für den Wahlkreis Darmstadt-Groß-

Gerau aufgestellt. Er war mit Naumann zur Freisinnigen Partei übergetreten nach der Auflösung des National-Sozialen Vereins. Ich hielt es für richtig, bei aller Teilnahme für diese Bewegung in meiner religiösen und volksbildnerischen Arbeit zu bleiben und diese nicht durch Politik zu belasten. Adolf Korell war ein so glänzender Redner, fast kam er an Naumann heran – vielleicht übertraf er ihn an Fähigkeit, zum einfachen Menschen zu reden, während er an schöpferischer Originalität hinter ihm zurückblieb. Solch ein Kandidat mußte sofort weithin beachtet werden.

Obwohl er nicht gewählt wurde, erregte seine Kandidatur und seine Redetätigkeit ungeheures Aufsehen. Er gehörte ja auch von da ab zu den führenden Männern der Freisinnigen – später Demokratischen Partei.

Der erste Wahlgang blieb unentschieden. Die Freisinnige Partei gab für den zweiten Wahlgang die Parole für den sozialdemokratischen Kandidaten aus und zog ihren Kandidaten zurück. Das ging nun eigentlich Korell nichts an, denn es war eine Entscheidung des Wahlvorstandes der Partei. Aber er erhielt vom Oberkonsistorium in Darmstadt einen scharfen Verweis. Als Pfarrer hätte er es verhindern müssen, daß die Partei, die ihn als Kandidaten aufgestellt habe, nun die Parole für einen Sozialdemokraten ausgebe, der doch ein Gegner des Christentums sei.

Über diese Tatsache schrieb ich einen sehr scharfen Artikel für die „Christliche Welt“ unter der Überschrift: „Das kirchliche Interesse am Darmstädter Zwischenfall“. – Ich wollte mich ausdrücklich auf das Kirchliche beschränken und das Politische außer acht lassen. Mir kam es darauf an, daß die Kirche hier offen gegen eine politische Partei Stellung genommen hatte, daß sie diese antichristlicher Haltung beschuldigte und damit andere für christlich erklärte. Ich zeigte, welch eine von Vorurteilen diktierte Parteinahme schon darin lag, daß man die Sozialdemokratie für unchristlicher erklärte als eine andere Partei – oder eine der anderen Parteien für christlicher als [245] sie. Vor allem aber ging es mir darum, daß das von der Arbeiterschaft als eine wirtschaftliche und politische Kriegserklärung aufgefaßt werden müsse, die sie noch mehr von der Kirche trenne, als es schon der Fall war. Man sieht, ich kämpfte in diesem Artikel für die Grundlagen meiner ganzen Arbeit in Rüsselsheim und darüber hinaus. Sie war ja ganz und gar der Überwindung dieses Mißtrauens gewidmet. Nichts konnte gerade mich schwerer treffen als solch ein Vorgehen der Kirchenbehörde.

Aufgefaßt wurde der Artikel weithin – besonders von den politisch Andersdenkenden – als politische Parteinahme. Das sollte ich dauernd zu spüren bekommen. Aber gemeint war er als ein Ruf an die Kirche, ihre eigene Aufgabe nicht zu vergessen über der Parteinahme ihrer führenden Kreise für die führenden Schichten in Staat und Gesellschaft. Der Artikel war leidenschaftlich geschrieben und wirkte deshalb so, daß eine leidenschaftliche Auseinandersetzung über diese Frage sich in ganz Deutschland erhob. Vor allem aber wurden das Großherzogtum Hessen und seine Kirche von einem schweren monatelangen Kampf erschüttert. Das Ende dieses Kampfes war, daß der Präsident des Darmstädter Oberkonsistoriums, der jene Rüge unterzeichnet hatte, sein Amt niederlegte. Das war insofern ein Sieg, als ja damit eingestanden war, daß man die Grenzen des der Kirche Möglichen überschritten hatte. Es war aber insofern kein Sieg, als der Nachfolger des abgehenden Herrn ein jüngerer Herr von nicht sehr verschiedener Einstellung war. – Es war auch insofern kein Sieg, als ich von da ab für alle kirchlich wirklich einflußreichen Männer und Kreise als ein Mann gekennzeichnet war, dessen Radikalität man fürchten und eindämmen müsse.

Es zeigte sich, daß solche momentanen Verstöße wohl im Augenblick gegen deutliches Unrecht und deutliche Fehler etwas bedeuten können, daß sie aber an der tatsächlichen Lage nichts ändern. Diese Lage wird bestimmt durch die tatsächliche Macht der in der Kirche arbeitenden Gruppen. So stark nun in Hessen die Gruppe der kritischen Theologen unter den

Pfarrern war und unter ihnen die Gruppe derer, die von Naumann das Verstehen der sozialen Aufgaben gelernt hatten, so wenig bedeutete sie noch für die Leitung der Kirche. Es stand keine Macht in den Gemeinden und kirchlichen Körperschaften hinter ihr.

Die Erkenntnis dieser Tatsache wirkte dahin, daß sich ein verhältnismäßig großer Kreis von Pfarrern und Nichttheologen aus den Gemeinden zusammenschloß, um Einfluß auf das kirchliche Leben, die Gemeinden, die kirchlichen Körperschaften zu gewinnen und eine [246] Arbeit der Kirche durchzusetzen, die den Gesichtspunkten des modernen Lebens Rechnung trug.

Es waren im wesentlichen die Pfarrer, die in der sogenannten „Frankfurter Konferenz“ zusammengeschlossen waren, die nun diese neue freie kirchenpolitische Gruppe bildeten. Sie stand unter der Führung Guyots, der trotz seines leidenden Zustandes noch einmal hervortrat und diese Sache unterstützte, in der er bei seinem persönlichen Ansehen und seiner weisheitsvollen Erfahrung kaum zu entbehren war.

Selbstverständlich vollzog sich diese kirchenpolitische Bildung nicht ohne Auseinandersetzungen im eigenen Kreise. Es waren nicht wenige unter den älteren Pfarrern, denen mein Artikel viel zu heftig gewesen war und die mit den leidenschaftlichen Forderungen und weitgesteckten Zielen der Jüngeren durchaus nicht einverstanden waren. Ich habe das im Laufe der vielen Kämpfe immer wieder erlebt, daß auch Leute, die einsahen, daß an irgendeinem Punkte ein Kampf nötig und segensvoll gewesen war, es nicht verstanden, daß man energisch reden muß, wenn man einen Kampf um eine Sache entfesseln will. Immer wieder wurde mir dann gesagt: Ja, natürlich mußte zu dieser Sache gesprochen werden, aber dies Wort und jenes Wort, das hätten Sie milder und vorsichtiger fassen sollen. So war es auch diesmal. Ich habe mich allmählich gewöhnt, auf solche Kritik hin zu antworten: „Warum schreiben die Leute, die ganz genau wissen, wie man solche Artikel schreiben soll, sie nicht selbst? Warum überlassen sie es immer denen, die das nicht wissen, und kommen dann nachher und kritisieren?“ – Wie gern hätte ich diese Rolle andern abgetreten, wenn sie nur immer zu den Schäden geredet hätten, zu denen um der Kirche willen geredet werden mußte. Wie Guyot selbst stand, zeigt ein Wort von ihm, mit dem er die für die neue Bewegung gewann, denen wir zu radikal waren: Man müsse eine solche kirchenpolitische Vereinigung haben, damit die Notwendigkeit und Möglichkeit solcher Husarenritte, wie mein Artikel gewesen sei, nicht mehr bestünde. – Das war richtig und klug gedacht.

Wir fanden uns deshalb auch nicht ganz leicht zusammen. Unser Briefwechsel wurde einmal so heftig, daß mir Guyot entrüstet schrieb, er verbäte sich alle weiteren Briefe von mir. – Da fuhr ich zu ihm nach Heppenheim und sagte ihm: „Wenn ich nicht mehr schreiben darf, muß ich mündlich mit Ihnen verhandeln.“ – Bei diesem Zusammensein wurde zwischen uns ein Verstehen geschaffen, das bis zu seinem Tode in einem ganz engen vertrauensvollen Zusammenwirken ungetrübt blieb. Das bedeutete, daß wir von der radikalen Grup-[247]pe in engstem Zusammenarbeiten mit allen andern standen und blieben.

Nicht alle von der „Frankfurter Konferenz“ schlossen sich unserer kirchenpolitischen Gruppe an. Einige gingen hinüber zu der sich gleichzeitig zu einer kirchenpolitischen Gruppe ausgestaltenden „Grünberger Konferenz“, um die sich die vermittelnde Richtung sammelte. Zu ihr stieß mein alter Freund Wilhelm Diehl. Er wurde im Laufe der Jahre mehr und mehr der eigentliche geistige Führer der Mittelpartei, während ich immer stärker auf der Linken hervortrat. Es hat das nie unser persönliches Freundschaftsverhältnis zerstört. Doch lockerten sich die Beziehungen zwischen uns, weil die Gelegenheiten, sich zu treffen und zusammenzuwirken, seltener, die Augenblicke aber, in denen wir gegeneinanderstanden, häufiger wurden. Er wurde durch seine Leidenschaft für historische Forschung immer mehr auf die Seite des konservativen Empfindens gezogen. Bei aller Achtung vor der inneren Notwendigkeit seiner Entwicklung konnte ich doch sein Einschätzen der Vergangenheit nur als eine Überschätzung

von deren Kräften und eine Täuschung über die Notwendigkeit der Gegenwartsentwicklung und ihrer treibenden Kräfte empfinden.

Guyot hatte schon seit langem gesehen, daß ein großer Teil der Macht der kirchlich-traditionellen Kreise auf der christlichen Liebestätigkeit ruhte. Diese war ja von Männern der Erweckungsbewegung geschaffen worden und wurde von diesen Bewegungen weiter getragen. Dabei hatte Guyot als Pfarrer verschiedener Gemeinden die Hemmungen erfahren, die die Organisation der Diakonissenhäuser dieser großen, segensvollen Arbeit doch wieder bereitete.

Nun hatte Zimmer den Zehlendorfer Diakonieverein gegründet. Dieser bildete Schwestern aus, die als selbständig arbeitende Persönlichkeiten in eigenem Vertrag mit den Gemeinden standen, eigene Altersversorgung hatten und so den Gemeinden eine Kraft bedeuteten, bei deren Verwendung sie nicht dauernd von einem fremden Diakonissenhaus abhängig waren, auch den Schwestern eine Stellung schufen, wie sie dem erwachenden Selbständigkeitsbedürfnis der Frauenwelt entsprach. Guyot vermißte bei dieser Gründung die bewußte Einstellung auf kirchliche Arbeit und kirchliche Organisation. So schuf er den Darmstädter Diakonieverein, eine Gründung aus den Kreisen der hessischen Landeskirche, dem die Zielsetzung gegeben wurde, für Gemeinden dieser Landeskirche Schwestern auszubilden, die mit guter sachlicher und theoretischer Vorbildung und religiöser Gründung und Haltung als selbständige Angestellte den Gemeinden dienen könnten. Dem Diakonieverein war ein unerwartet großer Er-[248]folg beschieden. Bald war er unentbehrlich im kirchlichen Leben. Auch die Gemeinde Rüsselsheim erfuhr seinen Segen, als sie nach verschiedenen Proben, die unglücklich ausfielen, mit Schwestern des Diakonievereins zu arbeiten begann. Nun endlich wurde eine Arbeit geleistet, mit der die Kranken der Gemeinde wirklich zufrieden waren, und mir als Pfarrer war eine sehr wertvolle Hilfe gegeben.

An die Spitze des ausbildenden Seminars des Diakonievereins trat Oberin Helene v. Dungern. Sie war durch ihre Bildung und ernste Persönlichkeit die geeignete Kraft. Ich wurde gebeten, den Schwestern Unterricht über ethische und soziale Lebensfragen und Aufgaben zu geben und hatte durch Jahre hindurch jede Woche einen Nachmittag nach Darmstadt zu fahren, um das zu leisten. Es war eine große Freude darin, denn ich hatte in den Schwestern aufmerksame, begeisterte Schülerinnen. Uns lag es sehr am Herzen, unsere Schwestern innerlich zu solch klarem Schauen und Urteilen zu erziehen, daß sie imstande waren, in Gemeinden zu wirken, ohne der Gängelung durch ein bevormundendes Diakonissenhaus zu bedürfen. Daß dies bei der schweren und verantwortungsvollen Aufgabe einer Kranken- und Gemeindeschwester nur möglich sei, wenn eine ganz gründliche Ausbildung und ein gründliches selbständiges Nachdenken über die Fragen des Lebens erreicht worden war, war uns deutlich. Wir mußten hier um so sorgfältiger vorgehen, als ja jeder Mißerfolg den vielen Gegnern dieser neuen Sache sehr willkommene Ursache zu schärfster Kritik geboten hätte.

Für die eigentlichen organisatorischen Arbeiten der Kirchenpolitik kam ich um diese Zeit nicht in Betracht. Auch die Arbeit in der hessischen kirchlichen Synode wurde von anderen getan. Ich war nur einer der Redner, die man überallhin kommen ließ, um die Aufgaben und Bedeutung dieser Arbeit weiteren Kreisen deutlich zu machen. So gibt es wohl wenige hessische Städte, in denen ich nicht über irgendein kirchliches oder religiöses Thema gesprochen habe. Ebenso redete ich viel in Pfarrer- und Lehrerkonferenzen verschiedenster Gegenden. Meine Arbeit als Redner in der Volksbildungsbewegung ging daneben durchaus weiter. Es ergab sich sogar eine glückliche Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Arbeiten. Ich weckte in den Kreisen der Volksbildungsbewegung Interesse für religiöse Fragen und umgekehrt in religiösen Kreisen Interesse für die Volksbildungsbewegung.

Gerade durch die Volksbildungsarbeit entstand meine Freundschaft mit Dr. R. Strecker, damals Lehrer an einer höheren Schule in Nauheim. Wegen einer Kritik an der katholischen

Kirche im Unterricht wurde er vom hessischen Ministerium für Schulen gemaßregelt. Ich [249] trat für ihn in einigen Artikeln sehr energisch ein, indem ich darlegte, daß man eine objektive Beurteilung kirchlicher Dinge im Unterricht nicht tadeln dürfe, auch wenn sie einer Kirche im Augenblick unangenehm ist. Wahrheit wird auf die Dauer auch dem zum Segen, den sie zunächst verletzt.

Mit Strecker arbeitete ich durch lange Jahre eng zusammen. Unsere Verbindung wurde noch enger durch das beiderseitige Eintreten für die Überwindung der Alkoholnot unseres Volkes, die uns beide ins Lager der völlig Abstinenten führte. Hier hat Strecker ja eine sehr tiefgehende und große Wirksamkeit entfaltet.

Um diese Zeit verfaßte er ein Schriftchen, das Menschen wecken sollte zur Mitarbeit an der freieren Gestaltung der Kirche. Sein Titel war: „Gott und die Kirche“. – Es sollte zeigen, daß die Kirche nicht die Verbindung mit Gott ist, und dadurch die, die der Kirche ablehnend gegenüberstanden, für das Suchen nach Gott wecken, dann aber doch die Bedeutung der Kirche wieder deutlich machen. An dies Schriftchen knüpft sich eine humoristische Geschichte, die zeigt, wie völlig unvorstellbar einem rechtsstehenden Theologen die Gedankenwelt eines Menschen wie ich war. Ich hatte dieses Schriftchen in einer Zeitschrift besprochen unter der Überschrift: „Strecker, Gott und die Kirche“. Eigentlich hätte nach Strecker ein Doppelpunkt gehört. So aber sagte ein orthodoxer Pfarrer in seinem Kreise: „Das mit dem Fuchs wird allmählich völlig unerträglich. Nun stellt er diesen Strecker schon mit Gott und Kirche auf gleiche Ebene. Hier lest: ‚Strecker, Gott und die Kirche“! – Daß Leute, die einem Manne solche Möglichkeiten zutrauten, dessen Absetzung als Pfarrer forderten, war ja wohl verständlich. In dem Lachen über solche Vorstellungen lag deshalb immer auch ein großer Ernst: Was soll aus einer Kirche werden, deren Vertreter wagen, aus solcher Unkenntnis heraus den andern zu verurteilen. Ich werde noch manchmal von ähnlichem zu berichten haben. Daß unsereiner nicht an Gott sondern nur an die Natur glaube und den Ewigkeitsglauben ablehne, wurde immer und immer wieder erzählt, obwohl jede Predigt und jeder Vortrag die Gegner hätte überzeugen können, daß es so nicht war. Aber wer konnte einen Menschen verstehen, der jederzeit bereit war, auf Zweifel um diese Dinge einzugehen, deren Recht zuzugestehen, der den Leuten sagte: „Glaubt ehrlich nicht an Gott, wenn ihr nicht an ihn glauben *müßt*. Nur wen Gott selbst ergriffen hat, daß er an ihn glauben *muß*, weiß, was Glaube ist“. – Wer konnte verstehen aus einem traditionellen „Glauben“ heraus, daß hinter solchen Äußerungen erst das wirkliche Erkennen dessen, was Glaube ist, stand und steht. Man fühlte die traditionelle Haltung angegriffen, und so nannte [250] man den, der den Angriff führte, „ungläubig“. Einmal nach einem Vortrag kam eine der Frauen auf mich zu und sagte: „Ich muß Ihnen die Hand geben und um Verzeihung bitten. Ich habe soviel Böses von Ihnen gehört und auch geglaubt. Nun sehe ich, daß Sie ein ganz anderer Mann sind, als ich dachte.“ – Wenn nur alle so beeinflußten Menschen imstande gewesen wären, wirklich zu hören, was man sagte! Aber man erlebte mündliche – und auch in Zeitungen und selbst kirchlichen Blättern schriftliche – Berichte über eine Predigt oder einen Vortrag, in denen Dinge behauptet wurden, die man nie und nimmer gesagt hatte. So wurde man allmählich von der gegnerischen Berichterstattung zu einem Schreckgespenst erster Ordnung im kirchlichen Leben aufgeputzt. Das hatte bei mir die Wirkung, mich immer unabhängiger von der Meinung und dem Urteil anderer Leute zu machen, was ja auch sein Gutes hat. Aber diese Schule war für mich und meine Frau nicht ganz leicht.

Um diese Zeit wurde ich zum ersten Male in meinem Leben aufgefordert, mich in den politischen Kampf zu stellen. Die demokratische Partei des Wahlkreises Wetzlar forderte mich auf, ihr Kandidat für den Reichstagswahlkampf zu werden. Ich hatte dort öfter gesprochen, und man versprach sich von meiner Kandidatur einen großen Erfolg. Man sagte mir, ich müsse es annehmen, denn wahrscheinlich hänge es von meiner Kandidatur ab, ob so viele Arbei-

ter demokratisch wählten, daß der Demokrat und nicht der Sozialdemokrat durchkäme. Ich war nach wie vor begeisterter Anhänger Naumanns, den ich heute noch als einen unserer Größten verehre. Ich war aber nicht Mitglied der Demokratischen Partei, weil ich es ablehnte, als Pfarrer und Mann der kirchlichen und kulturellen Arbeit außerdem noch politische Arbeit zu tun. Ich glaubte, daß ich durch politisches Hervortreten nur die Arbeit schädigen würde, die mir die wichtigste Arbeit war und immer blieb: die, das religiöse Leben der Menschen zu wecken und zu klären. Ich habe meinem Freunde Korell immer klar zur Seite gestanden und ihn verteidigt. Ein Pfarrer muß das Recht haben, seine politische Verantwortung im öffentlichen politischen Hervortreten zu betätigen – gerade er, der soviel vom Volksleben sieht, muß es haben. Aber nur Pfarrer, die so dazu berufen sind, wie Korell es war, sollten so hervortreten, und andere sollten wissen, daß es nicht ihre Sache ist. Meiner ganzen Veranlagung und Bildung nach hielt ich mich damals nicht für berufen und glaubte, eine für mich wichtigere Aufgabe zu schädigen, wenn ich den Ruf annehmen würde. So lehnte ich ihn ab. – Ich erzähle das, um deutlich zu machen, daß es für unsereinen nicht leicht und einfach war, den Weg in die Politik zu finden – im Gegenteil. [253]

V.
DIE FÜLLE

Vorspiele

Die Jahre 1905 bis 1914 sind Jahre schweren Kampfes der freieren Frömmigkeit um ihre Existenz in der Kirche. Überall rüsteten die reaktionären Kreise, ihren sinkenden Einfluß – nicht durch geistige Erneuerung, sondern durch Anwendung von Machtmitteln – wieder zu erringen. Es war besonders verhängnisvoll für die Kirche, daß man sich dabei nicht mit dem Einfluß begnügte, den man in der Kirche hatte, sondern alles tat, um den Einfluß der wachsenden staatlichen Reaktion zu einem wachsenden Druck auf die freien Kreise in der Kirche zu benutzen. So kam es zu jenem dauernden Kampf um die Besetzung der Lehrstühle der theologischen Fakultäten und zu jenem dauernden Kampf, durch den man die hervorragenden Führer des kirchlichen Liberalismus in der Kirche zu beseitigen suchte.

Es war dieser Kampf, der mit allen Mitteln politischer Intrige und bitterer Propaganda in der kirchlichen Presse und den Zeitungen geführt wurde, der zwei Männer wie Harnack und Troeltsch schließlich aus ihrem kirchlichen Wirken in andere Wirkungskreise drängte.

Der Schaden für die Kirche ist besonders bei Harnack sehr deutlich. Dieser Mann hatte mehr und mehr in ganz Deutschland und weit über Deutschland hinaus eine ungeheure Bedeutung als Träger edelster Kultur und Mann wissenschaftlicher Forschung. Was hätte es für die Kirche bedeutet, wenn dieser Mann als einer ihrer führenden Repräsentanten vor der Öffentlichkeit gestanden hätte! Er war der Vorsitzende des Evangelisch-Sozialen Kongresses, er war bereit, sich überall an kirchlicher Arbeit und Liebesarbeit zu beteiligen. Er wurde überall zurückgedrängt, und vor der Öffentlichkeit schien es sehr deutlich zu sein, daß die Kirche ihn haßte und ablehnte und also alle, die ihn als einen der geistigen Führer verehrten, skeptisch gegen die Kirche werden mußten, die er so gern zu größerem Einfluß geführt hätte. Es war das um so unbegreiflicher, als Harnack ja ein so besonnener und vorsichtiger Kritiker war wie wenige – im Innersten ein konservativer Mann edelster Art. Er wollte wahrlich nicht zersetzen, sondern bauen und nur abtragen, was einem guten Bau hinderlich im Wege stand als unhaltbares Getrümmer der Vergangenheit.

Besonders widerlich wurde dieser Kampf durch die mit ihm vermischte Unwahrhaftigkeit. Harnack und seine Schüler wurden von Leuten als „ungläubig“ bekämpft, die in ihren wissenschaftlichen Ergebnissen gar nicht von ihnen abwichen, nur eine etwas vorsichtigere Methode, sie auszusprechen, entdeckt hatten. Man hat Harnack nicht [254] gehindert, ein weltberühmter Mann zu werden. Man hat der Kirche nur das genommen, was er für sie hätte bedeuten können. Alle Ketzerrichter und Verfolger sollten sich solch einen Fall immer wieder überdenken.

So aber ging es um diese Zeit auch an weniger hervorragenden Stellen durch ganz Deutschland. Überall wurden Pfarrer gemaßregelt, die sich irgendwie zu deutlich zur kritischen Theologie bekannt hatten. Man kann die Fülle im einzelnen gar nicht aufzählen, vom Fall Weingart bis zu den großen Kämpfen der Jahre 1911 bis 1914. Erst der Krieg hat diesem Schauspiel ein Ende gemacht. Wer sich das klarmacht, wird deutlich empfinden, welch ein frevelhaftes Spiel mächtige Kreise mit den geistigen Kräften eines Volkes trieben, das einem so ungeheuren Schicksal entgegenging.

Unser Hessen fühlte sich damals als eine der Oasen im Wüstensturm. Dank des energischen Zusammenschlusses der freigerichteten Menschen nach dem Falle Korell war der Einfluß der liberalen Kreise hier so stark, daß er die Besetzung des Kirchenregimentes und die Zusammensetzung der Synode nie ganz in die Hände der Orthodoxie gleiten ließ. Fälle gab es also in Hessen nicht. Im Gegenteil, Hessen nahm einige der anderswo abgesetzten Pfarrer auf.

Daß ich um diese Zeit Vorsitzender der „Frankfurter Konferenz“ hessischer Geistlicher wurde, zeigte auch, wie stark der Einfluß kritischer Theologie war. Ich war da Nachfolger meines Freundes Dr. Fritz Hermann, damals Professor an einer höheren Schule Darmstadts, dann Leiter des hessischen Staatsarchives, als welcher er berufen wurde, weil er einer der besten Forscher in hessischer Vergangenheit war. Diese „Frankfurter Konferenz“ kam in Frankfurt zusammen, weil dies für Gesamthessen am bequemsten liegt, und hatte das Ziel, in Zusammenarbeit mit der theologischen Fakultät in Gießen wissenschaftliche kritische Besinnung im Pfarrstand Hessens aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Ihr gehörten fast ein Drittel der hessischen Geistlichen an.

Es konnte nicht ausbleiben, daß weitere Kreise auf mich aufmerksam wurden. So kamen immer wieder Anfragen, ob ich in dieser oder jener Stadt eine Pfarrstelle annehmen wolle. Darmstadt, Offenbach, Heppenheim kamen in Hessen in Betracht, außerhalb Hessens Frankfurt, Hamburg, Braunschweig und schließlich Dortmund.

Aber jedesmal, wenn mein Name als der eines Bewerbers genannt wurde, erhob sich ein so rücksichtsloser Widerstand der rechtsstehenden Kreise, daß man von meiner Kandidatur wieder Abstand nahm, um nicht zu schwere Konflikte in einer Gemeinde zu entfesseln. Ich sage hier der „rechtsstehenden“ Kreise. Es war bei mir nämlich nicht [255] nur meine radikal kritische theologische Haltung, die Gegnerschaft weckte, sondern auch meine Haltung im öffentlichen Leben. Ich führte meine unpolitische Haltung wirklich konsequent durch und sprach ebenso gern und oft in den Kreisen gewerkschaftlich organisierter Arbeiter als in denen des Bürgertums. Damit war ich aber für jene Zeit – bis weit in kirchlich „liberale“ Kreise hinein – als Freund der Sozialdemokratie gestempelt, den man selbstverständlich haßte und ablehnte. So kam es, daß meine „liberalen“ theologischen Freunde den Wunsch, mich für ein Pfarramt zu gewinnen, oft bei den Kirchenvertretern ihrer eigenen Richtung nicht durchsetzen konnten.

Ich selbst hatte ja in Rüsselsheim und von Rüsselsheim aus eine große Wirksamkeit. Ich hatte aber dabei immer das Gefühl, daß sich diese noch sehr viel intensiver gestalten lassen würde, wenn ich in einer Stadt wäre, wo man auf den Widerhall größerer Kreise für mein religiöses Wirken rechnen könnte. Denn mir ging es um dieses vor allem, für das ich in Rüsselsheim zwar ein gewisses Verstehen, aber nicht das starke Mitgehen fand, das ich mir wünschte. Es war noch nicht die Zeit gekommen, daß eine Arbeiterschaft wie die Rüsselsheims dafür wahrhaft zu erwecken gewesen wäre. Die Kreise, die für traditionelle Frömmigkeit zu gewinnen waren – auch in der Arbeiterschaft – konnten aber das nicht tragen, was ich wollte – wollen mußte. So sehnte ich mich in größere Verhältnisse, wo man hoffen konnte, mehr Menschen zu finden, deren Horizont schon für diese Zukunftsaufgabe geweitet war, auch in der Arbeiterschaft. Es gehört wohl zu dem Schicksal, das uns so viele Möglichkeiten verschloß, daß es mir nie möglich war, in eine der großen Industriestädte zu kommen, wo man in den Arbeitermassen die hätte finden und gewinnen können, deren Gesichtskreis schon solche Dinge umfassen konnte. Hier scheint mir eine Schuld des Liberalismus zu liegen, daß seine führenden Menschen diese Aufgabe zu wenig erkannten.

Aus all den Korrespondenzen und Verhandlungen um solche Dinge, die mich und andere betrafen, greife ich zwei Fälle heraus, die für die Zeit besonders charakteristisch sind.

Ich war nach dem Tode Guyots nach Heppenheim als sein Nachfolger gewünscht. Man wollte mich dadurch für ein Wirken in weiterer Öffentlichkeit entlasten. Die Kirchgemeindevertretung hatte einstimmig mich gewünscht. Da reiste ein Vertreter der Orthodoxie nach Heppenheim und bestimmte ein Mitglied der Vertretung, sein Votum zurückzuziehen und einen energischen Protest gegen meine Wahl einzureichen. Obwohl ganz deutlich war, daß dieser Protest nicht aus Heppenheim selbst kam, sondern künstlich gemacht war, verweigerte [256]

daraufhin das Kirchenregiment meine Bestätigung, damit nicht Kampf in die Gemeinde getragen würde.

In Braunschweig war ich durch eine Reihe von Vorträgen bekanntgeworden, die ich dort gehalten hatte. So forderte man mich zur Bewerbung um eine Pfarrstelle auf. Da der Kirchenvorstand einmütig entschlossen war, mich zu wählen, schien alles ganz sicher. Ich bewarb mich. Aber dem Herzog von Braunschweig – damals repräsentiert durch den Herzog-Regent, einen Prinzen von Mecklenburg – mußte die Liste der Probeprediger für die Stadt Braunschweig vorgelegt werden, und er machte diesmal von einem noch nie geübten, ihm aber zustehenden Rechte Gebrauch, unliebsame Bewerber von dieser Liste zu streichen. Mein Name wurde gestrichen. – Es ist nie aufgeklärt worden, wer den Herzog-Regent darauf aufmerksam gemacht hat, daß der Name eines so gefährlichen Mannes gestrichen werden solle, denn bis zu ihm war meine Wirksamkeit sicher nicht bekanntgeworden. Irgendwelche kirchliche Kreise müssen es verursacht haben.

Die Folge war eine große Protestbewegung in Braunschweig, die mir Gelegenheit gab, einige Male dort zu sprechen, auch im wundervollen Altstadt-Rathaus. Es waren das immer große, eindrucksvolle Versammlungen. Sie hätten den Behörden zeigen können, wie vieler Menschen geistiges Leben von ihnen nicht beachtet wurde. Aber man hatte dafür weder Augen noch Ohren. Man sah nicht, daß Menschen wie ich nicht die Kritik brachten, die in Tausenden von selbst erwachte aus schwerem, enttäuschendem Erleben an Kirche und Theologie, sondern daß wir allein imstande waren, diese alle wieder in Berührung mit wahrer Frömmigkeit zu bringen, die man durch solche Gewaltmethoden nur immer weiter wegstieß von aller christlichen Lebensauffassung.

Ein Hindernis bei aller Wirksamkeit und öfter bei Bewerbungen war meine Stimme, mit der ich in dieser Zeit zu tun hatte. Ich litt oft an Heiserkeit. Auch die Tatsache, daß die Rüsselsheimer Kirche so gebaut war, daß man die Längswand sich gegenüber hatte und dann in andern großen Kirchen von der Querwand in die weite Länge hineinreden mußte, bewirkte, daß meine Stimme lange Zeit schwer die Anpassung an solche langgestreckten Kirchen finden konnte.

Ein nichtkirchliches Zwischenspiel – Der Fall Soxhlet–Wagner

Während all dieser Arbeit und Kämpfe standen wir in einem sehr, sehr glücklichen Familienleben. Vier Kinder waren geboren worden, und wir hatten sie jedesmal in einem sehr frohen Familienkreis tau-[257]fen können. Elisabeth, die älteste, dann Gerhard, dann Klaus und schließlich Christel.

Wir waren in der glücklichen Lage, sie in großem Haus und Garten aufziehen zu können – was bedeutet ein Garten, wenn man Kinder hat! Wir konnten auch jedes Jahr unsere Ferien machen und hatten unsere Erholungszeit entweder so, daß wir mit den Mitteln, die uns die Eltern Wagner zur Verfügung stellen konnten, irgendwohin in die Sommerfrische gingen oder daß wir in der wundervollen Versuchsstation in Darmstadt und ihrem Garten bei ihnen einige Wochen verlebten. Das bedeutete auch immer eine Zeit intensiveren Verkehrs mit Freunden und Verwandten in Darmstadt und Umgegend. Vieles war wie eine Märchenwelt für uns und unsere Kinder. Das entschädigte sehr für die dauernde Anspannung in Arbeit und Kampf und öffentlicher Verantwortung.

Da brach etwas über dies Glück herein, was es durch lange Zeit schwer erschütterte. Im Spätsommer 1910 erschien ein Artikel des Münchner Agrarwissenschaftlers Soxhlet (Erfinder der damals sehr viel gebrauchten Soxhletflaschen für Säuglinge). Er behauptete, daß mein Schwiegervater die Ergebnisse seiner Forschungen über den Erfolg bestimmter Düngemittel absichtlich falsch darstelle, um bestimmten Fabriken durch besondere Empfehlung ihrer Düngemittel Vorteile zu verschaffen. Er behauptete, in bestimmten Schriften populärer Art direkte

Fälschungen der Ergebnisse der Pflanzenversuche nachweisen zu können. Diese Behauptungen erregten um so mehr Aufmerksamkeit, als mein Schwiegervater gerade damals zum einflußreichsten wissenschaftlichen Ratgeber der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft geworden war und es also darum ging, ob er diese Stellung mit Recht einnehme oder nicht. Er galt außerdem sosehr weit über Deutschland hinaus als der Repräsentant deutscher landwirtschaftlicher Wissenschaft, daß sofort auch das Ausland auf diesen Kampf aufmerksam wurde.

Er selbst, Paul Wagner, lachte zuerst über diese Vorwürfe. Er stellte allerdings fest, daß in seinen populären Büchlein in einigen der Tabellen Druckfehler stehengeblieben waren, die aber an ihrer wahren Bedeutung nichts änderten. Außerdem hatte er ja über alle seine Pflanzenversuche so genau Akten geführt, daß es – seiner Meinung nach – ein leichtes war, auf Grund der Akten dies alles völlig klarzustellen.

Er beauftragte also eines Tages seine Sekretärin, die Akten, auf Grund deren jene Tabellen – übrigens viele Jahre vorher – bearbeitet worden waren, herauszusuchen. Da es sich um Broschüren handelte, die vor vielen Jahren schon gedruckt waren, mußten die erst [258] gesucht werden. – Aber siehe, sie waren nicht zu finden. Nun erst wurde der ganze Ernst dieses Angriffes deutlich. Niemand glaubte, daß diese Akten wirklich verschwunden seien. – Nie wurde aufgeklärt, wie dies Verschwinden möglich war. Wir, die ihm nahestanden, waren immer der Meinung, daß einer der drei früheren Assistenten, die sich als Helfer Soxhlets in dieser ganzen Sache erwiesen, diese Akten mitgenommen hatte oder daß der um diese Zeit ihm zur Seite stehende Assistent der Versuchsstation es getan hatte, der sich bald auch als ein Verbündeter von Soxhlet erwies. Man muß diese Feindschaft verstehen. Wagner stellte hohe Anforderungen an seine Mitarbeiter, und unter den vielen, vielen, die es im Laufe der Jahre gewesen waren, waren auch solche, denen er sehr deutlich zeigen mußte, daß ihre wissenschaftlichen Eigenschaften nicht genügten. Solche, die hofften, daß sie durch seine Empfehlung an gute Stellungen kommen würden und die er nicht empfohlen hatte oder die er fühlen ließ, daß er sie nicht werde empfehlen können, wurden natürlich seine grimmigen Feinde.

Nun erschien Artikel auf Artikel über seine „Fälschungen“. Die Öffentlichkeit, die gar nicht begriff, worum es sich handelte, dachte natürlich an Urkundenfälschungen. Freunde zogen sich von ihm zurück. Überall bekam er zu fühlen, daß man ihm mißtraute. Das war für den kindlich-offenherzigen und restlos gewissenhaften Mann zuviel. Er brach nervös zusammen und mußte mit einer schweren Depression in ein Sanatorium gebracht werden. Nun fühlten sich alle seine Gegner gerechtfertigt. In unzähligen Zeitungen erschienen Artikel, die ihn angriffen. Auch die ganz großen Zeitungen wie die „Frankfurter Zeitung“ schwenkten in die Angriffslinie ein. Er war wie ein verurteilter Mann. Wir saßen da, verstanden von der Sache nichts, konnten den kranken Mann nicht mit Arbeit belasten und wurden von seinen Mitarbeitern gänzlich im Stiche gelassen. Das war kurz vor Weihnachten, wo ein Pfarrer in heftigster Arbeit steht. Ich war beinahe dauernd auf der Bahn zwischen Darmstadt und Rüsselsheim, um dort mit meiner Schwiegermutter zu beraten, die Artikel und Akten zu studieren, Antworten aufzusetzen und mit seinen Vorgesetzten zu verhandeln, damit die einsahen, daß die Sache noch lange nicht entschieden sei.

Zu Neujahr gab mein jüngster Schwager, Dr. Klaus Wagner, seine Stelle auf und etablierte sich als Privatsekretär meines Schwiegervaters zur Bearbeitung dieser Sache. Er studierte alle Akten, trieb an verwandten Akten über ähnliche Versuche auf, was zu finden war, besprach sich mit seinem Vater und arbeitete ihm Antworten und Ver-[259]teidigungsschriften aus. Allmählich gewann auch dieser wieder seine Nervenkraft zurück und konnte mit eingreifen.

Vor allem wurde nun Beleidigungsklage gegen Soxhlet erhoben, und das stillte zunächst die Wut des Kampfes, da alle besonnenen Zeitungen nun wußten, daß sie das Ergebnis des Prozesses abzuwarten hatten. Uns war inzwischen klargeworden, daß es sich um eine gänzlich

unhaltbare Behauptung Soxhlets handelte, der – gestützt auf einige Druckfehler in einigen Büchern – Behauptungen aufstellte, die schon durch die gründlicheren Nachweise in den wissenschaftlichen Büchern meines Schwiegervaters widerlegt werden konnten.

Inzwischen war Weihnachten vorübergegangen. Es war für uns alle ein ganz schweres Weihnachten gewesen. Unvergeßlich ist es mir, wie meine Frau und ich die Freude der Kinder unterm Baum erlebten und zueinander sagten: „Wie gut, daß sie von dem allem nichts wissen!“ – Wir hatten viele Angriffe erlebt. Aber daß man ein Glied der Familie des Betruges beschuldigte, daß man das nicht sofort klarstellen konnte, daß alle Zeitungen davon reden konnten wie von einer feststehenden Tatsache, daß bisherige Freunde es glaubten und sich zurückzogen, das ging fast über unsere Kraft – damals!

Wir lernten aber auch, solchen Gerüchten zu mißtrauen und immer erst nach den klaren. Beweisen zu fragen, wenn man später gegen irgend jemand, der uns nahestand, ehrenrührige Beschuldigungen erhob. Wir lernten, gerade dann zu den Menschen zu stehen, damit es ihnen nicht ginge wie uns damals in unserem Gefühl der Verlassenheit. Wir hatten gelernt, daß auch einmütiges Toben der Presse sehr oft nur sehr geschickte Mache ist, die die Tatsachen nicht hinter sich hat. Wollten nur mehr Menschen das begreifen!

Aber ehe der Prozeß in Gang kam, kam über uns noch eine Prüfung. Mir war die Überarbeit im dauernden Hin- und Herfahren zwischen Rüsselsheim und Darmstadt während der unausgesetzten Weihnachtsarbeit in der Gemeinde, das alles verbunden mit größten Aufregungen, zuviel geworden. Als mein Schwager die Sache in die Hand genommen hatte und in Rüsselsheim die schlimmste Arbeit vorbei war, bekam ich eines Tages einen Ohnmachtsanfall. Der Arzt stellte Herzschwäche fest von Überanstrengung. Ich war ja mittlerweile auch in die Jahre gekommen, in denen man sich nicht mehr so unbedingt alles zumuten kann und anfangen muß, sich auf verringerte Leistungsfähigkeit einzustellen.

So lag auf meiner Frau eine neue schwere Sorge. Zunächst mußte sie neben der Pflege sich immer um die Arbeit in der Gemeinde kümmern, für Vertretungen sorgen und vieles in der Seelsorge übernehmen, was eine Frau erledigen konnte. Das war neben der [260] Sorge um einen kranken Mann, um die Kinder eine schwere Aufgabe. Aber sie tat das alles mit der gewohnten Tapferkeit, Sorgfalt und Hingabe. In der Gemeinde schuf sie sich eine solche Stellung, daß man es gar nicht übelnahm, wenn die Pfarrfrau sich um die Seelsorge, die Kranken, die Armen kümmerte. Im Gegenteil. Es war manchmal besser und tiefer, als was der Herr Pfarrer selbst besorgte. Aber schwer war es für sie in Sorge und Arbeitsleistung.

Ein Vierteljahr lang ging das so hin. Ich mußte ruhen und Kur machen und sie die Arbeit auf sich nehmen. Dann erhielt ich einen Vikar und ging zur Erholung in den Schwarzwald nach Königsfeld. Sie wies den Vikar ein und beriet ihn für die erste Zeit und kam dann mit den beiden ältesten Kindern (das dritte Kind erwarteten wir nun) nach Königsfeld nach, wo wir eine wundervolle Zeit zusammen hatten. Wir lagen in Hängematten im Walde, und die Kinder spielten um uns. So brachten wir die Wochen hin. Es war das unerhört heiße Jahr 1911. Da war Königsfeld eine wunderbare Stätte. Vater Wagner besuchte uns dort für einige Tage und nahm mich mit zu einer Tour auf den Feldberg, auf dessen Gipfel wir morgens zum Sonnenaufgang triefend von Schweiß standen. Es war der heißeste Tag des Jahres. Wir waren sehr froh, als wir in Königsfeld wieder landeten.

Er und ich waren inzwischen wieder leistungsfähige Menschen geworden, und ich konnte mein Pfarramt wieder aufnehmen, als ich nach Hause kam. Ein Vorteil blieb. Man ließ mir den Hilfsgeistlichen, da das Wachstum Rüsselsheims und die wachsenden Aufgaben dort eine zweite Kraft erforderten.

Ich habe mit den Hilfsgeistlichen sehr gute und sehr böse Erfahrungen gemacht. Einer – ein sehr lieber und mir sehr wertvoller Mitarbeiter – ist im Kriege gefallen. Andere waren wahr-

haft gute Freunde und Helfer. Die weniger Tüchtigen hatten den Hochmut, daß sie sich nichts sagen und raten ließen und man entweder zu allen Fehlern schweigen oder in einem beständigen Kampf mit ihnen leben mußte. Allerdings nur zwei solcher hatte ich in der ganzen Reihe. Aber die erschwerten die Arbeit sehr.

Sie wohnten im alten Pfarrhaus, wo wir zwei Zimmer für sie eingerichtet hatten, so daß sie eigene Möbel nicht brauchten. Unser früheres Mädchen, das mit seinem Manne dort Wohnung hatte und eine Art Hausmeisterposten versah, versorgte sie. Bei dem einen kam sie Sonnabend herüber und sagte: „Nun lernt er schon wieder die ganzen Tage an der Predigt. Ich kann sie schon lange auswendig. Er aber noch nicht.“ Er lernte laut eine Predigt eines andern Mannes aus einem Buche auswendig. Der Gedanke, daß man eine Predigt selbst [261] machen könne, war für ihn völlig unfaßbar. Ich glaube, er hat sich nie darüber Gedanken gemacht, woher nun die Predigten kommen, die man auswendig lernen kann. Er war ein Mensch ohne jede Urteilskraft, der nur mit seinem Gedächtnis Examen gemacht hatte.

Ein anderer war klug, aber sehr bequem und doch auch wieder unklar. Bei ihm saß ich am Ostermorgen in der Kirche und hörte eine Predigt, die im ersten Teil ganz deutlich davon sprach, daß dies Aufleben der Natur und das Immer-Neu-Werden des Lebens im Menschengeschlecht von Generation zu Generation die Auferstehung sei, die wir feierten. Das war mir schon etwas unbehaglich ungenügend. Aber im zweiten Teil sprach er genauso selbstverständlich von einer Ewigkeit, zu der wir hinschreiten und uns rüsten. Fassungslos über den Widerspruch tröstete ich mich damit, daß die Gemeinde keinen der beiden Teile wirklich verstanden habe. – Wie aber ist solch ein Widerspruch möglich? fragte ich mich auf dem Heimweg. – Er muß beide Teile abgeschrieben haben. – Von wem kann der erste Teil sein? – Jatho war damals auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Ich schlug seine Predigten nach. Da war wörtlich der erste Teil. – Woher der andere; Geyer oder Rittelmeyer? – Richtig: wörtlich von Rittelmeyer war der zweite Teil. Den Widerspruch der beiden hatte er nicht begriffen. Eine Aussprache mit ihm bedeutete nur, daß er schwer beleidigt war. Ihm war nicht zu helfen. Schließlich mußte ich bei der Kirchenbehörde bitten, daß er abberufen werde, weil er sich weigerte, die Kirchenbücher so genau und regelmäßig zu führen, wie ich das verlangen mußte, und er einfach sagte, er könne das machen, wann und wie es ihm passe.

Doch darf die schlimme Erfahrung dieser beiden Fälle mich nicht hindern, dankbar an die zu denken, die mir eine wirkliche Hilfe waren. Es zeigte sich, daß Menschen verschiedener Richtung durchaus friedlich zusammenarbeiten können, wenn der Maßgebende dabei weitherzig genug ist, des andern Sein zu achten.

Als wir im Spätsommer 1911 nach Rüsselsheim zurückkamen, war es noch so heiß, daß wir des Nachts bei offenen Türen und Fenstern schliefen, im Zuge, da es sonst nicht auszuhalten war.

Kurz nach der Rückkehr erlebten wir das Großfeuer in der Opelschen Fabrik, von der ein großer Teil in einer Nacht abbrannte. Es war ein ungeheures Schauspiel, das Auflodern der riesigen Gebäude zu sehen, deren öldurchtränkte Holzteile lichterloh brannten. Gewaltig prasselte es auf, wenn die Flammen wieder aus einem neuen Dach herausdrangen, und ungeheuer war es, wenn die schweren Maschinen vom dritten, vierten Stockwerk herab durchschlugen durch die ganze Höhe bis zum Boden. Das Kommen großer Feuerspritzen aus Frank-[262]furt verhinderte das Weitergreifen des Brandes auf andere Gebäude. Aber über die Hälfte der Fabrik wurde zerstört. Bei den Aufräumungsarbeiten wurde ein Berg von Eisenteilen aufgehäuft von der Größe eines Hauses. 30 000 Fahrräder sollen verbrannt sein. Dieser Teil der Fabrikation wurde nun aufgegeben, ebenso die Nähmaschinen und der Bau von Autos und Flugzeugen allein beibehalten. Gewaltige Neubauten erhoben sich an Stelle der alten, und es war ein großes Erlebnis, das zu beobachten.

In den letzten Tagen des Jahres 1911 wurde uns unser drittes Kind, Klaus, geboren. Vier Enkel waren meinem Schwiegervater in diesem Jahre geboren worden, und wir nannten sie alle scherzhaft die Soxhletkinder. Denn der Prozeß ging nun weiter. Man konnte sich nicht vorstellen, daß eine einfache, klare Sache kaum noch zu lösen ist, wenn einmal weithingehend Vorurteile geweckt sind.

Das Gericht hatte zwei Sachverständige, Vorsteher deutscher landwirtschaftlicher Versuchsstationen, ernannt. Sie studierten die Akten und gaben zwei Gutachten ab, die sich diametral widersprachen; der eine sprach sich für Wagner, der andere für Soxhlet aus. Wer hatte recht? – Es wurden vier andere Sachverständige ernannt, die wieder über ein halbes Jahr daran arbeiteten, ja wohl noch länger. Zwei gaben Soxhlet recht, zwei Wagner. – Wieder war das Gericht völlig hilflos.

Da einigte man sich, einen ganz hochangesehenen ausländischen Forscher auf diesem Gebiet, dem man zutrauen konnte, daß er von all den Beeinflussungen frei sei, die die deutschen Gelehrten befangen machten, zum Gutachter zu machen. Er wurde darum gebeten und willigte ein. Er erhielt die Akten. – Aber siehe, der Mann, der ganz gut Deutsch konnte, konnte die in deutscher Schrift geschriebenen Akten nicht lesen. Er mußte darum bitten, daß ihm das Ganze in lateinische Schrift umgeschrieben wurde. Das war eine Sache von vielen Monaten, denn es war eine ungeheure Masse von Akten aufgelaufen, Gutachten usw. Dies Umschreiben allein kostete über 1000 Mark. – Dann erst konnte die Arbeit des Gelehrten beginnen. Als sein Gutachten einlief, war der Krieg ausgebrochen. Da war diese ganze Sache vergessen. Kein Gericht griff um diese Zeit die Sache auf. Erst nach dem Krieg wurde der Prozeß endgültig entschieden. Das Gutachten des ausländischen Forschers lautete ganz restlos für Wagner. Er war nun endgültig rehabilitiert, wenn auch das letzte Urteil erst 1919 gesprochen wurde, das Soxhlet verurteilte, der inzwischen gestorben war[1]. Er hatte noch fühlen müssen, daß man seinen Kampf gegen Wagner als ein großes Unrecht betrachtete. Aber wenn mein Schwiegervater nicht so alt geworden wäre, so wäre er gestorben als ein Mann, dessen Ansehen schwer erschüttert war. So aber erlebte er [263] noch, daß er in seiner Wissenschaft und seiner Wirksamkeit wieder als einer der maßgebenden Männer betrachtet wurde. In der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft war er wieder der maßgebende Berater, sein Urteil und seine Schriften wurden überall beachtet.

Sein achtzigster Geburtstag, der Tag, an dem er sein Amt als Leiter der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Darmstadt niederlegte – 1924 –, war eine mächtige Ehrung für ihn. Die Regierung Hessens und des Reiches und viele Forscher aus allen Teilen der Welt brachten ihm ihre Anerkennung zum Ausdruck; er erhielt als zweiter nach Gerhart Hauptmann das Ehrenschild der deutschen Republik, als der Mann, dem die deutsche Landwirtschaft verdanke, daß sie dem Ziele soviel näher gekommen sei, das deutsche Volk aus seinem eigenen Boden zu ernähren.

Es ist vielleicht eine seltene Sache, daß ein Mann bis zu seinem achtzigsten Geburtstag in seinem Amte bleibt. Aber durch ihn war die landwirtschaftliche Versuchsstation in Darmstadt ein anerkannter Mittelpunkt der Forschung für die ganze Welt. Sein Abgang bedeutete also für diese ein schweres Absinken, das sich bald sehr stark bemerkbar machte. So hatte man diesen Forscher solange wie möglich an dieser Stelle stehen lassen. Man ließ ihm auch eine Wohnung im Gebäude der Versuchsstation (das obere Stockwerk seiner früheren Wohnung, da das untere Stockwerk für die Wohnung des Nachfolgers reichlich genügte. Es war eine glanzvolle Wohnung gewesen, die uns so oft als Sommerfrische gedient hatte).

Da meine Schwiegermutter schon im Jahre 1918 gestorben war – nach langem schwerem Nervenleiden –, zog er als einsamer Mann in diese Wohnung. – Sie war allerdings doch wieder nicht einsam. Kinder und Enkel waren oft als Gäste da, und ein großer Freundeskreis von geistig le-

[1] Soxhlet starb erst 1926.

bendigen Menschen ging immer ein und aus, vor allem auch Johannes Müller, Menschen seines Kreises und landwirtschaftliche Forscher aus der ganzen Welt. Er lebte als ein hochangesehener Mann, geistvoller Gesellschafter und Freund, gütiger, begeistert geliebter Vater und Großvater, in einer erstaunlichen körperlichen Frische bis 1930. Ein halbes Jahr war er leidend. Mit 87 Jahren starb er. Es war für meine Frau das letzte schwere Amt, ihn bis zum Tode zu pflegen. Mit an ihm hat sie ihre letzten körperlichen Kräfte verbraucht. 1931 folgte sie ihm in den Tod nach, einfach erschöpft durch die starke, tiefe Intensität, mit der sie Freud und Leid des Lebens aller ihr Nahestehenden, aller Glieder unserer Gemeinde mitgetragen und miterlebt hatte.

Daß mein Schwiegervater im Jahre 1914 noch nicht wieder zu Ehren gekommen war, hatte eine verhängnisvolle Folge. Eine Denkschrift, [264] die er sofort nach Ausbruch des Krieges an die deutsche Regierung eingereicht hatte, blieb völlig unbeachtet. Das wäre nicht geschehen ohne jene Hemmung.

In dieser Denkschrift hatte er geraten, sofort alle Vorräte von Erbsen, Linsen und Bohnen in Deutschland zu beschlagnahmen und im nächsten Jahre als Saatgut zu verwenden, damit eine ganz große Masse des Landes mit Hülsenfrüchten besät würde, die Stickstoff im Boden sammeln. Es müsse ja unbedingt eine Stickstoffknappheit eintreten, sobald der Krieg länger dauere. Da man darauf nicht hörte, kam die Stickstoffknappheit, die dann durch die Gewinnung des Luftstickstoffes überwunden wurde. Aber eine Notzeit wäre uns erspart geblieben.

Durch die ganze sehr schwere Zeit dieses Soxhletskandals hatte er und hatten wir alle eine Hilfe – das unbedingte Zusammenhalten der Familie. Seine Frau stand in unbedingter Treue zu ihm bis zu ihrem Tode, seine Kinder und Schwiegerkinder alle. Wir kannten ja den Mann voll fabelhafter frischer Lebendigkeit des Empfindens und Energie des Lebens und Arbeitens. Wir wußten, daß er in seiner unendlichen Kindlichkeit sehr unvorsichtig sein konnte und oft, sehr oft Menschen mehr vertraute als gut war. Wir wußten aber auch, daß eine Unredlichkeit bei ihm gar nicht denkbar war, eben weil er ein so restlos vertrauender Mensch war und dabei so unendlich gewissenhaft in der Ausführung seiner Versuche und Forschungen. Das aber war das Tragische, daß dieser vertrauensvolle Mann in diese Lage kam. Das war es, woran er zu Grunde gegangen wäre, wenn er nicht wieder diese unendlich elastische Natur gehabt hätte. Ein Mann voll solcher vertrauensseliger Güte kann eine solche Täuschung schwer überwinden. Unsere Familie war mit ihm neu gefestigt und zusammengeschlossen aus der Sache hervorgegangen.

Die Fälle Jatho – Traub

Von 1910 ab zog sich die ganze Not der kirchlichen Kämpfe um Pfarrer Jatho in Köln zusammen. – Er war ein Mann der radikal-liberalen Schule. – Ich sage absichtlich nicht „radikal-kritisch“, wie ich mich nennen würde. Ihm war die aufgeklärte Weltanschauung des Liberalismus zugleich irgendwie seine Frömmigkeit.

Das, was man so allgemein als das Wesen und die Ausdrucksform Goethescher Frömmigkeit und Weltanschauung kennt, war sein Sein und Leben. „Vom kommenden Gott“ redeten seine Predigten, von dem Gott, der sich selbst erschafft und darstellt, indem er die Welt [265] erschafft und uns zu immer höherem Bewußtsein und immer höherer Liebe treibt. Ihm war diese irdische Welt und Arbeit des Menschen alles. Indem er hier daran arbeitet, sich und die Welt zu vervollkommnen und mit Güte zu erfüllen, erfüllt er seine Aufgabe. Mit dem Tode ist sie getan, und er muß sich dessen freuen, daß er für andere den Weg zu Höherem, Vollkommenerem mit gebahnt hat.

Es war eine Frömmigkeit, die in der vorhandenen liberalen Begriffswelt einen Ausdruck fand, mit dem sie sich völlig in eins setzen konnte. Das, was in uns anderen darüber hinausdrängte, was uns mit dem Bewußtsein füllte, daß neben, hinter und über dem allem ein Ge-

heimnis stehe, für das niemand den vollen Ausdruck findet, fehlte ihm. Weder Traub noch ich, noch irgendeiner der Führenden unseres kirchlichen Kreises fühlte sich restlos einig mit Jatho. Er wurde in den Kreis der Freunde der „Christlichen Welt“ als Vortragender geladen, aber wurde dort – bei aller Liebe zu ihm und Verehrung für ihn – als etwas nicht ganz Zugehöriges empfunden.

Nur! – Wir sahen ganz deutlich, daß in dieser liberalen Gedankenwelt wesentlich christliches Erbe aufbewahrt und verarbeitet war, dessen wir uns freuen konnten – und wir sahen noch deutlicher, daß in diesem gütigen, restlos hilfreichen, Liebe ausstrahlenden Manne ein Stück wahrer Nachfolge Jesu verkörpert war, mochten die theoretischen Formen dafür uns auch zum Teil unzureichend scheinen.

So verstanden wir die ungeheure Begeisterung, die Jatho überall umrauschte, wo er auftrat. Hier war eine Verkündigung des Christentums, die den Menschen völlig klar und verständlich war, die mit ihm in dem geistigen Erbe Goethes lebten, die auch den einfachen Menschen verständlich war durch die klare, einfache Gewalt seiner Sprache und seiner Predigtweise. Sie hatte eine große Suggestivgewalt, die mehr sagte, als die Gedanken allein sagten. – Es kam nun dazu, daß sein Tun – und sein Reden – dies Wesen einer restlos hilfs- und einsatzbereiten Liebe zum Menschen ausstrahlte, die jeden innerlich bezwang, der sich nicht durch Vorurteile davon absperrte.

Leider besaß das damalige Deutschland sehr, sehr viele Menschen, die in Vorurteilen befangen, die lichte Art dieses Mannes nicht auf sich wirken lassen konnten. Besonders die reaktionären kirchlichen Kreise pflegten ja bewußt bei den Ihren diese Vorurteile und begannen ihre Kämpfe sofort, wenn sie fürchten mußten, daß da eine neue Kraft sie um ihren Einfluß bringen könne.

So begann denn zunächst in Köln der Kampf gegen ihn. Man erreichte, daß die Masse der freiheitlich denkenden Bevölkerung der Stadt immer leidenschaftlicher zu Jatho stand. Man erreichte, daß er immer mehr in Rheinland und Westfalen als Vortragender begehrt [266] wurde, Tausende und Tausende anzog und seine Bewegung wuchs und wuchs. Um so leidenschaftlicher setzte der Protest und Kampf der kirchlichen Rechtskreise gegen ihn ein. Mehr und mehr trat der herrschgewaltige Generalsuperintendent von Münster, Zöllner, führend hervor. Er ist der Mann, der 1935/36 an der Spitze des Kirchenausschusses stand, der versuchte, die Kirche in Versöhnung mit der nationalsozialistischen Bewegung und den Deutschen Christen zu leiten. Damals war er der Leidenschaftlichste von allen, die überlieferten Formen zu schützen, mit denen man christliche Frömmigkeit so identifiziert, daß man kein Verstehen mehr für sie hat außerhalb dieser Formen.

Die Ausdehnung des Kampfes gegen Jatho bewirkte, daß man ihn in ganz Deutschland als Redner suchte und begeistert zu ihm stand. Er wurde für viele, die innerlich nicht zu ihm standen, das Symbol freien Denkens und Kündens. Kann sich die Kirche freiem Urteil stellen, kann sie Raum geben für eine Verkündigung, die in solch starker ethischer und religiöser Kraft geschieht, auch wenn die Lehren und die Überlieferung der Kirche dabei fast ganz verschwinden? Das wurde mehr und mehr die Frage. Es war auch die Frage, ob die Kirche Raum habe für alle die Tausende und aber Tausende, die, vom modernen Denken erfaßt, in den alten kirchlichen Symbolen und Lehren den Ausdruck ihrer Frömmigkeit nicht mehr finden konnten. Der Kampf gegen Jatho war diesen allen ein Zeichen der Rückständigkeit der Kirche, die für sie keinen Raum habe. Er war ihnen ein Zeichen einer inneren Schwäche. Es schien ihnen, daß die Kirche sich nicht getraue, geistig zum Glauben zu führen und alles Zweifeln zu überwinden, wenn sie einen solchen Mann einfach mit Gewalt mundtot zu machen suche.

Das war aber der Grund, warum unser ganzer Kreis unbedingt geschlossen zu Jatho stand. Die meisten von uns teilten seine Art, christliche Frömmigkeit darzustellen, nicht. Aber wir

waren der Meinung, daß eine rechte, klare Darstellung dieser Frömmigkeit gerade dann die Menschen zu tieferem Verstehen führen könne, wenn sie von gerechtem Verstehen und tiefer Achtung ausgehe dem gegenüber, was Jatho verkündete und was die Menschen so sehr fesselte. Wir wünschten keine Maßregelung Jathos, sondern eine sachliche Auseinandersetzung auf dem Boden der Anerkennung seines christlichen Wesens und Kündens. Wir sahen, daß jeder Kampf gegen ihn, jede Maßregelung nur den Eindruck erwecken mußten, daß man eine sachliche Auseinandersetzung zu fürchten habe. Wir sahen aber auch, daß nichts dem Erwekken von Glauben gefährlicher sein könnte als die Maßregelung von „Ungläubigen“. Mit jeder solchen Maßregelung wurde [267] der Eindruck verstärkt, daß für die Kirche „Glaube“ die Sache einer bestimmten Lehre und Meinung sei, die man den Menschen lehren, anbefehlen und für die man von ihnen „Glauben“, d. h. dann „Fürwahrannehmen“ auf Autorität der Kirche hin fordern könnte. Indem man diesen Eindruck verstärkte durch immer wiederholte Disziplinarfälle, schuf man eine Lage, in der es den Menschen gar nicht mehr deutlich zu machen war, was Glaube im evangelischen Sinne ist. Man schuf die Lage, die heute der antichristlichen Bewegung das Feld frei hält, weil ja die Millionen nichts von dem Glauben wissen, der innerliche Freiheit und Selbständigkeit ist. Sie wissen nur von Lehren, die man glauben muß, obwohl man sie nicht versteht, und die das Gewissen binden und bedrücken.

So wurde die Frage um Jatho mehr und mehr die Frage um den Weg der evangelischen Kirche. Wollte sie vor aller Öffentlichkeit deutlich machen, daß für sie Glaube ein Fürwahrhalten ihrer überlieferten Lehren sei, den sie unter allen Umständen erzwingen wollte – oder wollte sie dokumentieren, daß Glaube eine Lebenshaltung im Gehorsam gegenüber der Botschaft Jesu sei, die von außen nicht kontrolliert werden kann und sich doch durch Leben und Lebenshaltung bezeugt.

Ganz Deutschland war in aufgeregter Spannung, als 1911 die Anklage gegen Jatho erhoben wurde und nun das Disziplinargericht ihn zur Absetzung verurteilte, weil er von der Lehre der christlichen Kirche abweiche. Es war vor allen Dingen die Tatsache, daß er ein ewiges Leben nach dem Tode ablehnte, um derentwillen man ihn verurteilte.

Ein Schrei der Empörung ging durch das freigerichtete Deutschland. Die Kirche hatte bewußt etwas getan, was die gesamte Bildungswelt als ein Verurteilen Goethes, alle freigerichteten Menschen bis zum einfachen Mann und der einfachen Frau als die Beleidigung eines aufrechten, gütigen Menschen voll christlichen Lebens empfanden.

Wie sehr sie sich entfremdet hatte, wurde sofort deutlich. Die Personalgemeinde Jathos in Köln schuf ihm sofort eine neue finanzielle Existenzgrundlage. Seine Vorträge und Gottesdienste, in einem Saale gehalten, wurden mehr denn je von Tausenden und Tausenden besucht. Durch ganz Deutschland entfaltete er eine gewaltige Vortragswirksamkeit. Leider nur noch wenige Jahre. Bei der Rückkehr von einer Reise verletzte er sich am Fuße und starb an Blutvergiftung. Orthodoxe Gegner wagten darin eine Strafe Gottes zu sehen. Es war vielen ein Mann genommen, der ihre Herzen zu lebendiger Frömmigkeit geweckt hatte.

[268] Seine Beerdigung gestaltete sich zu einer unerhört machtvollen Darstellung dessen, was ein solcher Mann an Liebe und Achtung sich erworben hatte, den die Kirche so einfach weggestoßen hatte. – Der ganze Fall Jatho ist ein Stück jener Gewissenlosigkeit, mit der man in jenem Deutschland die geistigen Kräfte zu vernichten suchte, die man doch so bitter nötig hatte, dem andrängenden Schicksal zu begegnen. – Wann wird man es anders lernen?

Inzwischen aber ging das Verhängnis seinen Gang weiter. Jatho hatte sich für seinen Prozeß zwei Verteidiger gewählt: Traub, Pfarrer in Dortmund und geistiger Führer der gesamten kirchlich freigerichteten Bewegung in Rheinland und Westfalen, Schüler und naher Freund Naumanns, Politiker auch, hinreißender Redner, glühender Mensch, dickköpfiger Schwabe.

Neben ihm war Baumgarten, der Kieler Theologe, in der ganzen protestantischen Welt bekannt durch seine Bücher, ein Mann von restlos ehrlichem Wesen und einer leidenschaftlichen Wahrhaftigkeit, die man begeistert lieben mußte. Er wurde um diese Zeit der Nachfolger Harnacks in der Leitung des Evangelisch-Sozialen Kongresses, zu dessen führenden Männern er immer gehört hatte. Ich habe noch in der kurzen Zeit, die ich in Kiel war, in enger Freundschaft mit ihm verkehrt und immer wieder ehrfürchtig und froh mich dieser leidenschaftlichen Wahrheitsliebe und restlosen Echtheit des Mannes gefreut. Wie brach das in seinem Alter noch in Vorträgen und Predigten hervor!

Baumgarten trat auch nach der Verurteilung warm und ernst für Jatho ein. Traub aber verurteilte in einer kraftvollen, heftigen Leidenschaftlichkeit das Vorgehen gegen Jatho und begann einen Kampf gegen die preußischen Kirchenregimenter, in denen er diese zwingen wollte, nun gegen ihn selbst vorzugehen und festzustellen, ob er nun das Recht habe – mit seinen Überzeugungen – ein Pfarramt zu bekleiden.

Man klagte auch ihn an.

Das war eine zweite Sache von kirchengeschichtlich überragender Bedeutung. In Gottfried Traub war ein Mann angeklagt, der in Rheinland und Westfalen Träger einer großen, wachsenden religiösen Bewegung war, zu dem in Dortmund Tausende zur Kirche kamen, dessen religiöse und politische Vorträge ein Ereignis waren in den Städten, in die er kam. War die Kirche entschlossen, zum zweiten Male zu dokumentieren, daß sie absolute Feindin alles vorwärtsdrängenden Lebens und Kündens und Arbeitens war? – Sie tat es. Auch Traub wurde seines Pfarramtes für verlustig erklärt.

Traubs Absicht war gewesen, der Kirche die Frage zu stellen, ob [269] sie es wage, einen der Führer der theologisch-kritischen Richtung zu verurteilen und damit diese ganze Bewegung. Jatho war Einzelgänger gewesen. Traubs theologische Haltung ging in eins mit der aller theologischen Führer. – Aber man umging das. Man klagte Traub wegen Beleidigung der kirchlichen Oberen an und verurteilte ihn wegen Unbotmäßigkeit gegen diese. Das war ihm gegenüber eine beleidigende Form der Verurteilung, eines solchen führenden Menschen unwürdig – und es war eine Feigheit der Kirchenbehörden, die den Führer dieser Bewegung loswerden wollte, ohne sich vor ganz Deutschland als Gegner der freien Theologie zu bekennen. So wirkte die Absetzung Traubs als ein besonders erbitterndes Sinnbild kirchlicher Methoden.

Auch seine Absetzung schadete der Kirche mehr als seiner Bewegung. Auch ihm schuf man in Dortmund eine neue finanzielle Existenz. Man hielt Gottesdienste in einem Gasthaussaal, die immer überfüllt waren. Er hielt seine regelmäßigen Vorträge, und seine Vorträge in anderen Städten Deutschlands waren mehr als vorher große Ereignisse, zu denen alles hinströmte.

Die Kirche hatte nur dafür gesorgt, daß die erweckende Kraft, die von solchen Männern ausging, ihr und ihrer Arbeit nicht zugute kam. Mitten in der Kriegsnot hat man Traub die Rechte des geistlichen Amtes wieder zugesprochen. Er hat ein Pfarramt nicht mehr übernommen. Aber hat die Kirche da nicht zeigen müssen, daß sie Kräfte von sich stieß, die ihr sehr nötig schienen, als nun die Katastrophe sich zu zeigen begann, durch die das deutsche Volk gehen mußte – und für die diese Kirche es nicht vorbereitet hatte, in der sie ihm auch wenig sein konnte?

Die Nachfolger Traubs – Der Fall Fuchs

Ich hatte zu denen gehört, die diese beiden Fälle als leidenschaftliche Parteigänger Traubs miterlebt und mitdurchkämpft hatten. In den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften hatte ich dazu geschrieben. Ich war Mitarbeiter auch der Zeitschrift Traubs geworden, die erst „Christliche Freiheit“ und später „Freie Volkskirche“ hieß. Viele Artikel von mir sind dort erschienen. Traub empfand mich als einen seiner nächsten Freunde. Ich weiß noch, daß

bei einer Versammlung der Freunde der „Christlichen Welt“, als Traub sehr leidenschaftlich gesprochen und sehr rücksichtsloses Vorgehen befürwortet hatte, Rade etwas betroffen zu mir sagte: „Und auch Sie stehen zu dem, was Traub will?“ Meine Antwort war: „Ja, natürlich!“ – So war ich der Mann, den Traub in erster Linie seinen Freunden in Dortmund als [270] seinen Nachfolger vorschlug. Ich war mir klar, daß man dort – da Traub ja dort blieb in freier Wirksamkeit – dauernd im Schatten Traubs stehen müsse. Aber ich hatte auch das Gefühl, daß gerade ich mit meiner gänzlich anderen Art eine solche Ergänzung zu Traub sein könne, daß dies „Im-Schatten-Stehen“ eine durchaus normale, für beide Teile befriedigende Wirksamkeit werden könne. Ich konnte neben den leidenschaftlichen Redner wissenschaftliche Vorträge und wissenschaftliches Durchdenken stellen und neben ihm, der imstande war, die großen Massen der Gebildeten und des liberalen Bürgertums zu fesseln, den Versuch machen, die Arbeitermassen Dortmunds zu gewinnen. – So erklärte ich mich zur Bewerbung bereit. Drei Männer wurden in erster Linie zur Probepredigt aufgefordert: ich, Kappes, Tribukait. Ich hielt in der gewaltigen Reinoldikirche in Dortmund meine Probepredigt und wurde einstimmig gewählt – Sommer 1912.

Man muß die merkwürdige Lage verstehen. Man hatte Traub abgesetzt. Aber seine Gemeinde mit ihren sämtlichen kirchlichen Körperschaften stand so restlos zu ihm, daß sie einstimmig den Mann wählte, den er vorschlug. Die ganze Torheit der kirchlichen Entscheidung zeigt sich in dieser Tatsache. Was nun? – Es kam eine Wartezeit von mehreren Wochen, in der sich nichts regte. Ich hatte vor, nach der Entscheidung über die Wahl in Urlaub zu gehen. Ich wartete und wartete auf eine Äußerung der Kirchenbehörde. Sie kam nicht. Da bereitete ich alles vor, wenigstens in der Nähe, in Seeheim an der Bergstraße, eine Erholung zu haben. Am Tage vor der geplanten Abreise kam vom Konsistorium in Münster, gezeichnet von Generalsuperintendent Zöllner, die Anfrage, ob ich die Erklärung der hessischen Pfarrer zum Falle Jatho unterzeichnet hätte – mein Name stehe darunter – und ob ich gewillt sei, diese Unterschrift zurückzuziehen.

Die Tragweite dieser Anfrage war klar: Erklärte ich, daß ich die Unterschrift nicht zurückziehen werde, so wurde ich nicht bestätigt. Nun wollte ich aber keine Unklugheit begehen. Ich verschob meine Reise um einige Tage, fuhr am andern Tage nach Frankfurt zu Erich Förster und beriet mit ihm die Antwort, die ein klares „Nein“ mit einer sehr genau und vorsichtig ausgearbeiteten Begründung war. Gleichzeitig teilte ich der Reinoldigemeinde in Dortmund und Traub den Tatbestand mit. Dann fuhr ich nach Seeheim in Urlaub.

Ich war mit dieser Anfrage in eine tragikomische Lage versetzt worden, die ich jetzt nach so vielen Jahren wohl schildern darf, wenn auch damals niemand den wahren Sachverhalt erfahren durfte. Diese Erklärung, die meine Unterschrift trug, hatte ich in Wirklichkeit nie [271] unterschrieben – obwohl ich sie selbst ausgearbeitet hatte. Ich war in Königsfeld im Urlaub, als das Urteil über Jatho gesprochen wurde. Dorthin sandte ein Freund einen Erklärungsentwurf, den er gleichzeitig vervielfältigt einem ganzen Kreis von Pfarrern zugehen ließ mit der Bitte, diese Erklärung für Jatho gegen die preußischen Kirchenbehörden zu unterschreiben. Ich unterschrieb seine Erklärung – schrieb aber gleichzeitig, mir sei sie viel zu schwach.

In einer halben Stunde schrieb ich einen Entwurf nieder, wie ich mir die Erklärung dächte und schickte ihn mit dem Briefe ab. Ich stand unter dem Eindruck eines Artikels von Naumann in der „Hilfe“, der zum Urteil über Jatho sagte, man sei versucht von einer „Gottlosigkeit des Oberkirchenrates“ zu reden, daß er ein solches Urteil bestätigt habe. So enthielt der Entwurf das Wort von der „Gottlosigkeit des Oberkirchenrates“.

Nach einiger Zeit erhielt ich die Erklärung der hessischen Geistlichen. Es war mein Entwurf, unter den der Freund die Unterschriften gesetzt hatte. Ich hatte sie nur zu seinem Entwurf gegeben und hätte den meinigen erst noch einmal gründlich überprüft, ehe ich ihn der Öffentlichkeit übergeben hätte. Manchmal ist es ein Unglück, wenn man eine solche Autorität bei

seinen Freunden hat, daß diese solche eiligen Dinge selbst ungeprüft von einem übernehmen. Ich hatte einen ziemlichen Schrecken, als ich diese Erklärung in öffentlichen Blättern las, und wunderte mich nicht, daß gerade diese Erklärung wegen ihrer Schärfe von den Gegnern sehr heftig angegriffen und auch von Freunden mißbilligt wurde.

Aber es war ja unmöglich, einem unbedingt feindselig eingestellten und selbst sehr verärgerten Konsistorium diesen Zusammenhang klarzumachen. Man hätte ihm nur Waffen gegen die eigene Sache geliefert. Es blieb nichts übrig, als die Unterschrift anzuerkennen und die Folgen jener Voreiligkeit zu tragen.

Ich war kaum in Seeheim angekommen, als es öffentlich bekannt wurde, daß das Konsistorium zu Münster meiner Wahl die Bestätigung versagt habe. Zunächst wußten die anderen Kurgäste nicht, wer ich war. Aber allmählich merkte ich, daß ich mit immer interessierteren Blicken betrachtet wurde. Jede Zeitung Deutschlands redete ja von mir. Ich war plötzlich ein sehr berühmter Mann geworden, und nun fand ich das wachsende Interesse aller Kurgäste des Ortes. Das war auch eine Lage voller Komik.

Ich selbst habe mich über solche „negative“ Berühmtheit immer wenig gefreut. Es ist schöner, berühmt zu sein um das, was man leistete, als um das, was törichte Gegner einem antaten.

Der nächste Schritt war ein Protest der kirchlichen Körperschaften [272] von Dortmund beim Oberkirchenrat und eine Beschwerde von mir an diesen. Ich habe sie wieder mit Försters Hilfe ausgearbeitet. (Der Oberkirchenrat in Berlin war ja die höchste Instanz aller preußischen Kirchen.)

Nicht mehr ganz klar ist meine Erinnerung. Aber ich glaube, im Zusammenhang mit dieser Protestaktion stand ein Vortrag in Dortmund. Ich habe während dieser Kämpfe mehrere dort gehalten, die überwältigend besucht waren und mich auch in enge persönliche Freundschaft mit einer ganzen Reihe von Menschen dort brachten. Das Große, das solch ein Fall schuf, war dies, daß man nun von weiten Kreisen gehört wurde. Ich nutzte das weidlich aus. So konnte man doch dem mächtigen Gegner allein begegnen, daß man die Schläge, die er austeilte, wandelte in Möglichkeiten, Menschen aufzurütteln.

Wir haben das immer so gehalten. Die Kirche hat uns dauernd mißhandelt und zurückgesetzt. Wir haben alles das immer wieder gewandelt in Möglichkeiten, ihr – oder wenigstens der Frömmigkeit – Menschen zuzuführen. So suchte ich aus der negativen Berühmtheit ein Werkzeug positiver Arbeit zu gestalten.

Die Kämpfe, Eingaben an den Oberkirchenrat, Entscheidungen des Oberkirchenrates, Protestversammlungen usw. zogen sich durch lange Monate hin. Ich habe dicke Bände von Sammlungen von Akten und Zeitungsausschnitten über diese Sache irgendwo in einer Kiste bei meinen Möbeln liegen. Leider stehen sie mir heute nicht zur Verfügung, und ich bin für den Verlauf der Sache ganz auf mein Gedächtnis angewiesen. So kann ich nicht garantieren, daß alles in den Daten wirklich stimmt. Das Sachliche, das ich berichte, stimmt.

Ich weiß, daß eine der wesentlichen Entscheidungen des Oberkirchenrates am 23.12. eintraf. Das war eine der Gedankenlosigkeiten der Kirchenbehörden – oder war es Absicht? –, daß sie einem sehr wichtige, vielleicht niederdrückende Entscheidungen und Verweise an einem Sonnabend vor einem der großen Feste zugehen ließen. Jedenfalls habe ich das recht oft erlebt. Ob sie dadurch erreichen wollten, das auch die Gemeinde durch schlechte, aufgeregte Predigten mitbestraft würde, ob sie dachten, daß die Strafe dadurch erschütternder auf den Pfarrer wirken werde oder ob sie ihm und den Seinen nur die Festtage versalzen wollten – oder ob es eine der Gedankenlosigkeiten war, durch die sich Kirchenbehörden meiner Erfahrung nach sehr auszeichnen – das weiß ich nicht. Ich war jedenfalls bald so abgehärtet, daß es

weder mir noch meiner Frau, noch der Familie auch nur einmal eine Sekunde der Festfreude kostete, wenn solche Dinge kamen. Ich hoffe, daß auch die Gemeinde in den Predigten davon nichts merkte. Unsere Stimmung diesen Dingen gegenüber [273] drückte mein Schwiegervater einmal aus, als er gefragt wurde, wie es seinem Schwiegersohne ginge. Er antwortete: „Von Fall zu Fall gut!“ Im Sommer 1913 erwarteten wir unser viertes Kind, Christel. Ich erinnere mich, daß meine Frau immer wieder seufzte: „Aber ich wüßte doch gern, wo nun das Kind das Licht der Welt erblicken wird.“ – Darin drückte sich jenes Gefühl von Unsicherheit aus, das den Menschen ergreift, der nicht mehr weiß, wo nun eigentlich seine endgültige Heimat und Wirkungsstätte ist.

Auch für Rüsselsheim selbst war diese dauernde Unentschiedenheit lähmend. Doch zeigte sich, daß ich so nahe Freunde in allen Kreisen der Gemeinde hatte, daß die Teilnahme an den Kämpfen und der Stolz auf ihren berühmten Pfarrer, nach dem sie überall gefragt wurden, die Bitterkeit um die Frage, daß ich vielleicht von ihnen weggehen würde, ja mich dazu bereit erklärt hatte, verschwinden ließ.

Christel wurde geboren. Frau Elma Traub wurde ihre Patin. Immer noch war die Sache nicht entschieden. Endlich fiel die endgültige Entscheidung und Dortmund mußte sich zu einer anderen Wahl entschließen. Man wählte den anderen der beiden Probeprediger von damals, Kappes. Als dieser nach einigen Jahren abging, wurde Tribukait gewählt. So kamen alle drei zu ihrem Rechte und der Letzte wurde der Erste.

Es ging also alles ganz und gar biblisch zu Ende.

Gewaltig waren die großen Protestversammlungen, auf denen ich in Dortmund sprechen konnte, und eng blieb die Verbindung mit den Kreisen dort und Rheinland und Westfalen bis in den Krieg hinein. Dann erst kamen die neuen schweren Wendungen, die auch hier neue Trennungen und andere Verbindungen schufen.

Hinzufügen muß ich noch, daß die Fälle Traub und Fuchs ja nicht die einzigen sind, die um Dortmund spielen. Schon einige Jahre früher war César aus Thüringen nach Dortmund gewählt worden. Er wurde – ebenfalls von Zöllner – nicht bestätigt, weil er über die Frage des Glaubens an die Stelle des zweiten Glaubensartikels „Geboren von der Jungfrau Maria“ nicht genügende Auskunft geben konnte. Als ich später in Thüringen mit César in enge Arbeitsgemeinschaft kam, bildete das schon ein Band zwischen uns und brachte mir seine prächtige, kraftvolle und rücksichtslos wahrhaftige Persönlichkeit besonders nahe. [274]

Der Abschluß – von dem man nicht wußte, welch ein Abschluß einer ganzen Zeit es war.

Nun war es 1913 geworden. Die Befreiungskriege wurden gefeiert. Wir feierten sie und ihre patriotische Erhebung mit. Wie viele Vorträge habe ich gehalten in kirchlichen Kreisen, in Volksbildungskreisen über jene Zeit. War ich doch als Forscher, der den deutschen Idealismus bearbeitet hatte, der Fichte und Schleiermacher und ihr Leben gründlich kannte, der nun Stein und Napoleon studiert hatte, einer der Berufenen, zu reden. Ich tat es begeistert. Wie sollte unsereiner nicht fühlen, daß damals zum ersten Male etwas von jener Verantwortung des einzelnen für sein Volk und dessen Zukunft sichtbar wurde, zu dem Naumann uns geweckt hatte, von dem wir die Erneuerung und kraftvolle Zukunftsgestaltung unseres Volkes und Staates erhofften. Gerade das wollten wir pflegen, und Fichtes Reden, Schleiermachers Predigten aus 1806 und später wurden dargestellt, und es wurde zu der Verantwortung aufgerufen, die sie bewegt hatte.

Wir erlebten Gerhart Hauptmanns Festspiel mit und den Kampf darum und fühlten hier schon, daß da ein anderes Deutschland war, dessen Wesen uns immer wieder bange machte. Wir fühlten in allen diesen Feiern einen Einschlag von Militarismus und nationaler Überhitzung, der bedrückte. Aber wie sollten wir ahnen, daß es der Ton einer furchtbaren Todes-

trommel war, der da an unser Ohr klang, wenn dies uns bedrückte? Wir hofften durch unser Arbeiten und Kämpfen diesem allem die Erneuerung abzuringen, in der wir Zukunft sahen. Wir wehrten der Ahnung, daß wir dort stünden, wo nun eine ganze Kulturepoche und Gesellschaftsperiode zu Grabe gehen müsse, auch das mitgetroffen werde, was uns heilige und liebe Tradition und heiliger Besitz in Kirche und Volk war. Manchmal denke ich, hätten wir dieser Ahnung doch nicht gewehrt und uns noch leidenschaftlicher und rücksichtsloser für einen anderen Geist eingesetzt. Manchmal denke ich, wir haben uns ja nach Kräften gewehrt. In der ruhe- und rastlosen Arbeit, die ich tat, lag doch etwas von diesem Wissen, daß es Entscheidung sei, ob es bald, bald gelinge, die Zukunft nicht bei der Gewalt und dem nationalen Stolz, sondern bei der ernsten und tiefen Verantwortung für Wahrheit, Recht, Leben und Glück und Seele der Gedrückten zu suchen.

Warum aber sollten wir 1913 nicht feiern, wie wir 1909 Schiller gefeiert hatten, in dem Versuch, alle die starken Kräfte ethischer Begeisterung und Verantwortung zu wecken, die in jenen Männern lebten und aus ihren Werken heute uns rufen. Und doch – wie klein [275] war wieder der Kreis, der anders feierte, als es in den offiziellen Feiern war, der geistig hier mit uns ging! –

1913 ging hin. Wir spürten, daß es in der Welt unruhig wurde und die so oft gebannten Gegensätze schroffer sich erhoben. – Zum ersten Male wurde mir eine Ahnung der ungeheuren Gefahr, als ich im Frühjahr 1914 auf der Studentenkonferenz der Schweizer in Aarau sprach. Dort trat mir der schroffe Gegensatz auch der Masse der deutschen Schweizer gegen Deutschland erschreckend entgegen. Ich fühlte, wie Deutschland gefürchtet wurde als ein Koloß, der mit seinen gewaltigen Macht- und Geldmitteln, seinem großen kapitalistischen Aufstieg die kleinen Nationen in seinen Bann zwang, dort den Kapitalismus begünstigte, von diesem als Schutzmacht empfunden, um so mehr von allen Gegnern des Kapitalismus gehaßt wurde. Vergeblich suchte ich ihnen deutlich zu machen, daß das deutsche Volk als solches mit ihnen im Kampfe gegen diese ungeheure Gefahr stand. Man sah von draußen nur das, was bei uns herrschte und die Politik lenkte, einen macht- und erwerbsgierigen Kapitalismus, roher und rücksichtsloser als der irgendeines der großen Völker. Man nahm es nicht an, wenn ich sagte, daß er eben rücksichtsloser sei, weil er gefährdeter sei als der Englands und Frankreichs. Aber – sosehr man in der Schweiz schon auf den sich vorbereitenden Krieg hinwies, ich glaubte nicht an die Möglichkeit eines solchen. Ich war fest von der Wahrheit der Friedensreden unserer führenden Staatsmänner und Wilhelms II. überzeugt, die ja auch ehrlich gemeint waren, die aber nichts nützten, wenn man nicht die Politik grundlegend änderte. Das aber eben sah man nicht. Wir alle sahen es nicht.

Mein Vortrag in Aarau handelte von der Frage religiöser und ethischer Haltung und Lebensfreude. Ich wies darauf hin, daß der Mensch die Pflicht habe, froh zu sein, Freude zu bereiten, daß die Freude eine der großen erzieherischen und ethischen Gestaltungsmächte der Menschheit sei, falsche Freude, unwahrhaftige Freude aber zerstörende Macht. So müßten wir alle mithelfen, daß allen Menschen wahrhaft echte, edle Freude zugänglich sei, sonst müsse Menschentum an dem Hunger nach Freude zugrunde gehen, der es in unechte Freude hetze, wenn ihm echte Freude nicht zugänglich sei. Ich hatte davon gesprochen, daß man dem Menschen geradezu von einer „Pflicht zum Genuß“ reden könne.

Da kam nach dem Vortrag Lhotzki zu mir, der auch einen Vortrag auf der Konferenz hatte und sagte: „Wenn Sie mir diesen Vortrag zu einem Buche ausarbeiten mit dem Titel ‚Pflicht zum Genuß‘, so nehme ich das sofort in meinen Verlag.“ Ich tat es später, und das [276] Buch wurde veröffentlicht unter diesem Titel, gewidmet der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund und ihren kirchlichen Körperschaften.

Mir scheint, dies Buch, das von allen meinen Büchern am besten verkauft wurde, ist so recht in Abschluß der Zeit, die nun zu Ende ging. Es ist in manchem veraltet, im Grundgedanken nicht. Es ist ein Erbe für die Zukunft mit seinem Rufen nach echter Freude, seinem Hinweisen auf die Möglichkeiten echter Freude. Sein Fordern echter, wahrhaftiger, tiefer, lebensgestaltender Freude wird immer nötiger, je mehr die Not und der Kampf der Arbeit und Gesellschaftsgestaltung alles und alle zu erdrücken drohen.

Ich bin froh, daß ich dies Buch geschrieben habe und zusammenfaßte, was hier zu sagen war, obwohl man es mir manchmal vorwarf und manchmal „ernste“ Theologen mich dadurch charakterisierten, daß sie mich als den Mann der „Pflicht zum Genuß“ vorstellten und angriffen. Man lese das Buch und befolge es. Das wäre wichtiger als das Ablehnen und Gleichgültignehmen einer der ganz großen erzieherischen Aufgaben, die keiner Kirche gleichgültig sein dürfen.

Zwei recht fröhliche Erinnerungen sind mir von jener Aarauer Konferenz geblieben. Ich hatte die Verse Gottfried Kellers „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt“ – als ein Wort von Goethe zitiert, und man protestierte dann dagegen, daß man auch dies für Deutschland annektieren wolle. Ich konnte sehr höflich sagen, daß man doch auch einen solchen Irrtum des Augenblicks nicht zu ernst nehmen dürfe; so gefährlich, wie man denke, seien wir denn doch nicht.

Und jene Rede von Pastor v. Greyerz von der Uhr, die ihm auf der Kanzel stehengeblieben war, die nun beim Uhrmacher sei; statt dessen – er zeigte sie der Versammlung hin – trage er nun die kleine Uhr seiner Frau. So aber müsse es im Pfarramt sein (es war die Tischrede auf die Frauen): „Wenn er nicht geht, geht sie!“ So schloß diese köstliche Rede. [279]

VI.
GEDANKEN AN DER WENDE DER ZEITEN

Wenn ich nun jenes alte Büchlein „Pflicht zum Genuß“ wieder lese, so scheint es mir, daß es ein gar lebendiges Bild dessen gibt, was ein ernster Mensch damals erlebte, ersehnte und ahnte. Es ist wohl wichtig, daß wir uns dessen wieder erinnern. Wir waren blind und doch nicht blind. Wir sahen die geistige Not – aber nicht tief genug. Doch wir rangen um ihre Überwindung – nur mit mehr Hoffnung als Grund war. Ich lasse in einigen Stellen dies Bild an uns vorüberziehen:

1.

Ja, wie war es doch vor diesem Kriege? Da schauten wir zurück auf die versinkende alte Zeit. Dem gilt auch unser Kampf, daß sie bleibe, diese neue Zeit. Sie hat einen heißeren, wilderen Atem als die alte Zeit, die für unser deutsches Volk versinkt ...

Die Alten, die Vorsichtigen, stehen und sagen: Wohin soll das führen? Wird nicht die Kraft des Körpers vorzeitig verbraucht in dieser Leidenschaft von Erwerb und Genuß gleichzeitig, in dieser Hitze und Gewalt von Arbeit und Lust ohne Ruhe und Ende? Wie rasch werden eure Nerven müde, und wie rasch ist das Leben verbraucht! Wo soll die Kühnheit eurer Pläne hinführen? Einmal werden sie alle zerschellen und uns mit in den Ruin hineinziehen.

Wer will noch an dunkler Stelle seine Pflicht tun? ... Ist Geld erworben, so fliegt es fort ... Aber Geld will angesammelt sein als sichere Grundlage des Daseins ... Alle Zucht und Sitte, Treue und Pflichterfüllung, Gesetz, Ordnung, Sichselbstimzaumhalten wird zerbrochen vom heißen Atem eurer Lust ...

Der Mensch der neuen Zeit antwortet: Haben wir es nicht von unsern großen Staatsmännern gelernt – von einem Bismarck –, was es heißt, durch seine Arbeit die Welt zu bezwingen und die Größe des Lebens in der wachsenden Macht über Menschen zu genießen? ... und die Freude am mächtigen, gewaltigen Aufsteigen ... von den Männern der Industrie ... die Deutschlands Größe schufen? Haben wir nicht gelernt, mit weitem Blick hinauszuschauen über die ganze Welt, von den gewaltigen Kaufleuten ... Nun ist die Seele in uns erwacht, und wir können nicht mehr zurück. Die heiße Wildheit des Begehrens, das Gefühl für die Größe der Welt erfaßt einen Menschen um den andern, und er muß sich eine Art des Lebens, Wirkens und Freuens schaffen, die seiner Seele Befriedigung gibt ...

Der Mensch und sein Leben und seine Freude sind mehr als das Geld. Der Philister dient dem Gelde, der starke Mensch dient der Freude ... und nur um ihretwillen dem Gelde ... Der Mensch will nicht mehr dem Toten und Fremden dienen, sondern dem Leben und dem Eigenleben ... Wir wollen mit glühender Seele leben ...

[280] Es ist uns, als dürften wir diesen Ruf nicht ungestraft an uns vorübergehen lassen. Oder ist es eine Täuschung? ... Haben nicht die Warner recht? ... Welche Roheiten wachsen um uns auf, da die Menschen meinen, für ihre Lust dürften sie alles tun, ihre erste Pflicht sei, das heiße Begehren ihrer Seele zu stillen? ... Menschen voll Hingabe an allen Lebensgenuß hören wieder die Stimme solcher Warner und finden eine Wahrheit darin ... Unsere Zeit ehrt das Mönchtum und die Strenge der Askese und die Weltabgeschlossenheit der römischen Kirche. So wird aus dem großen heißen Begehren eine große Unsicherheit: Dürfen wir genießen?

(Aus: „Wir wollen genießen“.)

2.

Irgend jemand muß die stille und demütige Arbeit an den Grundlagen der Kultur tun ... Vom Lande zieht der Bauer und Landarbeiter zur Stadt – denn dort ist der Glanz, der Prunk, der

Genuß, den er ersehnt ... Was Gesundheit und Kraft für eine Familie bringen sollte, wird für Alkohol, Putz und Vergnügen ausgegeben ... Wenig Kinder will man haben, um das Leben genießen zu können

„Panem et circenses“ schrie das alte Rom: Essen, Trinken, Spannung, Massenansammlung, Weib ruft die Masse der neuen Zeit. – Es wäre ein Irrtum, wenn wir unter „Masse“ nur an die sogenannten „unteren Stände“ denken wollten. Masse sind alle, die in solchen Dingen ihre Freude suchen ...

Gewaltig ist die Technik der Massenvergnügungen gewachsen ... Wir haben im Kino und andern Vergnügungen in steigender Weise die Entwürdigung des Ernsten, Schreckensvollen und Grauenvollen zu Vergnügungen der Masse. Über das alles hinaus türmt sich das Anwachsen der geschlechtlichen Zügellosigkeit ... Erwacht nicht das Raubtier im Menschen ...?

Deshalb geht durch unsere Zeit der Schrei nach Wiederaufrichtung und Stärkung der alten Autoritäten ... Ist die Gier nach Genuß ... wirklich ein Zeichen erwachenden Menschentums? ... Alternde Menschen – innerlich alternde Menschen – und alternde Völker brauchen die Raffiniertheit – die Jugend braucht nur das Leben selbst ...

Der Reiz ist die Müdigkeit des Alters – und ist wieder das Mittel, mit dem das müde gewordene Alter seine Herrschaft behauptet und die Völker vernichtet ... sättigen wir das Begehren mit Wein, Weib, Ehrsucht und Gewinnsucht, bis es gelernt hat, daß die Welt, in der wir leben, dem klugen Menschen alles bietet, was er braucht, daß er [281] großer, kühner Pläne, großer, neuschöpferischer Gedanken ... großer Umwälzungen, höherer Genüsse gar nicht bedarf ...

Die große brennende Sehnsucht der Jugend führen wir ins Wirtshaus, ins Bordell, bis aus der großen Sehnsucht ein Begehren nach schmutzigem Aufstacheln der Sinnlichkeit geworden ist. Was sie dann noch mitbringt von Glut und Sehnsucht, lenken wir mit allen Mitteln in die Wege armseligen Ehrgeizes, in den Kampf um äußeren Glanz des Reichtums oder der Titel und Würden, daß wir ein zufriedenes Geschlecht großziehen.

Wir meinen und hoffen, daß in unsers Volkes Seele solches Begehren lebendig geworden ist ... nach dem Großen, Glutvollen, nach dem Leben ... Suchen wir den Weg ... da wir es zur herrlichen, zukunftsvollen Lebensgestaltung werden lassen ... Der Weg der Masse kann es nicht sein ... Die Masse muß überwunden werden... Aber Lebensgestaltung kommt nur aus der Glut des Lebens, nicht aus der Verzagtheit.

(Aus: „Die Genüsse der Masse“.)

3.

Odi profanum vulgus et arceo! – Ist es nicht berechtigt, daß dies Wort als eine Lebensmacht in der Seele feiner, vornehmer Menschen aufsteigt ... Sie suchen einen Lebensgenuß voll Vornehmheit, Zartheit und Würde. Dennoch soll es ein Leben mit glühender, wonneerfüllter Seele sein!

Da sind die gewaltigen Feuergeister voll Sturm und Leidenschaft, die in heißem Kampf um Wahrheit, Recht, Frömmigkeit die Menschheit vorwärtsschieben. Da sind die feinen, zarten Geister, die mit offenen, lichten Augen alles Wesen, alle Schönheit der Welt und des Menschen schauen und darstellen. Da sind die nachdenklichen Menschen, die auf allen Lebensgebieten die Wahrheit zu ergründen suchen und unendliche Schätze der Wahrheit und Weisheit ans Licht bringen. Da sind die Frommen und Stillen, die in heiliger Wärme des Gemütes das Leben von innen her erleuchten und höhere Werte in ihm finden und darstellen ...

Mit all diesem suchen sich viele Menschen ... über die Masse zu erheben und von ihr zu scheiden ... Wir wollen klar und deutlich sehen, daß in diesem aristokratischen Lebensideal ...

die glühende Seele brennt und leuchtet, in der das Menschentum neu erwacht ... Wir wollen aber auch die Gefahren für die Glut der Seele nicht verkennen, die es mit sich bringt. – Gar oft endet das, was der Seele [282] Glut geben soll, wieder in großer Müdigkeit, der Überfeinerung, die die Last und Härte des Lebens nicht mehr tragen kann ...

Diese Flucht vor der Masse – sei es in die Vergangenheit, sei es in die Vornehmheit oder Schönheit – ist kein Überwinden der Masse ... Weil der Aristokrat sich erheben will über die Masse, wird ihm das Schauen auf die andern ein Lebens- und Genußbedürfnis ... Sie schaffen sich Lebensformen, die sie von der Masse abheben ... und in dieser Vornehmheit fehlt doch die rechte, echte Schönheit ... Ihr Genuß liegt in dem Glanz, der sie von der Masse abhebt, also in einem Reiz und nicht in einem Wert ... Schließlich verfällt der Aristokrat dem Unaristokratischsten, was es gibt, dem Hochmut, der seinen Wert vor andern – dem Pöbel selbst – zur Schau trägt ...

Scheide dich nicht von der Masse ... Es gab immer Menschen, die jene feine Zartheit des Seelenlebens als Erbe alter Tradition mitbrachten ... Sie wollten aber so zart und fein die Schönheit für sich genießen ... da kam auch über sie die große Müdigkeit ... Wir müssen an der Überwindung der Masse mitarbeiten. Dann wird ein Kraftquell in uns aufgetan ... Wir sind Brüder! – Sobald wir den Lebensgenuß suchen ... für uns allein ... stirbt unsere Seele und mit ihr die Freude – oder es kommt die große, sehnsuchtsvolle Trauer und Müdigkeit.

(Aus: „Die Aristokraten des Genusses“.)

4.

Glücklich ... die Kinder, deren ... Elternpaar die Kraft echten, wahren Genießens in sich trägt ... Es ist ein königliches Erbteil, dies Erbteil klaren Gefühls für Wahrheit, echten Lebenswert und reinen, lebenserhöhenden Genuß. – Selig das Haus, das es besitzt. Seine Kinder können nicht von der Masse besiegt werden, sondern tragen die Ahnung des höchsten Genusses von Jugend auf in sich.

Das ist die Sklavenhaftigkeit der Seele, wenn sie sich ihre Freude nicht selbst schaffen kann, sondern sie in ohnmächtiger Gier suchen und darüber sich und ihres Körpers Kraft vergeuden muß ...

Gehe mit mir durch die Räume eines reichen Hauses ... Für Zehntausende wird dort die Schönheit gekauft ... Deshalb ist immer nur Freude darin, wenn andere kommen und bewundern – denn für andere, nicht für die eigene Seele und ihre stille Freiheit ist hier alles geschaffen. Wenn hier Kinder aufwachsen: wo lernen sie die zarte Wärme kennen, die an dem Schmuck hängt, den der Mutter Hand und Wesen dem Raume gab – ach, wie bescheiden kann er sein und bringt doch den Lebensstrom aus einer Seele zu einer andern hin, und damit die kraftweckende Freude ...

[283] Gehe hin mit mir durch eine armselige Straße der Großstadt... Auch dort wachsen Menschen auf, die nie lernen, wie das Kleinste Freude bringt, wenn es von zarter Hand und verstehender Seele geordnet, geschmückt und zum Ausdruck inneren Wesens gemacht wird. Wie sollen sie Freude suchen anders als draußen im Tollen und Toben, dort, wo wenigstens geschmückte Menschen sind, wo die Nerven aufgestachelt werden, die sonst so müde und stumpf sind! ...

Wo die Berührung mit dem schaffenden, frohen Leben ist, wo uns irgend etwas den Lebensstrom aus einer anderen Seele zu unserer Seele leitet, da ist der wahre, echte Genuß ...

Nun verstehen wir, warum die Aristokraten des Genusses müde werden. Die Masse in ihrer Roheit schreckt uns ab und macht uns einsam; aber sobald wir uns innerlich gänzlich von ihr wenden, wird es öde in uns: denn des Lebens Strom fließt für den Menschen am gewaltigsten

im Menschen ... Genießen und schauen können, was die Masse nicht kennt, noch nicht kennt, aber *für* die Masse. Und Kampf daneben gegen alles, was die Masse zur Masse macht ... So helfen wir, unser Volk aus der Roheit zur reinen Kraft heben.

(Aus Teil: „Du sollst genießen!“)

5.

In mannigfaltigen Gestalten von Göttern und Göttinnen wurde unsern Vorfahren das gesamte Leben der Natur zu einer klar geschauten Wirklichkeit ... Ein Heer unheimlicher Eisriesen brachte den Winter ... Gewaltig spricht aus diesem einen Bilde uns die Zeit, da Jahr um Jahr der Mensch sein bißchen Leben den Todesgewalten der winterlichen Natur abringen mußte. Dann aber stieg die Sonne auf und brachte neues Leben ... Welch eine liebliche, gütige und doch wieder heldenstarke Göttin war sie! ... Aus dem Boden hob sich die grünende Saat ... die kleinen Erdgeisterlein sind es, deren jedes voll Fleiß und gütiger Liebe sein Körnlein bildet und schafft. Ihnen dankt man und opfert man bei der Ernte ... uns zeigen diese Vorstellungen, wie abhängig die Menschen von all diesen Ereignissen und Begebenheiten des Naturlebens waren ... Hineinverflochten in die Natur erlebte der Mensch das alles mit wie sein eigenes Leben, und sein Herz wurde warm und groß und lebendig fühlend für das Leben um ihn ... Wo sind gewaltigere Gebilde eines lebendigen und zartfühlenden Menschenherzens als diese Göttergestalten und Götterschicksale der alten frommen Dichtung?

Nun wuchsen die menschlichen Gemeinschaften. Nun stieg die Technik höher, mit der man die Natur ... in den Dienst des Men-[284]schen zwang ... Nun drängten sich die Menschen in den Städten zusammen. Nun bauten sich die Mauern um den Menschen, und es begann das große Sterben. Pest, schwarzer Tod waren die ersten Kämpfer gegen den naturfremden Menschen. Die steigende menschliche Wissenschaft wurde ihrer Herr. Tuberkulose, Krebs, Nervosität rückten als zweite Reihe ... heran. Preisgegeben ist ihnen der Körper des Menschen, denn er ist abgeschlossen vom lebendigen Schaffen der Natur und vom Kampf mit ihren Gewalten ...

Uns fehlt dies Ringen mit der Natur. Tausenden fehlt es ... das ist ein Glückszeichen unserer Zeit – ... sie suchen die Freude im Ringen mit der Natur ... einen Weg gewaltigen Genusses und jauchzender Freude ... auf dem unser Menschenwesen zu einer Quelle des Lebens zurückkehrt.

(Aus Teil: „Wir gehören zur Natur!“)

6.

Uns alle hat etwas von der Lust ergriffen, wieder in der Natur zu stehen und mit froher Kraft die Hindernisse zu bewältigen, die sie uns in den Weg legt, und wir fühlen die Schwachheiten des Körpers schwinden und hoffen, daß ein kräftigeres Geschlecht heranwächst – aus unserm Genuß der Natur!

Diese Genüsse sind ein Segen für die Menschheit, für andere ... Den einzelnen nehmen sie wieder einmal heraus aus dem wohlbehüteten Gehege dieser Kulturgemeinschaft; hinein in die weite, freie, wilde Natur. Nun sei wieder einmal ein Kämpfer, der seine Körperkraft rührt, nun sei wieder einmal ein Mann, der sich selbst hütet und sich selbst seinen Weg sucht ...

Auf vorgeschriebener Bahn werden wir nützliche, höchst nützliche Glieder der Menschengemeinschaft; aber entwickelt werden doch nur bestimmte Kräfte ... die andern liegen brach. Da steigt sie in uns auf, die große Lust: hinüber zur Einsamkeit, zur Natur ... Da kann er wieder etwas vom Wachsen der Kraft, der Lebenslust, des kühnen Mutes, des Selbstvertrauens erleben, das jene hatten, denen die Kultur noch nicht solch eine enge Sicherheit geworden war wie uns.

Wo das Hinausdrängen in die Natur nicht ausreicht, da schaffen wir uns im Spiele den Sport ... Im Spiele lernen wir wieder als einzelne etwas zu sein und zu leisten.

Wundern wir uns, daß Menschen bitter werden, die sich nur fühlen können als Glieder des großen gemeinsamen Arbeitsprozesses der Menschheit und nicht mehr die Lust des Alleinseins und Einzelnseins kennen? Frische Luft und Sonnenschein für den Körper ... kühnes [285] Unternehmen und Kämpfen mit den Kräften der Natur ... Wecken der großen kindlichen Lust an dem allem von Jugend auf, wie ist das so wichtig für unser ganzes Volk. Aber brauchen wir dies Wecken noch? Sind nicht Sport und Spiel schon fast zuviel in der Welt?

Was den Menschen in die Natur hineinstellen und ihr gegenüberstellen sollte ... was ihn dazu bringen sollte, als einzelner seine Kraft zu fühlen, das ist von der gierigen Zivilisation gepackt und zu einem Mittel des Massenehrgeizes, der Massensensation und Suggestion geworden ... Wie sollte auf stauberfüllten Rennplätzen die Gesundheit sein und im Kampfe um einen silbernen oder goldenen Pokal die Freude, die der alte Deutsche hatte, wenn der Bär oder Auerochs besiegt zu seinen Füßen lag. Weg mit dem Ehrgeiz und der Massensuggestion, die unsere Freuden beschmutzen!

(Aus Teil: „Genieße wieder den Kampf mit der Natur“.)

7.

Glaube nicht, daß du die Natur vorstehen kannst, wenn du sie nur vom weiten siehst. Suche dir Gelegenheit, mit ihr zu arbeiten und das lebendige Wesen ihrer Geschöpfe zu verstehen. Tiere und Pflanzen zu pflegen ist eine Quelle heiligen Genusses ... Deshalb sollte jeder Mensch ein Gärtlein besitzen, und sei es noch so klein. Dort sät er sich seine Samenkörnlein und sieht die Keime kommen und die Blätter sich entfalten. Dort bewacht, behütet und pflegt er die selbstgesäten und selbstgepflanzten Blümlein. Da werden sie seine Freunde, deren Lebensbedingungen er wieder kennt und versteht, deren zarte selbstschaffende Kraft er liebt ... Das wollen wir uns sagen, daß es keine menschenwürdige Welt ist, die den Menschen von dem Leben der Natur abschließt ... daß so Tier und Pflanze tot werden für den Menschen und nicht mehr seine Freunde sind ... Lasset uns kämpfen, daß jedem Glied unseres Volkes diese Freundschaft wieder möglich werde.

Als die Frau im Hause des Bauern ... die Pflegerin mannigfaltiger lebendiger Geschöpfe war, da wurde dies innere Gefühl für das Leben und seine Gesetze in ihr sehr stark ausgeprägt und kam wieder der Erziehung ihrer Kinder zugute ... Nun ist die Frau in die vier Wände einer städtischen Wohnung eingeschlossen ... Sie verlernt es, innere Eigenart und lebendige Gesetzmäßigkeit zu suchen und ihr Wesen so einzurichten, daß sie solcher Notwendigkeit des Lebens bei andern dient. So sterben unsere Mütter aus ...

Nimm ein Stück Holz zur Hand ... es hat seine eigene Bauart, Faserung und Maserung. Es gehört zu den feinsten Genüssen des [286] Menschen, einen solchen Stoff entsprechend seiner Eigenart zu bearbeiten ... Das waren Zeiten reichen Lebens, als jeder Mensch noch tausenderlei verstand und deshalb auch auf vielen Gebieten das Echte von dem Unechten zu scheiden vermochte ... Eine Quelle reichen Genusses ist es, auf allen Gebieten menschlichen Schaffens sich ein Gefühl für die innere Gesetzmäßigkeit des Stoffes zu erwerben und ihn genießen zu können in dem, was Menschenhand schuf.

Da kamen Künstler, die uns lehrten, was das Material ist und wie man die Dinge herstellt ... Wir sahen eine Töpferwerkstatt und eine Weberei und andere Fabriken und sahen Dinge entstehen und fühlten nun nach, wie die Formen sein mußten ... und was unnatürlicher Zwang und Künstelei war ... Bescheidenheit trat an die Stelle des Prunkes, aber eine Bescheidenheit von stolzer Ehrlichkeit und Echtheit ...

Dann drängt sich uns wieder das häßliche Treiben auf, das sich Häuser baut, um andern durch ihren Prunk zu imponieren ... Dann werden wir irre an unserer Zeit.

Unsere Arbeit, sei sie ein Handwerk am Material, das die Natur uns liefert, sei sie eine Arbeit an Menschen ... sei durchdrungen vom Gefühle für das, was echt und wahr und Naturgestaltung ist ...Was macht die Jugend jung? Daß sie die Echtheit des Lebens sieht und allein würdigt und nicht ... die falschen Schätzungen menschlicher Gemeinschaften, nicht das feige Beugen vor unwahrhaftigen Erscheinungen kennt ... Lerne die Wahrheit der Natur genießen, und du wirst jung bleiben bis ins Alter.

(Aus: „Die Arbeit mit der Natur“.)

8.

Es ist Winter, und dort steht vor hellem Himmel ein mächtiger Baum. Wie steigt sein dunkler Stamm zur Höhe! Wie teilen sich seine Äste! Wie fein und edel verzweigt sich sein zartes Geäst dort oben! Eine wundersame Bildungskraft redet hier zu dir ... Mit diesem kraftvollen Stamm steigt etwas in dir zur Höhe. Mit diesen feinen, edlen Zweiglein fühlt etwas in dir sich edel und fein geleitet. Wenn ich es doch zeichnen, malen könnte! ...

Es will Frühling werden. Leiser, brauner Schimmer legt sich über alle Zweiglein, über den ganzen mächtigen Baum ... Dann springen die Knospen, und die Blättlein werden, und die Blüten schimmern. Ein Quellen schaffender Kraft und geformter Schönheit ... daß es ist, als müsse sich unser ganzes Wesen darin auflösen ... Wie klein [287] bist du neben diesem Gewaltigen, das da um dich Hallen baut und über diesen Wald hinaus über die ganze Erde geht und wohl von Weltkörper zu Weltkörper, das ewige Wachsen, Schaffen und Werden des Lebens ...

Vor unendlicher Ehrfurcht bebt unser Herz ob dieser Einheit, dieser Größe des Schaffens, aus der unsere Welt, aus der wir aufgestiegen sind ...

Nicht einmal zu fremden Weltteilen, nicht eine Stunde von deinem Wohnort mußt du gehen, in deinem kleinsten Gärtlein erlebst du täglich das Unerhörte, das Gewaltige ...

Wie sind doch die Menschen so blind geworden ... jagen durch die Welt hin ohne Rast und Ruh nach immer neuen Eindrücken. Aber keines Eindrucks Größe schöpfen sie aus, daß das Leben, das große, freudebringende Leben ihre Seele berührte ... Kaum strahlt die Frühlingssonne, da öffnen sich überall im „Grünen“ die Wirtshäuser ... Lärm, Wein, Bier, Musik, Tanz, Reiz jeglicher Art bringt man mit zur Natur.

Reich ist unser Volk geworden, ungeheuer reich, für alles hat es Geld. Trotzdem müssen Kinder aufwachsen, ohne Blümlein und freie Natur wirklich zu kennen und mitzuerleben ... Tausend gierige Arme ziehen sie hinein in die Welt des Reizes, daß sie ihr verfallen und den Erzeugern der Reize helfen, reich zu werden. Da müssen wir arbeiten, daß diese Armut aufhöre ... und wir jedem die Möglichkeit geben, ein echtes Fühlen für das schaffende Leben zu haben, und für die Herrlichkeit seines Heimatlandes ringsum.

(Aus: „Gott-Natur“.)

9.

Eine Offenbarung ... hat uns jedes Bild von der Natur zu bringen. Wie ringen die Künstler, wie müssen sie oft ringen, erschütternd, um das darzustellen, was ihr inneres Auge als den Zug des schaffenden Lebens in diesem kleinen oder großen Geschöpf, in dieser Landschaft, in diesem Stück Natur gesehen hat ... Das Geheimnis der schaffenden Natur spricht durch sie, enthüllt sich durch sie den andern, und sie sind fast nur Werkzeug ... Lernen sollen wir aus allen solchen Bildern, auch den Zug des schaffenden Lebens in den lebendigen Geschöpfen, in der weiten Natur zu schauen.

Wem unsere Großen die Augen geöffnet haben, der kniet vor dem Gänseblümlein und Grashalm mit Albrecht Dürer ... Er steht vor der gewaltigen Bergwelt und fühlt die wühlenden, tobenden Kräfte, die sie aus der Tiefe heben, weltschaffende Majestät ...

[288] Wenn wir etwas davon fühlen können im kleinen und großen Sein des Lebens um uns, dann wollen wir nicht vergessen, die Lieder unserer Dichter aufzuschlagen ... umsungen und umklungen von Klängen urgewaltigster Art, von Liedern der zarten und tiefsten Schönheit ... Das klingt aus Urzeiten in Psalmen der Israeliten und Liedern anderer Urvölker ... Dann steigt es hinauf zum wundersamen Gestalten des großen Goethe ... Überall wird uns das Herz gewärmt und das Auge geöffnet, daß es hineinlassen kann, was von Leben und Schönheit um uns her lebt und redet ...

Da sind wir wieder bei dem Jammer um die Menschen. Wieviel Afterkunst singt ein sentimentales Lied ... ohne den Zug des schaffenden Lebens auch nur gesehen zu haben! ... Wie viele Menschen sind durch die Armseligkeit ihres Lebens, wie viele durch die Behaglichkeit ihres Reichtums vom Verständnis der großen Schönheit ausgeschlossen ... Du mußt die große, erhabene Kunst genießen, daß deine Seele weit, klar und dein Auge ein helles Fensterlein für das Leben, den Reichtum der Natur wird und du andere lehren kannst, auch mit hellen Augen das überquellende Leben zu schauen, das große Lebensglück in sich aufzunehmen und die Lebenskraft zu mehren.

(Aus: „Die Kunst als Lehrmeisterin des Naturgenusses“.)

10.

Wenn das kleine Kind zum bewußten Leben erwacht, ist es seine erste Arbeit und seine erste Lust, die Herrschaft über seine Glieder zu erlangen. Nie wird es ihm zuviel, in immer neuen Versuchen auszuprobieren, was es mit ihnen leisten kann. Jauchzend erlebt es einen neuen Erfolg dieser Bemühungen ... Es sollte dies dauernd mit uns durchs Leben gehen, daß wir unserm Körper und seinen Organen immer neue Leistungsfähigkeit und Geschicklichkeit ab-ringen ...

Auch unsere Hände sollten irgendeine Geschicklichkeit besitzen, und ihr sollten wir mehr und mehr abringen, daß das stolze Gefühl, irgendeinen Stoff zu beherrschen uns nie fremd wird ...

Wie die Hände, so jedes Organ des Körpers. Das Turnen soll die gewandte Beweglichkeit schaffen, andere Spiele Geistesgegenwart ... Der Gesang soll geübt werden, daß unsere Kehle lerne, unsere Stimmungen auszudrücken, und uns eine Kraft werde, Stimmungen zu beherrschen und zu bilden.

Ja, der ganze Körper soll in feinem Benehmen in unsere Gewalt geraten, daß er in jedem Augenblick der bestimmte, von unserem Will-[289]len beherrschte Ausdruck unseres Innenlebens sei ... Von wirklich edlen Menschen soll man das Wesen beherrschten körperlichen Benehmens und geistdurchdrungener Form lernen und sich dann nach ihrem Vorbild Benehmen und Form gestalten, die unserm Wesen entsprechen.

Wir ... müssen uns auf einem Gebiet diese kindliche Freude am Üben und Stärken der Kraft bloß um der Kraft willen bewahren. Wo diese Freude und Lust steckt, da ruht ein großer Schatz von Unabhängigkeit von Menschen und äußern Schicksalen.

Wenn das Kind gelernt hat, seinen Körper zu beherrschen, beginnt das große Fragen über Welt und Menschen ... Wir schaffen ihm selige, glückliche Stunden, wenn wir ihm durch Erzählen und Beantworten der Fragen Herz und Sinn weiter machen und es mit leuchtenden Augen die Wunder der Welt vor sich hintreten sieht.

Gewaltig und klug ist unser Unterrichtssystem ausgebaut. Hüten wir uns aber auch sorgfältig genug vor jener andern Gefahr, daß der Ansporn und Verderb des Ehrgeizes an die Stelle

tritt, wo die große, selige Freude am Weitwerden des Herzens und der Kenntnisse stehen und treiben muß?...

Jugend muß wachsen und werden um ihrer selbst willen, muß die große, selige Lust im Erweitern der Kenntnisse spüren ...

Unsere Kultur würde sich nicht so stockend und unter so schweren Erschütterungen entwikkeln, wenn mehr von dieser großen Lust des Erkennens und Fragens unter uns wäre, wenn es unserer Erziehung gelänge, sie den Menschen zu erhalten. Aber auch in unserer Arbeit wäre viel mehr von großer Lebensfreude und Lebensgenuß, wenn sie geboren und getragen würde von solch lebendigem Suchen.

Wachsende Lust bedeutet es, durch die Welt geistigen Forschens und Lebens zu schreiten, wachsende Kraft und Hellerwerden der Augen lohnt die aufgewendete Mühe ... Weil unsere Augen hell geworden sind und unser Sinn sich geübt hat, können wir wieder in die Tiefen schauen, in denen die Kräfte dieses Lebens selbst fluten.

(Aus: „Die Lust des Wachsens“.)

11.

Wenn es nach langen, langen Bemühungen den geschickten Fingern gelingt, einem Stücklein Holz die Gestalt und Schönheit abzuringen, die der Geist schaute ... welch eine Freude an der Herrschaft über den Stoff! ...

Der Erfinder genießt dabei das stolze Bewußtsein der Herrschaft über Naturbedingtheit und Verhältnisse, und die ihm nachschreitend [290] den neuen Weg gehen, genießen es in abgeschwächter Form mit ihm ... Am gewaltigsten haben wir das alle erlebt bei der Erfindung des Luftschiffes.

Es ist wichtig, daß wir als Menschen über unsern Beruf hinaus diesen menschlichen Fortschritt verfolgen ... In unserm Beruf ist dies Gefühl von so vielen eisernen Notwendigkeiten umstellt ... daß die freie, unbelastete Freude dadurch erstickt wird. Haben wir die freie, unbelastete Freude außerhalb unseres Berufs ... so wird sie auch in dem zu uns kommen, was wir in unserm Beruf Entsprechendes haben und leisten.

Deshalb dürfen wir solche Fortschritte der Menschheit nicht genießen nur als Sensation. Wem Zeppelins Luftschiff nur ein neuer Reiz ist ... der empfindet nicht das menschliche Große der Herrschaft über ein Lebensgebiet ... Darum wird er stumpfer ... Wer aber das Gewaltige erlebt, was da „geleistet“ wurde, und nun versucht, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie es geleistet wurde ... der wird den Genuß des herrschenden Menschenwesens miterleben, und ihm wird ein Abglanz davon auf das kleine Lebensgebiet fallen, wo er ... im kleinen sich müht ...

Den Erfindern zur Seite gehen die großen Organisatoren. Sie sind die ... die ... in der Vergangenheit Völker und Staaten zur Selbstbehauptung zusammenfügten ... in der Gegenwart diese Staaten leiten ... die unsere Fabriken schufen, unsere politischen und sozialen Organisationen jeder Art. Wo Menschen in gemeinsamer Arbeit stehen, brauchen sie Führer mit großer Lust in sich und Kraftmenschen zusammenfügenden Herrschens.

Jeder von uns braucht ein Stück davon. Wir können nicht Familienväter und Hausmütter sein ohne diese Begabung. Wir können nicht in Gemeinde und Staat, Schule und Kirche mitleben und mitgestalten, wenn wir nicht etwas von dieser Gabe und Lust in uns haben.

Der aufmerksame Leser wird schon erkennen, was ich unter dieser Fähigkeit des Herrschens verstehe ... Es gehört nicht dazu, daß man an leitender Stellung steht. Es gehört nur dazu, daß man die Aufgaben und Lebensbedingungen mit voller, tiefer Leidenschaft auf einem Lebens-

gebiet zu den seinigen macht ... Die Seele ist von Höherem ergriffen und lernt in solcher Ergriffenheit arbeiten. Sie erlebt zum erstenmal jenes Windesbrausen und jene Feuerflammen, von denen in der Geschichte des Christentums das Pfingstfest redet ... Wir sehen die Möglichkeit ... auf unserm eigensten Lebensgebiet begeisterte, selbstlose Arbeit für große Ziele zu leisten, Menschen mit uns zu reißen zur Höhe, mit Menschen zu schreiten zum Neuen, Größeren.

[291] Wer immer eng und schwunglos nur seine egoistische Arbeit tut ... der hat vielleicht große äußere Erfolge, aber die große Lebenslust und Veredelung des Lebens kommt nicht zu ihm ...

Damit sind wir schon zur dritten Art der herrschenden Menschen gekommen, jenen prophetischen Gestalten, denen eine brennende Glut der Wahrheit und Gerechtigkeit die Seele ergriffen hat und die nun ihr Leben und ihre Lebenskraft opfern, andere, ihren ganzen Lebenskreis mit dieser edlen Gesinnung und diesen Worten zu füllen.

Wir müssen etwas von ihrem Sein, ihrer Glut in unser Leben aufnehmen. Es wird uns eine Korrektur sein, wenn Niedriges, Unedles unser Leben beherrschen will ... Es wird uns ... zu Helfern und geistigen Führern für andere machen, daß wir unsere Kinder erziehen können, unser Haus zu einer Gemeinschaft des Geistes zusammenschließen, mit Freunden zusammen denken, wirken und streben können.

Altwerden ... ist da, wo die Welt in ihren äußeren Anforderungen und Erfolgen uns bezwingt und wir Sklaven werden, indem wir suchen, Menschen zu unseren Sklaven zu machen ... Jugend ist da, wo die große innere Freude ist, mit wachsender Kraft wachsende Lebensgebiete zu bezwingen und mit andern in gemeinsamer Begeisterung vorwärtszukommen zum selbstgeschauten Ziele. Jugend ist da, wo du voll Lust in einem schaffenden, wachsenden, gestaltenden Volksleben stehst und dein Leben das Mitleben solcher weiten, herrlichen Gemeinschaft ist.

(Aus: „Der Genuß des Herrschens“.)

12.

In unserem Zimmer steht ein uralter Schrank, ein altes Sofa, eine alte Truhe ... es erzählen ihre Formen und Fugen, ihr Schnitzwerk und ihr Beschlag von großer, großer Liebe und Freudigkeit, die daran gearbeitet haben. Sie erzählen von schlichtem, redlichem Wesen, von ehrenfester Biederkeit. Je mehr wir die Sprache hören ... desto mehr wird es uns, als sei ein Stück des geistigen Wesens unserer Vorfahren darin aufgespeichert ...

Wir fahren oder wandern durch eine Gebirgsgegend, da tauchen um uns die schlichten alten Bauernhäuser auf. Je länger das Auge sie entbehrt hat, wenn wir in einer Fabrikgegend mit öden Backsteinbauten wohnten, desto erquickender redet diese Form zu uns von einer Zeit, in der noch treue Sorgsamkeit und innerliche Schaffensfreude die Wohnungen der Menschen baute ...

Mit dem steigenden Wohlstand mehrt sich die Zahl derer, die sich ein eigen Haus oder Häuslein bauen können ... Sorge, daß aus die-[292]nem Haus nicht Prunksucht und Lüge spricht, sondern schlichte Wahrhaftigkeit und etwas von deinem Wesen und dem, was du liebst.

Sorge, daß jedes Zimmer deines Hauses, jedes Stück deiner Einrichtung, jedes Bild und jeder kleine Gebrauchsgegenstand mit Liebe erworben, mit Bedachtsamkeit und Sorge an seinen Platz gestellt, von deinem Wesen, deiner Liebe ... zu den Deinen und den Freunden, die zu dir kommen, redet ...

Immer noch denken Menschen, es gehörten besonders große Geldmittel dazu, Schönheit zu schaffen. Es gehört nur das eine dazu, daß wir uns von der Prahl- und Prunksucht unabhängig

machen ... Kaufen wir uns echte, gediegen gearbeitete Dinge, die in aller Billigkeit und Einfachheit zu uns passen.

Zur echten Gestaltung des Hauses muß das echte, schlichte Wesen und herzliche Sichgeben der Bewohner darin kommen. Auch die Sitte des Hauses in ihrer wahrhaftigen und gediegenen Gestaltung ist ein Stück der Lebensschönheit ...

Zu unserem Wesen gehört auch unsere Kleidung ...

Eins dürfen wir vor allem nicht vergessen, die Sprache. Ein reiches, gewaltiges Erbe kommt mit ihr zu uns. Ist doch jedes Wort vom Geiste unserer Vorfahren geprägt und hat aus ihrem Empfinden und Leben einen eigenen Gehalt von Gefühl und Sinn. Da gilt es, mit scharfem Sinn und warmem Herzen zu fühlen, was dieses Wortes Sinn und Inhalt und bewegende Kraft ist. Dann soll es in unserm Munde ein Träger solchen Inhaltes und Fühlens und echten Wesens zu den andern hin werden ... und das ist wieder eine Berührung von Leben zu Leben, in dem wir über unser Schönheitsschaffen hinaus einen reichen, höheren Genuß finden.

(Aus: „Die Lust schönheitsvollen Gestaltens“.)

13.

Die Worte Gottes kommen zu uns durch die Großen, die er mit einer reicheren Quelle schöpferischer Kraft ausgestattet hat, daß sie deutlicher als wir – aber für uns – die Größe, die Wahrheit, die Ziele des Lebens sehen und erstreben können ...

Wer etwas von diesem Ringen und Kämpfen gewaltiger Menschen geschaut hat, der kehrt anders in seine Gegenwart zurück ... Das schaffende Leben seiner Seele ist erwacht – er will mitgestalten und muß mitgestalten in reicher Lust.

Es ist eine tiefe Freude in unserer Seele, wenn wir von Luthers wahrheitsmutigem Auftreten zu Worms hören und lesen. Wer kennt die Freude, mit einem solchen Mann durchs Leben zu gehen an der [293] Hand seiner Werke und Briefe und einer ... seiner würdigen Lebensbeschreibung? ... Und von ihm wieder geht unser Blick rückwärts von einem der großen Männer der Wahrheit zum andern bis zu Jesus hin. Da erleben wir seine frische, unmittelbare Ursprünglichkeit und Reinheit. In allem sieht er des ewigen Gottes Sein und Wesen, und nirgends braucht er verbogene menschliche Lehren, Gebräuche, Zeremonien. Wer des Menschen Wert fühlt, wer die reine Natur schauen, wer vertrauensvoll zum Vater kommen kann, der hat das Wesen aller Dinge erfaßt. Welche Fröhlichkeit liegt über diesem Leben, bis es sich opfert für die erkannte Wahrheit, daß sie den Menschen nicht verdunkelt werde

Da legt sich über unser Leben der Schimmer des Ehrwürdigen und lebensvoll Heiligen, und in unserer Seele ist ein Schaffen stiller, lichter Gedanken und Gefühle und Taten des Guten, daß wir davon wieder eine neue, tiefe Lust des Lebens haben.

(Aus: „Freue dich der schöpferischen Geister der Menschheit“.)

14.

Ob einer der großen Denker oder Frommen uns die innere Herrlichkeit des Menschseins ... wirklich erschließen könnte, wenn es nicht die Kunst gäbe? ... Unsere Seele würde nie ihre Größe und Gewalt nachempfinden können, würde nicht miterleben, was einer der großen Gemeinschaftsgründer und Gestalter wollte, wenn nicht Kunst sie fähig gemacht hätte, solches Geistige in seinem Sein zu fühlen.

Es gab Zeiten, da schien alles höhere Menschsein erstickt vom Jagen nach Gold und Reiz ... stehen wir nicht teilweise noch in solchem Wesen? Da hob ein leises Singen an ... Die Kunst kam nach den Gründerjahren, die im Ärmsten den Menschen suchte. Von da gingen die Ro-

mane Raabes aus. Er hatte immer den Menschen gesucht und geschildert, nun aber klang die heiße, heiße Sehnsucht durch seine Erzählungen immer gewaltiger – nach Innerlichkeit. Da standen Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer auf ... Man erlebte es wieder, wie reines inneres Zittern und Klingen einer Seele sich in einem Liede geformt hat ... Immer wieder weckt es das gleiche Zittern und Klingen in der Menschenbrust ...

Dann lauschte man zurück in die Vergangenheit ...

Es kamen die Maler von dem, was im Menschenherz aufsteigt und seine Innerlichkeit füllt in Suchen, Fragen und himmelstürmender Kraft ... Aber auch die kamen, die Menschenwesen, Menschenarbeit in Gegenwart und Vergangenheit zu enthüllen wußten ...

[294] Auch in der Baukunst sah unser Auge wieder das Innerste, das vergangene Zeiten im romanischen, gotischen Dom einbauten von frommer Ergebenheit und Sehnsucht. Die Lust erwachte auch wieder, Stolz und feines Empfinden, Sehnsucht und Frömmigkeit und viel innerlich Großes ... in die Bauten zu legen, die Stätten unserer Feier, unserer Arbeit, unsere Heimat sein sollten ...

Was aber ist es, was da klang? Von Liebe klang es. Da sie in unserer Seele erwachte, waren wir umklungen vom heiligen, strahlenden Klingen aus der Seele reiner, großer Menschen. Müssen wir nicht die Liebe fassen und aussprechen können im Klange der Kunst, damit Menschen ihre edle Gestalt schauen und sie nicht von gemeinem Klang für immer besudeln lassen?

Von Freundschaft klang es, von dem, was der Mensch dem Menschen, die Menschheit dem einzelnen, der einzelne der Menschheit schuldig ist. Vom Geheimnis klang es, das in uns lebt ... von der großen Sehnsucht ... von der zitternden Frage, ob sich in diesem Geheimnis etwas enthüllen werde, was des Lebens und hohen, heiligen Fühlens wert ist, von der großen Gewißheit ...

„Nimm und lies!“ hörte Augustin die himmlische Stimme: „Nimm und lies!“ Betrachte und schaue! Suche mit dem Künstler! Der unendliche Reichtum menschlicher Innerlichkeit, menschlichen Suchens, menschlicher Geisteshöhe wird dir aufgehen und das ewige Entzükken in deine Seele tragen ... Vor allem in deinem Hause, daß durch all dein Zusammensein mit Menschen, durch alles Kleine und Große jener frische Zug echter Wahrheit geht ... Menschenwesen ist wie ein frischer Waldquell, wo du es echt und wahr springen lassen kannst, wo du eine Seele hast, zu der es echt und wahr kommen kann.

(Aus: „Die Offenbarung des Menschen in der Kunst“.)

15.

Da stehst du im rauschenden Strom der Freude. Denn du bist nicht allein ... Jeder von uns ist ein Tröpflein im gewaltigen Strom gleichgerichteten Strömens und Suchens, Sehnens und Schaffens.

Wir haben den Blick schon rückwärts gelenkt zu den Großen, den Schaffenden. Von einem jeden von ihnen ist Leben, echtes Sein in den großen Strom geströmt, dort zu Menschenempfinden, Sinnen, Denken, zu einem leuchtenden Schein in Menschenaugen oder einer schaffenden Sehnsucht in Menschenherzen oder einer starken, feinen Sitte in Menschengemeinschaft geworden. Nun wird es von den Menschen, die vor dir waren und die um dich sind, als ein Stück ihres Wesens [295] und ein Stück ihrer Gemeinschaft an dich getragen. Haben wir erst einmal Augen für die Großen unseres Volkes, dann empfinden wir überall das Lichte ihres Wesens um uns her, und das Sein und das Leben unseres Volkes wird eine große, große Freude.

Wer erst einmal die Großen seines Volkes wirklich kennt, der wird als eine neue Quelle der Freude kennen, seine Kleinen zu suchen in ihrer Arbeit und Freude, ihrem Haus und ihrem

gemeinschaftlichen Wesen, daß er die edlen Spuren der Großen hier wiederfinde und durch den Schein froh und stark gemacht werde.

Aber das ist nicht nur Freude, es ist auch Angst. Heiße Lebensangst, daß unserm Volke das große, reine Erbteil ... verlorengehe. Da raffen wir uns auf und sorgen und suchen und kämpfen ... mittendrin steht uns auf einmal wieder die leuchtende Freude zur Seite, da der Kampf uns immer mehr innerlich eins macht mit dem Großen und uns ins Herz unseres Volkes führt, daß wir ein Stück davon werden und in seinem Leben leben, wie es nur dem zuteil wird, der sein Herzblut strömen läßt, daß des Volkes Herzblut gesund bleibe.

Als man noch nicht an den Krieg dachte, ist das geschrieben. Niemandem muß man es nun sagen, daß Mitleben mit seines Volkes Leben ein großes Glück ist. Wer gibt nicht lieber sein Leben, als sich die Gemeinschaft mit seinem Volke rauben zu lassen? Wir wissen auch wieder, daß es ein Glück ist zu sterben, damit die Zukunft lebe!

Wir wollen das heilige Gefühl für das lebendige Glück der Volksgemeinschaft noch in den Frieden hineinnehmen.

(Aus: „Vaterland und Volk“.)

16.

Ach ja, wer immer seine Gedanken bei dem Großen haben könnte! Aber das Kleine, das täglich um uns herum ist, das ist so öd, macht so mißmutig und unfroh. ... Ist das kleine, tägliche Leben um uns so öde und kleinlich? Liegt es nicht vielleicht an den Augen, die das Leben so kleinlich schauen, und an dem Sinn, der es so öd macht?

Nimm die Kleinigkeiten des Lebens so in die Hand, daß sie ... bewältigt sind, ehe sie öd werden können. Dann lachen auch sie dich an ob deiner frohen Kraft. In die Ode und selbst in den Schmerz hinein bringen sie ein Lächeln über den schwachen Menschen, dessen großer Geist Gott selbst bezwingen möchte und der vor dem Zahnschmerz auf den Knien liegt ...

Du feierst die Feste wie der Wandsbeker Bote, das Fest des ersten Zahnes und des Zahnausziehens, das Knospenfest, den Widderschein [296] den Grünzüngel, den Herbstling und den Eisäpfel ... bald wirst du lernen, noch mehr Feste feiern, täglich ein kleines und alle Sonntage ein großes, du wirst die Gelegenheiten sehen, wo du mit einem neu erblühten Blümlein, einem scherzhaften Liedlein, einem kleinen Gedanken, einem frohen Gesicht deines innersten Wesens Ehrlichkeit und Frohheit andern, den Deinen, widerstrahlen läßt ... Hab nur recht viele Kleinigkeiten im Vorrat, die über die Öde des Lebens weghüpfen können ...

Da tut sich das Reich der Hausfrauen auf ...

Wer glückliche Menschen erziehen will, der erziehe seine Kinder so, daß sie sich freuen können über das schwarze Schwänzlein der Katze und über das Brot, das der Vater zum Ausflug mitnahm und wieder mit heimbringt als großes Geschenk, weil die Vöglein darüber pfiffen ... Erwecke ihnen die Freude an allem, aus dem ein wenig Liebe und aufmerkendes Sinnen, Denken und Schaffen eines Menschen spricht. Erwecke und erhalte ihnen im Essen und Trinken die Freude am Natürlichen und Einfachen. Nur das Natürliche und Einfache bleibt eine Freude und kann nie zum großen Ekel an sich und am Leben werden. Auch hier weist uns der liebe, alte Wandsbeker Bote den Weg.

(Aus: „Vergiß die Kleinigkeiten nicht!“)

17.

Da sind wir freilich etwas weit von Goethes „Harzreise im Winter“, und das „Schön rötlich die Kartoffeln sind ...“ schlucken wir in diesen vornehmen Wänden schnell hinunter. Gut

Essen und Trinken ist da, glänzende, allerneuste Kostüme sind da, Frauen, die sich darum beneiden, und Männer, die nach Frauen gucken ... Sind wir nicht in Gefahr, uns „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe“ zu trinken? ...

Ach, was haben Menschen aus dem gemacht, was eine „Quelle“ sein kann „neben dem Durstenden in der Wüste“, aus all den Möglichkeiten freien, schönen, frohen Zusammenseins nach des Tages Arbeit und Hitze ... Weise sie hinaus aus deinem Hause, diese Geselligkeiten, die um des Vorwärtskommens und Karrieremachens willen da sind ... Aber habe Zeit für deine Freunde!

Dann sitzen die Freunde und Freundinnen zusammen. Es steigt aus jeder Seele herauf, was sie das Leben lehrte ... aus jedem ... was er geschaut hat von dem Großen des Lebens ... Jeder bietet dar, was seine innern und äußern Kräfte und Geschicklichkeiten zur Erheiterung und zum Genuß zu bieten haben. Da kommt alles ... hin-[297]ein in unsere Geselligkeit ... Von Mensch zu Mensch geht sie als ein Fest ... Nicht der äußere Reiz ... die Freundschaft bereitet es ...:

„Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

Wo ist sie schöner? Hier beim reifen oder dort beim reifenden Menschen? Da wo Freundschaft heißt, mit heißen Wangen und bebenden Herzen gemeinsam ins große Rätsel des Lebens zu lauschen ... und dann wieder die ganze volle Jugendlust ... zu genießen mit Lachen und Scherzen, Ernst und Suchen, im Wandern, Spielen und Tanzen ...

Hoffen wir, daß nun auch Tausende und Tausende heranwachsen, die unverbildet und unverdorben einmal eine Geselligkeit haben können, die ein Brunnen ... ist „für den Durstenden in der Wüste“ und von der aus es nicht „merkwürdig berührt“, wenn sie singend dem Allerhöchsten nahegerückt wird! „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton ...

(Aus: „Freunde und Geselligkeit“.)

18.

Es ist vor allem eine gewaltige Aufgabe des Menschen, aus der Leidenschaft, die Mann und Weib zueinander zieht, ein Glück zu schaffen und darin zugleich ihre gemeinsame Schuldigkeit der Menschheit abzustatten, körperlich und geistig gesunde Kinder, Menschheitszukunft zu schaffen. „Über dich sollst du hinausbauen. Aber erst mußt du mir selber gebaut sein, rechtwinklig an Leib und Seele“ („Also sprach Zarathustra“).

Was ist zu zwinkern und zu lächeln bei dieser natürlichsten Sache der Welt? O, die sind um den hohen, den heiligsten Lebensgenuß gebracht ... denen sie ein Gegenstand solch lüsternen Getues geworden ist ...

Jedes Geschlecht erlebt in seiner Weise diese Entwicklung ... erlebt das Hervorbrechen der heißen Sehnsucht nach dem Glück des Lebens ... Die Seele erwacht in einem jeden mit ihren eigenartigen Bedürfnissen und Hoffnungen ... Dazu steigt nun mächtiger und mächtiger die Sehnsucht des Körpers nach dem Körper des andern Geschlechtes auf. Aber weil die Seele es ist, die in all dieser heißen Sehnsucht zur Seele des andern Geschlechtes hinüberlauscht ... deshalb ist diese ganze mächtige Sehnsucht mit zarter Scheu und Scham umkleidet. Die Seele ... weiß ... daß sie mit ihrem innersten Wesen [298] nirgends so offen ... vor aller Augen liegt als da, wo sie für die heißeste Sehnsucht Stillung sucht ... Nirgends sind Leib und Seele so innig ineinander verschlungen als in dieser Leidenschaft. Nirgends aber ist auch die Seele so abhängig vom Körperlichen als hier ... Erlebe, wie ein Mensch Liebe äußert, und du erkennst mehr von seiner Seele, als du in langen, langen gleichgültigen Stunden aus ihm herauslesen

kannst. Aber nirgends wird die Seele auch wieder so gewaltig beeinflußt und gebildet und geformt wie in diesen Erlebnissen ... Sobald „Liebe“ aus der Seele aufsteigt, liegt sie weich und hilflos den Einflüssen der Umwelt offen und wird von ihnen gebildet zum Guten oder Bösen, zum Hohen oder Gemeinen. Deshalb beginnt die Seele so scheu zu werden, wenn sie dies Gefühl erlebt ...

Deshalb ist es ein so großer Unterschied, ob die Menschen von ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht singen ... in den zarten, wahren Liedern eines Goethe, in den Tönen des Volksliedes, oder mit dem – Gassenhauer ...

Noch weniger darf der Mensch die innere gewaltige Spannung seines Wesens in ungenügender, unreiner Weise zur Lösung bringen ... Wohl wird die Seele zunächst scheinbar entlastet, wenn dem Körper für sich allein der Geschlechtsgenuß gestattet wird ... Aber mit der Spannung wird der Seele auch eine mächtige Fähigkeit, die Welt im Lichte einer großen Leidenschaft und überschäumenden Kraft zu sehen, genommen. Mit der Spannung erlöschen der Seele auch tausend Pläne und tausend innere Kraftantriebe auf allen Gebieten ihres Schaffens. Die Welt wird zur Alltäglichkeit herabgewürdigt, wenn das Geschlechtliche nur ein Genuß körperlicher Art geworden ist ...

Die Seele muß die Kraft haben, dem Körper den Genuß geschlechtlicher Freuden zu versagen, bis der Tag kommt, wo die gesammelte Leidenschaft von Körper und Seele gleichzeitig weiß, daß ihnen der Mensch begegnet ist, der ihnen die Ergänzung ihres Lebens bietet ...

Wenn das ganze Wesen von der Liebe erfaßt wird und sich hingibt, dann erst ist jenes Glück gegeben, das wirklich eine dauernde, lebenserhöhende Kraft hat ... Es bleibt dem Leben jener Zauber erhalten, der sonst in Arbeit und Kampf des Lebens so leicht abgestreift wird ...

Wo aber die Liebe in ihrer ganzen unendlichen Leidenschaft hervorbricht und zwei Menschen vereint, da ist sie eine Leidenschaft, die ganz und voll den einen zum Eigentum des andern macht.

(Aus: „Mann und Weib“.) [299]

19.

In der Größe der Leidenschaft selbst, aus der sie hervorgeht, trägt die Ehe die Berechtigung ihres Wesens als dauernde Einrichtung.

Daß viele Ehen von herabgewürdigten Seelen aus finanziellen Gründen ... geschlossen werden, daß viele Menschen durch das Leben oder ihre Lebensweise unfähig wurden, eine wirkliche Ehe zu schließen, beweist nichts gegen die Notwendigkeit der Ehe für die, die wirklich das Glück, das volle Menschenglück finden wollen ...

Aus dem eigenartigen Seelenleben eines andern, uns nahestehenden Menschen ... bringen die Erlebnisse einen wundersamen Glanz und Schimmer von Frische und Klarheit mit sich ... Es kann nicht Öde einziehen, wo zwei Menschen das Leben gemeinsam erleben, die sich gegenseitig volles, eigenartiges Seelenleben bieten.

Diese Frische, dieser reine Glanz wird der Seele des Mannes ... geboten durch das Seelenleben des Weibes und dem Weibe durch die Seele des Mannes. Gleichzeitig verstärkt die Gewalt der vereinigenden geschlechtlichen Leidenschaft in der Ehe in beiden die Fähigkeit, ja die innere Notwendigkeit, sich auch seelisch restlos einander zu erschließen.

Es gibt Menschen, die wohl den unendlichen Reiz des andersartigen Seelenlebens spüren, sie wollen aber fürs tägliche Zusammenleben einfach weiterleben, wie es ihrem Seelenleben und ihren Neigungen entspricht. Das andere soll sich ihnen ... einfügen ... in großen und noch mehr in kleinen Dingen. Die kleinen Dinge werden bei täglichem, stündlichem Zusammenle-

ben sehr wichtig ... So entstehen Ehen, die ein Kampf zweier Menschen um ihre innerliche Eigenart ... sind ... Solche Ehen bleiben entweder ein Ringen der Menschen miteinander, oder eines von beiden erliegt, und die öde Alltäglichkeit beherrscht das Haus ... Es darf in der Ehe nicht Tyrann und Knecht geben, sondern das Wesen und Sein des gemeinsamen Lebens muß sich als ein Drittes aus dem Miteinanderleben zweier Menschen bilden ... Wenn wirklich zwei selbständige Menschen nebeneinanderstehen, ist Langweile, Müdigkeit und Öde unmöglich, sondern in der Innigkeit des Verstehens und Verstehenlernens ein dauerndes Neuwerden und Neuerfassen des Lebens, das gerade deshalb so lustvoll und freudebringend ist, weil es sich in der innigen Gemeinsamkeit und zarten Rücksichtnahme vollzieht, weil nie +4 das eintreten kann ... daß man sich hilflos, einsam, unbeachtet fühlt mit seiner Eigenart.

So geschieht es, daß der Mann das Seelenleben der Frau mit hinausträgt in seine mannigfaltigen Interessen, in sein Streben und Ar-[300]beiten und Ringen mit den Menschen, und so der Frau die Weite und lebenbezwingende Lust geboten wird, die ihrem Wesen nicht eigen ist. Sie aber bietet dem Manne die stille Schönheit gestaltender Innerlichkeit ... als Glanz, Schimmer und Friede, die ... ihm Kraft geben, nicht zu ermatten.

Wer glücklich werden will, muß sich fähig erhalten, mit Leib und Seele und ungebrochener Leidenschaft Eigentum eines andern Menschen des andern Geschlechtes zu werden.

(Aus: „Die Ehe“.)

20.

Ob es wohl unter allem Glückhaften, das es gibt, ein gewaltigeres Erlebnis gibt als das des Mutter- und Vaterwerdens? Ob irgendein Gefühl in der Welt sich dem vergleichen läßt, das durch die Seele zieht, wenn man zum ersten Mal den Schrei seines Kindes, seines eigenen Kindes hört, empfindet, daß neues Leben geworden ist – durch uns. Wir sind seine Träger gewesen, unser ist es, und doch bringt es mit sich die ganze Größe und Unergründlichkeit des Lebens. Ja, Werkzeuge des ewig schaffenden Lebens, der Gottheit, sind wir als Väter und Mütter.

Im Kinde kommt diese Lebenskraft wachsend und schaffend in unser eigenes Leben hinein, ein Stück von unserm eigenen Leben, wächst von uns weg zur Selbständigkeit. Die ganze Ursprünglichkeit, Ungebrochenheit und Frische des neuen, werdenden Lebens liegt über dem Kinde. Bei Vater und Mutter weckt das jenes starke Gefühl dieser Ursprünglichkeit und Reinheit, ein Schutz werden zu müssen gegen die zerstörenden Mächte des Gemeinschaftslebens. Mit aller Freude bringt das Kind eine heilige Aufgabe ... Alle Freude ist nur dauernd, wenn sie von solch tiefem Ernst durchdrungen ist.

Für diese Aufgabe dem Kinde gegenüber ist es wichtig, daß die Einheit der Ehe hergestellt ist, wenn es zum Bewußtsein erwacht ... Da erlebt es sofort den Reichtum, zwei ganze, ungebrochene Menschen um sich zu haben und doch wieder eine friedliche Einheit des Lebens. Ganz von selbst und unbewußt wird seine Eigenart und Lebensfreude wachgerufen und gleichzeitig seine Fähigkeit gefördert, sich einzuordnen und Gemeinschaft zu bilden ... die beiden Voraussetzungen glücklicher Lebensgestaltung.

Jedes Kind bringt einen neuen Reichtum in die Gemeinschaft hinein, denn jedes ist ein neues, eigenartiges Wesen ... Das ist ein großes Erlebnis für die Eltern, die beieinander gelernt haben, in echter, ungebrochener Selbständigkeit eine Lebensgemeinschaft zu bilden. [301] Bei ihnen dehnt sich das ganz von selbst auf die Kinder aus ... Je mehr die Kinder heranwachsen und jedes seiner Eigenart entsprechend mit Lebensinteressen erfüllt wird, desto reicher wird diese Lebensgemeinschaft ... Die Eltern werden alt, aber die Lebendigkeit der um sie aufwachsenden, nun ins Leben stürmenden, es mit neuem Wundern, Staunen und Auseinandersetzen erfassenden Jugend gibt ... dem alten Leben neuen Reiz und neue Frische.

Es ist die größte Torheit, sich um der Lebensfreude willen Kinder nicht zu gönnen. In Wirklichkeit macht man sich arm und ärmer am wahren Lebensgenuß ... Aber auch seine Kinder macht man arm, wenn man ihnen nur eines oder kein Geschwisterlein gönnt. Sie werden nur vom alten Leben der Eltern berührt ... Ungleich leichter ist es, mehrere Kinder gemeinsam zum Glück und zur Lebenskraft zu führen.

Wenn es in uns alt zu werden droht... dann leuchtet uns aus den Augen der Kinder das Neue entgegen, denn neu, eigenartig, mit voller Lust und vollem Schmerz erleben sie wieder das unendliche, reiche, selige und schmerzvolle Leben. Wohl dem, der es ebenso wieder in Enkeln erleben darf ... deren Leben er lustvoll umfaßt wie einst das seiner Kinder.

Freilich, die Achtung vor dem Seelenleben ihrer Kinder müssen die Eltern haben. Sie müssen wissen, daß eine Seele ein eigenartig wachsendes Stück Leben ist, das seine eigenen Gesetze hat ... Glauben Eltern, sie müßten ihr Kind zu einem Abbild ihrer selbst, zu einem Diener ihrer Lebenswünsche und Interessen erziehen, dann wird das Kind in eine Kampfstellung gedrängt ... Klare Aufmerksamkeit, heiße Liebe – nicht Affenliebe, die sich selbst im Kinde liebt, sondern Liebe, die des Kindes eigenes, neues Wesen liebt und seine Zukunft schaut, gehört dazu.

Gemeinsam erlebt man die wachsende Gewandtheit des Körpers ... und die wachsende Kraft, die Natur im Gärtlein, wo sich Vater und Kind übers erste Schneeglöcklein beugen und seine Schönheit und sein wundersames Hervorkommen bewundern ... und neue Lebenswunder ... allerlei Tiere, Schnecken, Ameisen, Bienen ... Die Gott-Natur ist im kleinsten Raume ... Gemeinsam erlebt man die wachsende Gewandtheit des Körpers ... gemeinsam wandert man durchs Menschengeschlecht der Jetztzeit in Dorf und Stadt und der Vergangenheit ... geht man übers Meer zu den Wundern der Ferne in Büchern und Bildern ... Gemeinsam schmückt man das Haus und Zimmer mit einfacher, echter Schönheit ... Kein Reichtum gehört dazu ...

[302] Nicht das ist die Schönheit des Kindes, daß es ein prunkvolles Gewand ziert, sondern daß das feine Empfinden der Mutter im einfachen Kleid die kindliche Lieblichkeit hervortreten läßt. Alles, was wirkliche Schönheit ist, ist unabhängig vom Reichtum, nur abhängig von der Seele und ihrer schaffenden Kraft.

(Aus: „Familie“.)

21.

„Du merke dir, Sohn Bernhard Grünhage, stirb lieber jung, als daß du alt wirst, ohne deinen Humor durch die Zeit dir festhämmern zu lassen“, sagt Fräulein Thekla Overhaus in W. Raabes Erzählung „Das Horn zu Wanza“.

Das ist die Kunst, die dies Büchlein lehren will. Wenn es lehren wollte, glücklich zu sein in einer Welt, die nur Glück in sich birgt, dann wäre es ein recht zweckloses Ding ...

Allen, die sagen: Mir geht es zu schlecht, um glücklich zu sein, möchte ich antworten: Vielleicht bist du noch nicht unglücklich genug gewesen? ... So unglücklich, daß dir alle Täuschungen von der Seele fielen ... Du mußt gesehen haben, wie die Meinungen der Menschen über dich schwanken von heut auf morgen, mußt „Hosianna“ und „Kreuzige“ gehört haben, mußt all das Herzweh über Verkennung und bösartige Mißachtung getragen haben: da leuchtet es dann tief unten aus der Seele hervor, leise und stille zuerst, dann immer leuchtender und gewaltiger und doch in dauerndem, stillem Frieden: das Bewußtsein der Kraft deiner Seele, zu tragen, zu überwinden, mit leuchtendem Auge in das Chaos dieses Lebens und dieser Menschenwelt zu blicken und das zurückleuchtende Große und Starke in dem allem zu schauen und zu haben.

Wie stark deine Seele ist, zu tragen und zu überwinden, erfährst du nur, wenn die Enttäuschungen und Bitterkeiten und das Entsetzliche des Lebens über sie hingehen. Wie wird sie dann fest und klar in sich! Daß immer wieder Wellen der Lebensangst und des Lebenskampfes kommen, wird ihr das Selbstverständliche: Zur Kraft sind wir da, nicht zu Schwäche und Verzärtelung ... Das ist unser Stolz, daß wir über alle diese persönlichen Erfahrungen hinausschauen können zu jener Tiefe des Schicksals und Menschenlebens, wo alles Gemeine und Erbärmliche aufhört, wo die Großen und die großen heiligen Worte und die stille Schönheit des Friedens steht. Da fühlen wir, wie wir über all unser persönliches Enttäuschtsein hinaufsteigen in die Welt der Ungebrochenen und Wahren, die mehr sind als die Kleinen ... Das Gewaltige steht vor uns Stunde um Stunde, das immer [303] wieder aus der Menschheit und ihrem Schaffen aufsteigt, und ist uns die große, unzerstörbare Freude.

(Aus: „Freud und Leid“.)

22.

Deinen Körper, deine Geschicklichkeiten und Begabungen mußt du üben in schwerer, geduldiger Arbeit ...

Hineinsteigen mußt du in den Strom des schaffenden Lebens, der Kunst und Dichtung, bis langsam deine Seele das volle, zarte Empfinden ihrer Form und Wahrheit erhält ...

Mühsam mußt du durch die Vergangenheit wandern ... um den Reichtum menschlichen Geistes, schaffender Größe zu erkennen Das gehört dazu, daß wir die Bequemlichkeit bannen und fest und stark und schaffend ... unser Leben ... zum Höchsten hinanzwingen ...

Groß, lebenumfassend und dauernd beseligend kommt die Liebe der Geschlechter nur zu dem, der mit bebender Seele die Wildheit seines Körpers fühlte und sie, der inneren Scheu der Seele gehorchend, bezwang ...

So ist es allen Dingen gegenüber, die dem Pöbel zu Reizen werden. So steht es mit Essen und Trinken ... mit der Masse, deren Suggestion gesucht wird ...

So hat sich der Wahrhaftige freigehalten vom Ehrgeiz und seinen Reizen. Wie leicht scheint es auch hier der andere zu haben ... Ihm leuchtet die Gunst der Menge ... Das Wahre, Echte, Reine geht ihm verloren ...

Die echte Freude ist nur für den zu gewinnen, der sich selbst zu bändigen weiß und die Herrschaft über sich selbst gewinnt.

(Aus: „Herrschaft über dich selbst“.)

23.

Dazu habe ich keine Zeit! – Keine Zeit für deinen Gatten und dein Kind? Keine Zeit, einen Blick in die Natur hinein zu werfen? Keine Zeit, ein Gärtlein zu pflanzen ...? Keine Zeit, einem Großen der Menschheit hier und da immer wieder auf seinem Weg zu begegnen? – Für wieviel hast du Zeit ... für wie viele Torheiten und Eitelkeiten? ...

Aber die Überlastung? Stelle ihr die Pflicht gegenüber, dich frisch und gesund zu erhalten ...

Laß dich nicht von der Pflicht töten, sondern erfülle die Pflicht, in [304] allem, was du tust, ein froher, schaffender Mensch zu sein, dem aus allem, was er tut, Lebenswerte quellen für andere, für sich selbst ...

Um der andern willen müssen wir uns freuen können an echter Freude, müssen wir feine, zarte Seelen haben, aus deren Wesen eine Schönheitswelle, Gegenwart und Zukunft für uns, die Unsern, andern Menschen werden kann. (Aus: „Lebensgenuß und Pflicht“.)

Einen Überblick über den Inhalt dieses Büchleins aus 1914 wollte ich geben. Wir hatten schon etwas von einer großen Schau dessen, was die geistige Kraft unseres Volkes werden sollte. – Wir hatten eine Schau dessen, was Gottes Gnade im erlösten Menschen an Lebensgestaltung schaffen will, daß man nicht mehr mit Nietzsche von den Christen hätte sagen können: „... sie müßten mir erlöster aussehen!“ Es war wohl eine Notwendigkeit, daß man nicht darauf hören konnte.

Aber waren wir selbst klar genug? Zunächst standen wir unter dem Eindruck, daß unser Volk angegriffen sei und seine Lebenskraft verteidigen müsse gegen diesen Angriff. So sagt das Vorwort des Büchleins:

„Kämpfen wir nicht diesen Kampf um das Recht, zu leben nach deutscher, innerlicher, seelenvoller Art? – Denselben Kampf kämpft dieses Buch. Wenn der Krieg vorüber ist, müssen wir auch die Welt der Freude wieder aufbauen... Möge dies Büchlein alle aufrütteln, die früher ernst, fast grollend und bitter der Freude fernstanden, die unser Volk suchte. Wenn die neue Zeit kommt, soll jeder seine Pflicht erkennen, mitzusuchen nach Freude, wahrer Freude und wahrem Genuß für sein Volk, für die Zukunft.

So soll diese Schrift hinausgehen. Ich meine, sie hätte jetzt erst recht eine Aufgabe, auf diesem gering geschätzten und doch so bedeutungsvollen Gebiete des Genusses die deutsche Zukunft bauen zu helfen, daß sie nun wirklich eine deutsche werde und aus dem gewaltigen Kampf auch für dies Stück Leben die Frucht geerntet werde.

Rüsselsheim, den 28. August 1914.“

Die Schrift ist der Reinoldi-Kirchen-Gemeinde zu Dortmund, ihrem Presbyterium und ihrer Gemeindevertretung in dankbarem Gefühl dauernder Verbundenheit gewidmet. – Die Erschütterungen der Zeit, durch die wir gegangen sind, war stärker als dies. [307]

VII.
DER KRIEG

Das Unvorstellbare

Meine Frau hatte sich von der Geburt des vierten Kindes noch nicht recht erholen können, und mein ältester Junge, Gerhard, zeigte Anlage zu Asthma. So beschlossen wir im Sommer 1914, an die Nordsee zum Ferienaufenthalt zu gehen. Für Juli hatten wir uns in Knocke sur mer, Belgien also, ein kleines Häuslein gemietet, wo man selbst wirtschaften konnte. Unsere beiden sechzehn- und siebzehnjährigen Haushilfen nahmen wir mit, packten Koffer und Schließkörbe mit Hausrat und Büchern und fuhren los.

Wohl wußten wir, daß Unruhe in der Welt war. Die Ermordung des Erzherzogs von Osterreich war ja Signal gewesen, und schwere Spannungen entwickelten sich zwischen den Großmächten. Weitschauende Politiker fürchteten den Krieg. Meine Frau und ich waren der festen Überzeugung, daß die Staatsmänner der Welt soviel Verstand und Gewissen hätten, es dazu nicht kommen zu lassen.

Wir hatten in Knocke eine schöne Zeit der Ruhe und Freude, getrübt allerdings durch die Not, daß Gerhard zunächst mit Asthma zu tun hatte und sich erst gegen Ende der Zeit an die Seeluft anpaßte. Wir genossen aber Sonne und Meer, machten Ausflüge in die Umgegend nach Ostende und Brügge, sahen dort die alte Stadt und lasen wenig Zeitungen. Ende Juli lief mein Urlaub ab. Ich beredete aber meine Frau, mit den Haushilfen und Kindern noch vierzehn Tage zu bleiben, damit sie und der Junge, der so spät die Anpassung gefunden hatte, sich noch besser erholen könnten. In den letzten Julitagen besuchte ich noch die Kunstgewerbeausstellung in Köln, in ihrer großartigen Gestaltung und Fülle eine wichtige Sache. Ein Stück Zukunftsentwicklung hoffnungsvoller Art trat einem hier entgegen, dem nun die Lebenskraft zerstört werden sollte.

In Rüsselsheim wurde ich empfangen mit angstvollen Fragen und Warnungen: „Wie konnten Sie Ihre Frau in Belgien lassen? Es gibt doch Krieg!“ – Ich aber war so fest überzeugt, daß der Krieg vermieden werden müsse, daß ich immer nur ablehnte, irgend etwas zu tun. Immer wieder sagte ich den Leuten: „Die Staatsmänner dürfen es nicht dazu kommen lassen!“ – Ich hatte bis dahin noch nie ernsthaft die ganze Gewalt der kapitalistischen Gegensätze und die daraus aufsteigenden Zwangslagen der Staaten überdacht. Ebensowenig hatte ich deshalb auch die Frage des Krieges vom christlichen Gewissen her gesehen. Ich hatte mit den vielen im Behagen des aufsteigenden Kapitalismus gelebt, ohne die dauernde Bedrohtheit zu ahnen, die dahinterstand. Ich hatte entscheidende Schäden der Gesellschaft erkannt und um ihre Überwindung gerungen, aber immer in der [308] Hoffnung, daß es möglich sei, diese zu überwinden, ohne daß ein Zusammenbruch oder Neugestalten des Ganzen nötig sei. Uns galt Jesu Wort:

„– sie aßen, sie tranken, sie freiten und ließen sich freien ... bis die Sintflut kam und nahm sie alle dahin“ – (Matth. XXIV, 38, 39).

Es galt uns wieder, als Hitler kam, und wie lange dauerte es, bis wir sahen, daß die Sintflut über uns gekommen war mit jenem August 1914!

Der 1. August kam, und man hörte von der Mobilmachung Rußlands, der unsere Mobilmachung folgte. Da sah ich den ganzen Ernst der Lage. Ich telegraphierte meiner Frau, sofort abzureisen, und sandte zum Glück telegraphisch eine Geldanweisung, die ihr in belgischem Geld ausgezahlt wurde. Sie hatte deutsches, bekam es aber nicht mehr gewechselt, wie ich nachher von ihr hörte. Dort schien alles in Ordnung. Man tanzte jeden Abend am Strand Tango. Nun erst begann die allgemeine Flucht. Meine Frau hatte gerade Wäsche begonnen. Die nasse Wäsche riß sie ab, in die Schließkörbe und Koffer, alles wurde an die Bahn geschleppt und aufgegeben. Dann reiste sie selbst mit den Kindern und beiden fast kindlichen

Hilfen. Schnellzüge gingen nicht mehr, mit viel Umsteigen und Nöten kam sie in 24 Stunden bis Köln. Vom Gepäck kam nur mit, was sie in der Hand und auf dem Rücken trugen. Alles andere ging verloren, viel Wäsche, Kleider, Bücher aus der Hofbibliothek in Darmstadt. Aber das war ja alles gleichgültig. Sie waren herübergekommen mit einer der allerletzten Möglichkeiten. Noch lange Wochen nachher las man in den Zeitungen Anfragen, wer etwas wisse von diesen oder jenen, die in Belgien waren und nie mehr oder erst nach Monaten durch Austausch zurückkamen. Es geschah ja, was niemand erwartet hatte: Das deutsche Heer zog durch das neutrale Belgien, und die schwersten Kämpfe ereigneten sich dort.

Als sie – ein kleines verängstigtes Häuflein – auf dem Kölner Hauptbahnhof im gewaltigen Getümmel warteten, sagte Gerhard, der Vierjährige, zu seiner Mutter: „Gelt Mutter, in dem Krieg bleiben wir nicht lange!“ Ihm war es damals schon genug.

Mit welcher Freude konnte ich sie alle begrüßen, als sie nun am 3. oder 4. August in Rüsselsheim ankamen und wir uns zusammenfühlen konnten. Aber nun war der Einmarsch in Belgien geschehen – England erklärte den Krieg. Unsere Mobilmachung vollzog sich. Ein ganzes Volk – die Völker zunächst Europas – waren aus dem ruhigen Genuß einer scheinbar aufsteigenden Entwicklung zu wachsendem Wohlleben hinausgeschleudert in das Unvorstellbare, das gänzlich Ungewisse, das Getümmel eines Kampfes, dessen Waffen man nicht [309] übersah, dessen Ausgang mindestens für eine Seite Untergang, für alle viel Sterben und Zerstörung bedeuten mußte.

Ich stand damals noch völlig unter dem Einfluß von Friedrich Naumann. Seine Entscheidung war mir maßgebend. Ich glaubte, daß er durch seine ganze politische Erfahrung Recht und Unrecht deutlicher sehen könne als andere. Mit ihm glaubte ich, daß wir wirklich angegriffen seien und uns verteidigen müßten. Freudig stimmte mich der Entschluß der Sozialdemokratie, für die Kriegskredite zu stimmen. Auch dies zeigte in dieselbe Richtung. Aus dieser Haltung heraus suchte ich noch 1917 in meinem Schriftchen „Luthers deutsche Sendung“ vor mir selbst und vor den Anklägern den Einmarsch in Belgien zu rechtfertigen. Er schien mir ein Akt berechtigter Notwehr. Sehr viel später erst erkannte ich, daß er der Anfang einer Reihe von Vertrauensbrüchen war, von denen wir ja inzwischen genügend viele erlebt haben, durch die alles Vertrauen auf ein anständiges, ritterliches, von Ehrgefühl und Wahrhaftigkeit in gewisse Schranken gehaltenes Verhalten von Regierung zu Regierung, von Staat zu Staat restlos zerstört wurde.

Zunächst erlebte ich in diesen Wochen mit so vielen deutschen Menschen, daß alle Gegensätze verschwunden schienen in dem Bewußtsein, einen ungerechten und gefährlichen Angriff auf unsere Existenz abwehren zu müssen. Mit gutem Gewissen konnte ich den von der Mobilmachung aufgerufenen jungen Männern der Gemeinde Abschiedsandachten halten, konnte mitwirken bei den Beschlüssen der Gemeinde, eine neugebaute Schule als ein Hilfslazarett für leichtere Fälle dem Staat zur Verfügung zu stellen und auf Kosten der Gemeinde zu erhalten. Unser Frauenverein tat sich zusammen, kaufte Stoffe und nähte die notwendige Wäsche. Unser Gemeindeblatt stellte sich auf die neue Lage um, und wir trafen Vorbereitungen, daß wir es jedem abwesenden Manne an seine Heeresadresse senden konnten, die ich mir von den Angehörigen erbat und erhielt.

Bei dem allem darf ich sagen, daß ich nie in Kriegsbegeisterung verfallen bin. Ich habe den Krieg immer als eine sehr bittere Notwendigkeit empfunden und dargestellt. Zwei Dinge bewahrten mich vor jener Gefahr: Ich kannte und liebte England. Ich hatte im Burenkrieg erlebt, welch ein Gegner Englands Chauvinismus war, wenn er einmal aufgeregt wurde. So konnte ich nicht den Optimismus teilen, der mit einem raschen, siegreichen Ende des Krieges rechnete. Von hier aus schon mußte ich ernster reden und auf echtere innere Vorbereitung hinwirken als viele andere. Ich konnte auch den blöden Englandhaß nicht teilen, der zu so

sinnlosen Worten und Liedern [310] hinriß und alles Gefühl für das vermissen ließ, was am englischen Volk stark und echt ist.

Dazu kam die Haltung von *Martin Rade* in der christlichen Welt. Erst später erkannte ich ganz, wie er – wohl aus seinen internationalen Beziehungen und seinem Mitwirken in der Friedensbewegung heraus – die Lage deutlicher sah als wir und selbst sein Schwager Naumann. Damals aber sagte mir mein christliches Gewissen, daß seine Haltung richtig war, wenn er – zum Teil sehr heftig angegriffen von Freunden der „Christlichen Welt" – sich gegen alle Kriegsbegeisterung, alles Verletzen der Wahrhaftigkeit und Liebe wendete und jedes „Moratorium der Bergpredigt" ablehnte. Er hat auch mich zu Nachdenken und Einhalten bestimmter Grenzen geführt. Nie habe ich mich darüber getäuscht, daß der Krieg eine sehr bittere, unmenschliche Sache ist, die nicht sein sollte. Daß er eine Sache ist, die wir auch in der Not der Abwehr nicht anwenden dürfen, weil sie gerade das zerstört, was sie zu verteidigen behauptet, das Volkstum, das Recht, die Wahrheit, das Leben – und nur Besitz, Geld, Macht schützt –, das wußte ich damals nicht im entferntesten. So ahnte ich auch nicht, daß in meiner Haltung etwas lag, was mich nach und nach von jenen Kriegsbegeisterten scheiden mußte, die im Krieg ein absolut berechtigtes Mittel nationaler Machterweiterung sahen. Ich ahnte auch noch nicht, daß meine Haltung etwas ermöglichte, was sich erst langsam zeigen konnte: Ich behielt die persönliche Fühlung mit jenen – zunächst ganz ins Verborgene gedrückten – Kreisen – es waren nicht nur Sozialdemokraten –, die den Krieg für ungerecht hielten und ablehnten. Es dauerte ziemlich lange, bis man diese überhaupt entdeckte. Zunächst mußten sie besorgt schweigen. Für die ersten Monate aber bestand jene Einheitsfront derer, die sich einten in dem Bewußtsein, einen Angriff abwehren zu müssen.

Leid – Arbeit

Die mit Bitterkeit und Angst durchsetzte Begeisterung der Mobilmachung und des Abschiednehmens war vorüber. Stille trat ein, eine Woche beängstigender Stille. Was geschah draußen? Wohin gingen die durcheilenden Züge mit den Unzähligen? – Die Überspannung vieler suchte sich einen Ausweg. Phantastische Erzählungen von Geldmassen, die von Frankreich nach Rußland durch Deutschland geschafft würden, setzten selbst ernsthafte Menschen in Bewegung, sie zu suchen und aufzuhalten. Spione und Saboteure wurden gesucht und entdeckt – und oft mußten Unschuldige schwer leiden, die sich [311] irgendwie auffällig gemacht hatten. Es war wie eine ernste Warnung, sich zu rüsten, daß man nicht von den Füßen gehoben werde. – Und dann kamen die ersten Nachrichten – aus Belgien – unerwarteter-weise von dort – und dort begann die Zerstörung – und von dort kamen die ersten Nachrichten von Verlusten.

Unter den Vermißten war mein jüngster Bruder Wilhelm. Er gehörte zu denen, die sofort eingezogen wurden; am 13. September war er mit seinem ganzen Zug von 73 Mann vorgeschickt worden. Von allen 73 hat man nie mehr etwas gehört. Wir setzten uns mit den anderen Angehörigen in Verbindung, ließen uns die Anschriften geben und begannen zu suchen. Ich kannte damals Leonhard Ragaz und seine Frau persönlich noch nicht. Aber ich wußte von ihnen. Aus irgendeinem Anlaß hatte sich am Anfang der Unruhen ein Briefwechsel zwischen uns ergeben. Er schrieb mir:

– Wenn nun Ihr Kaiser sein Heer auflöste und den andern Großmächten sagte: Wir sind wehrlos. Wir wollen Frieden! Dann würden sie nicht wagen einzumarschieren, und er würde der Sieger sein! – Ich schrieb ihm:

– Auch ein Kaiser kann nicht tun, was sein ganzes Volk nicht verstehen würde. Selbst wenn er innerlich klar genug wäre, so etwas zu wagen. –

Hier ist das große Problem berührt, wie weit der Staatsmann über die innere Haltung seines Volkes hinaus etwas wagen kann und darf und wie weit er es wagen muß, wenn er führender

Staatsmann sein will. Mit diesem Briefwechsel ist schon ein Anfang des Denkens gesetzt, das erst zurückgedrängt wurde durch die allgemeine Stimmung, dann aber sich durchsetzte.

Nun schrieb ich an Leonhard Ragaz wegen meines Bruders. Seine Frau, Klara Ragaz, begann in Frankreich nach ihm zu forschen. Das wurde der Anfang der großen Vermittlungsaktion, die Klara Ragaz durch den ganzen Krieg hindurch leitete. Man suchte hüben und drüben festzustellen, welches Schicksal die hatten, die vermißt waren. Man suchte überhaupt zwischen den Gefangenen hüben und drüben zu vermitteln. Viel Einsamkeit und Leid wurde dadurch gemildert. Das ist ein Stück von dem, was wir alle, die Völker, dem Werke von Leonhard und Klara Ragaz danken. Nach dieser Gruppe von Menschen suchten sie vergeblich. Das tiefe, sehnsuchtsvolle Leid einer alten Frau blieb. Als meine Mutter im Jahre 1922 mit 82 Jahren starb, fanden wir, in ihren Schubladen sorgfältig verstaut, die Wäsche meines Bruders. Sie hatte immer noch gehofft. Das mag als ein Stücklein des großen Leides erzählt sein.

1917 verlor meine Mutter ihren zweitjüngsten Sohn Karl. Der war [312] ursprünglich als zu schwach befunden, wurde dann doch eingezogen und nach kurzer Ausbildung vor Verdun geschickt. Er starb an Erschöpfung dort im Lazarett.

Bei beiden Brüdern hatte ich beim Abschiednehmen das Bewußtsein, daß ich sie nicht wiedersehen würde – jenes der Verzweiflung nahekommende Gefühl, daß man ihren Weggang hindern müßte – und es doch nicht kann, daß man seine Pflicht gegen sie dabei nicht tut und doch nicht weiß, wie sie zu tun.

Den drei Brüdern meiner Frau gegenüber, die auch hinausziehen mußten, hatte ich nie ein solches Gefühl. Sie kehrten alle zurück.

Kurz vor Ausbruch des Krieges – als man an ihn noch nicht dachte – war ich bei einem jungen Ehepaar über Nacht, hatte am Abend vorher einen Vortrag in der Stadt gehalten und saß nun behaglich und freundschaftlich froh mit ihnen beim Frühstück. Da legte sich wie eine dunkle Wolke eine Angst um die beiden über mich, die ich kaum bezwingen konnte. Was steht ihnen bevor! – Der Mann war einer der ersten, die fielen.

Sind das Selbsttäuschungen oder Wirklichkeiten? Ich hatte öfter solche Ahnungen, ich habe auch öfter – leider – erfahren, daß man da sehr blind sein kann, wo man den Umständen nach aufmerksam sein müßte, um ein Schicksal abzuwenden. Rätsel der Schicksalsführung liegen hier, die man nur bewältigen kann, wenn man erfährt, daß auch die Fehler und Gedankenlosigkeiten, die uns belasten, bei Gottes Schicksal mit eingerechnet sind.

Groß war die wachsende Arbeitslast, die sich nun auf einen Pfarrer legte. In Zusammenarbeit mit dem Bürgermeister Treber, mit dem ich sehr befreundet war, wurde das Lazarett der Gemeinde im neuen Schulhaus eingerichtet. Die gesamte Gemeindeverwaltung war um diese Zeit fast nur mit mir nahestehenden Männern besetzt, dank des Diskussionsabends. Sobald Verwundete da waren, was rasch geschah, mußten sie besucht und Andachten und Unterhaltungsabende geschaffen werden. Eine wöchentliche Kriegsbetstunde am Mittwochabend war zu halten, viel mehr einsame Frauen waren da und Krankenbesuche nötiger als je. Der Hilfsgeistliche, den ich bis dahin hatte, war eingezogen und fiel auch bald. Dabei war die Vorbereitung auf Predigt und Bibelstunde schwerer als je. Ruhe sollten sie geben, ohne jene falsche Begeisterung zu fördern, deren Gefahr im aufgeregten Leben immer deutlicher wurde. Da galt es zuerst selbst zu finden, was man geben sollte. Man lernte hören auf das Wort, und auch von hier aus setzte die unbewußte Arbeit ein, in der das vorbereitet wurde, was später – im Zusammenbruch – Kraft und Klarheit sein konnte.

[313] Nach den ersten Wochen wurde vom Heere her die Post veranlaßt, die verhängnisvollen Telegramme mit Todesnachrichten an den Pfarrer abzugeben, daß er die Nachricht den Angehörigen bringen mußte. Das war eine sehr schwere seelsorgerliche Pflicht, die man ja

nicht ablehnen konnte. Wie oft rief eine Frau einem schon durchs Fenster entgegen: „Herr Pfarrer, kommen Sie zu mir?“ und schrie auf, wenn man traurig nickte. Wie lange hatte man manchmal bei Müttern zu stehen, bis sie ein wenig Fassung errungen hatten! – In Rüsselsheim sind in den vier Jahren weit über vierhundert Männer gefallen. Ich habe also so etwa jeden dritten Tag dieser Zeit einen solchen Gang tun müssen. Ein Soldat, der von draußen kam, sagte mir einmal: „Da will ich doch lieber einen Sturmangriff mitmachen, als solche Gänge tun!“ Ich glaube, ich habe die Bitterkeit des Krieges, den unendlichen Wahnsinn dieses Vernichtens von Leben – jungem Leben – wahrhaft erlebt.

Viele von denen, die fielen, waren Glieder meiner Jugendgruppe oder sonstige Freunde gewesen.

Macht und Ohnmacht der kirchlichen Verkündigung wurden sehr deutlich: in Gottesdienst und Bibelstunde die angsterfüllten oder trostlosen Frauen und Mütter, in der Konfirmandenstunde die Kinder der gefallenen und der fernen Väter. Man spürte, wie die Menschen sich an einen klammerten – und zuletzt – mußte man sich immer wieder fragen: Wird es ihnen zur Kraft? Können sie doch nur leben, weil sie vergessen? – Ich erlebte immer schwerer belastet die unfaßbare Tragik, die unsere Kirche in ihrer Gesamtheit immer noch nicht erlebt hat: daß die Menschen in ihrer Masse den Trost nicht faßten – wie aus der ersten Not, die sie zum Gottesdienst trieb, jene wachsende Ablehnung neu aufstieg gegenüber einer Macht, die trösten wollte, wo man glaubte, nur tiefste Empörung dürfte hier reden. Aber ich greife vor! Ich will zunächst nur deutlich machen, wie groß Leid, Not und Arbeit eines Pfarrers waren durch diese ganze Zeit des Unfaßbaren hin.

Ich weiß nicht, wie ich durch diese Zeit gekommen wäre ohne das innerliche Mittragen, das ich bei meiner Frau fand, und die Mitarbeit, die sie leistete. Rascher und tiefer als ich empfand sie jene innere Empörung gegen diese Auswirkungen des Krieges, und gemeinsam suchten wir auch da den Trost. Viel Sorge um Frauen, um das Lazarett und seine Bedürfnisse, um Kranke und Verzweifelte nahm sie mir ab, und die Arbeit des Frauenvereins wurde nötiger und stärker als je!

Das Gemeindeblatt erwies sich nun als eine große Hilfe. Ich konnte es jedem Manne, der draußen war, kostenlos zusenden, er-[314]hielt von sehr vielen Dankschreiben. Aus diesen suchte ich solche aus, die etwas Besonderes, Echtes und Tiefes aussprachen, und druckte sie ab. Das war denen zu Hause und denen draußen eine Freude und Hilfe. Ich hatte vier Briefordner voller Feldbriefe, die eine Quelle der Erkenntnis für die seelische Verarbeitung der Erlebnisse sein könnten, wenn sie erhalten wären. Sie sind den Bomben zum Opfer gefallen ebenso wie die Bände meines Gemeindeblattes. Ich hoffe, in Rüsselsheim selbst sind diese wenigstens erhalten.

Auch Andenken wurden mir von Leuten draußen gesendet. Ich hatte lange auf meinem Schreibtisch einen Briefbeschwerer, gemeißelt aus dem Stein des Hartmannsweilerkopfes, der ja durch Monate mit seinen schweren Kämpfen uns zur Qual wurde. Ich besitze noch eine Schlipsnadel mit einer römischen Münze, gefunden auf dem Schlachtfeld von Verdun.

Während all der Monate, in denen die Schlacht um Verdun tobte, hörten wir in Rüsselsheim Tag und Nacht ein dumpfes Pochen: die Kanonen von dort. Sie hielten uns sehr lebendig die Angst wach, die in jedem von uns war – um das Ganze und um die nahen Angehörigen, die man dort wußte – irgendwo im Unfaßbaren – Unvorstellbaren!

Schließlich bekamen wir auch etwas vom wirklichen Krieg ab, als man anfing, in der unvollkommenen Weise des Anfangs Flugzeuge einzusetzen, die auch über uns kamen, um die Opelsche Fabrik zu treffen, von der wir ja nicht weit weg wohnten. Wir haben damals schon manche Nacht im Keller gesessen, unser Obstgestell hatte ich so eingerichtet, daß ich auf jede Etage ein Kind schieben konnte, das dann ruhig weiterschlief – wenn auch nicht immer.

Wie oft auch sah ich das Häuflein der Kinder über den Hof rennen nach dem Keller, wenn am Tage die Sirenen ertönten. Bei einem Vortrag in Saarbrücken habe ich damals zum ersten Male in einem verdunkelten Saale gesprochen. Im nahen Mainz haben die Bomben auch schon einiges Unheil angerichtet, wenn auch nicht im entferntesten das, was später geschah.

Als wir im Anfang der Nachkriegszeit in Eisenach einen Ausflug machten und fröhlich miteinander auf den Bänken eines Triebwagens saßen, kündigte der seine Abfahrt durch eine Sirene an. Da sprangen unsere Kinder von ihren Sitzen und riefen: „Flieger!“. Alles lachte. Dort konnte man damals die Not darin nicht verstehen.

Die erste Kriegszeit war erfüllt von seelischen Nöten und viel neuer Arbeit für meine Frau und mich. Mancherlei neue Aufgaben kamen dazu. Da war die gewaltige Kleidersammlung. Wollstoffe wurden gesammelt, um sie zu verarbeiten und dem Mangel zu be-[315]gegnen. Der große gewölbte Keller unseres alten Pfarrhauses war vollgestopft, und ich erinnere mich, wie in seinem Eingang nach dem Hofe meine Frau und die Gattin von Heinrich Opel klopften und bürsteten, einen Anzug nach dem andern zu den gereinigten trugen und – fast allein – durch Wochen alles zum Abtransport rüsteten.

Dann aber kam der wachsende Hunger. Da meine Frau von der Geburt des vierten Kindes, also seit 1913, sich nie so ganz erholt hatte und nun in die wachsende Arbeit und das tiefe Leid gestellt wurde, merkte man von Monat zu Monat, wie ihre Kräfte abnahmen. Da wir alle Vorschriften der Lebensmittelzuteilung aufs gewissenhafteste beachteten, wurde unser Leben immer knapper. Wir hatten Hühner. Aber wir hatten kaum Körner für sie. So legten sie nicht glänzend. Der Garten gab mancherlei. Aber es fehlte das Kraftgebende. Es war wohl schon 1916, als die grausamste Hungersnot begann; da kamen vier Bauersfrauen und begehrten meine Frau zu sprechen. Meine Frau kam bewegt zu mir herüber in mein Zimmer und sagte: „Die vier Frauen sagen, sie könnten es nicht mehr mit ansehen, wie ich dünner und dünner würde.“ „Da Sie sich nirgends etwas holen“, sagen sie, „so haben wir uns zusammengetan und wollen Ihnen abwechselnd etwas bringen oder schicken. Das werden Sie doch nehmen?“ „Darf ich das annehmen“? fragte sie. – „Das darfst du“, sagte ich. „Es wäre ja fast eine Beleidigung, das zurückzuweisen.“ So haben während der ganzen Zeit, die wir in Rüsselsheim waren, einige Bauersfrauen abwechselnd Milch, Eier und Butter für meine Frau ins Haus geschickt – nicht viel – wer hatte viel? – aber doch ein Zusatz, der ihr vielleicht einige Lebensjahre gerettet hat.

1916 beschlossen wir, eine Ziege zu kaufen, für die wir Futter von Freunden, von Garten und Acker zu schaffen hofften und wirklich schafften. Dazu konnten wir ein Schwein halten. Dessen Geschichte war so: Ich hatte eines von einem Bauern gekauft, das um 180 Pfund wog und bald geschlachtet werden konnte. Da kam die Verordnung heraus, daß man Schweine über 140 Pfund nicht verkaufen dürfe, sondern abliefern müsse für die Gesamtheit. Ich ging zu dem Bauern und sagte ihm, daß ich also das Schwein nicht kaufen könne. Er wollte mir einreden, daß das gut gehe und niemand es merken würde und alle andern ganz andere Überschreitungen vornehmen. „Wissen Sie, weiß ich, ob das Schwein wirklich soviel wiegt?“ „Wer soll es aber besser wissen als wir?“ Ich aber wußte, wie es war, und konnte nicht mitlügen. Meine Gemeinde hat das nicht als ein edles Tun gewürdigt, sondern im Kirchenvorstand wurde mir sehr offiziell gesagt, die allgemeine Meinung drücke sich in dem Worte aus: „Unser Pfarrer denkt aber gar nicht an seine Familie!“ – Es gelang mir aller-[316]dings, ein Schwein unter 140 Pfund zu kaufen, das ich noch füttern mußte. Dazu konnten von der Bürgermeisterei jedem Schweinehalter zehn Pfund Kleie abgegeben werden. Als ich dorthin kam, wurde mir gesagt: Gestern haben wir alles ausgegeben! Als ich erschrocken dastand, sagte der Schreiber: „Das Zimmer ist noch nicht gereinigt, in dem wir die Kleie ausgegeben haben. Schicken Sie doch Ihr Dienstmädchen und lassen Sie die das Zimmer kehren!“ So geschah es, und sie kam mit einem Säcklein zurück, in dem sehr viel mehr als zehn Pfund

war – wieviel Schmutz war dem Schweine gleichgültig, es gedieh außerordentlich, und als ich es auf der Bürgermeisterei anmeldete, war allgemeines Erstaunen über das Gewicht, und ich konnte sagen: „Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln!“

Meine Frau und ich waren um so gewissenhafter, als sich das Umgehen der Lebensmittelvorschriften und anderer Notmaßnahmen zu einem Skandal ausgewachsen hatte, der das ganze Volk mit Unredlichkeit und Bitterkeit durchseuchte. Man kaufte heimlich Schweine und brachte sie in den eleganten Autos reicher Leute durch die Kontrollen. Wer das nötige Geld hatte, erlaubte sich alles in dieser Beziehung. Im Winter 1916/17 konnte ein hoher Beamter der Fabrik sein neugebautes Haus trockenheizen, während das ganze Städtlein bitter fror. Er fiel in Ungnade, ehe er das Haus beziehen konnte. Der Mann, der es von ihm kaufte, als er wegzog, starb kurze Zeit nach dem Einzug an einem Schlaganfall. Das Haus stand lange leer, weil man sagte: Es liegt ein Fluch darauf. Es ist immer merkwürdig, wie stark sich dieser Vergeltungsglaube vorchristlicher Art bis in die „ungläubigsten“ Volkskreise hinein erhalten hat.

Unsere Gewissenhaftigkeit bekam mein lieber Schwiegervater einmal zu spüren in der Zeit der Goldablieferung: Mein Ältester saß auf seinem Schoß und spielte mit seiner goldenen Uhrkette. Auf einmal fragte er sehr bedenklich: „Ist das Gold?“ Als mein Schwiegervater wegging, sagte er uns lächelnd: „Ich muß ja wohl meine Uhrkette abliefern!“ Er tat es auch. Wir hatten unsere – von ihm geschenkten – lange abgeliefert, auch die goldene Uhr meiner Frau. Meine sehr gute, ebenfalls von ihm geschenkte Uhr war von Silber. Auch ererbtes Kupfergeschirr ging diesen Weg. Was sollten wir zurückhalten, da man uns selbst die Glocken vom Turm nahm? Das Bild von dem Wagen, der sie wegfuhr, mit unsern Kindern darauf, besitze ich noch.

Neben der kirchlichen Arbeit ging die Arbeit im Diskussionsabend weiter mit den wenigen Zurückgebliebenen, mit denen aber auch das Verhältnis immer enger wurde, da mancherlei Ringen mit der Not uns zusammenführte, besonders mit unserm Bürgermeister Treber und den in der Gemeinde wirkenden Vertrauensleuten.

[317] Auch die Vortragsarbeit über Rüsselsheim hinaus entwickelte sich neu. Überall wollte man ja Stärkung des geistigen Lebens als Gegengewicht zur Bitterkeit der Gegenwart.

Aber in dem allem begann nun die Scheidung der Geister.

Die Scheidung der Geister

Immer deutlicher wurde es, daß gerade unter denen, die sich für die Volkseinheit einsetzten und alle Kräfte aufbieten wollten, um den Krieg siegreich zu bestehen, tiefgehende Gegensätze vorhanden waren. Gerade die, die in fesselloser Begeisterung zum Kriege standen, hielten sich durch ihr Geld und ihre Schlauheit alle Lasten des Krieges möglichst fern. In Rüsselsheim wuchs sich das im Fortschreiten des Kriegs zu einem unübersehbaren Skandal aus. Die Fabrik hatte die Möglichkeit, Arbeiter, die sie für ihre Produktion nötig hatte, vom Kriegsdienst zu reklamieren und also in der Heimat zu behalten. Das hing weitgehend von den Werkmeistern ab. Diese aber waren Menschen, die nicht gern dürftig lebten. So kam es, daß Bauern und Bauernsöhne, deren Angehörige den leitenden Männern der Fabrik Lebensmittel bringen konnten, reklamiert wurden, auch wenn sie kaum ausgebildet waren, während sehr tüchtige Arbeiter hinausgehen mußten. Hier, wo es sich um das Leben handelte, wurde die Korruption zum Verzweifeln unerträglich – wieder mit dem Bewußtsein der Ohnmacht verbunden –, denn mehr und mehr mußte man ja zu der Erkenntnis kommen, daß man bei den eigentlich führenden Kreisen gegen das alles keine entscheidende Hilfe zu erwarten hatte. So wuchs langsam die Scheidung der Geister zu einer Vertrauenskrise an, der sich der die Dinge so wahrhaft Miterlebende nicht entziehen konnte, wenn es auch lang dauerte, bis man es sich völlig zuzugestehen wagte.

Kurz nach Ausbruch des Krieges begannen die schlimmen Erfahrungen mit leitenden Kreisen. Zwei Lazarette hatten wir in Rüsselsheim. Das eine wurde von der Firma Opel unterhalten in ihrer neugebauten Kantine, das andere in einer Schule von der Gemeinde, deren Gemeinderat in seiner großen Mehrheit sozialdemokratisch war. Jeder der beiden Ärzte am Ort bekam die Leitung eines solchen Lazaretts. Nur Leichtverwundete oder Erholungsbedürftige kamen dahin. Es waren immerhin auch darunter ernste Fälle, und Tetanus trat immer wieder einmal auf. Der von der Gemeinde betraute Arzt galt als ein linksstehender Mann, der Vertrauensarzt der Firma Opel war natürlich rechtsgerichtet. Es dauerte nicht lange, da war der [318] linksgerichtete Arzt irgendwie verdächtig geworden. Wer daran schuld war, erfuhr niemand. Man nahm ihm die Leitung des Lazaretts. Darauf beschloß der Gemeinderat, das Lazarett aufzuheben. Ich bat ihn, diesen Beschluß noch nicht bekanntzugeben. Ich wollte zunächst den kommandierenden General in Frankfurt aufsuchen, ihm die Sache darstellen und war fest überzeugt, daß die Maßnahme geändert würde, wenn ich ihm zeigte, zu welch einer Vertrauenskrise im Orte das führen müsse und schon geführt habe. Ich ging hin, wurde vorgelassen, schilderte die Sachlage und bekam von dem bequem dasitzenden hohen Herrn nüchtern und kühl die Antwort: „Der Befehl ist ausgegangen und kann nicht zurückgenommen werden!“ Ich setzte mich noch eifriger ein und schilderte, daß unser sozialdemokratischer Gemeinderat dieses Lazarett gestiftet habe und daß ebenso die Frauen Rüsselsheims mitgewirkt hätten. Es sei doch unmöglich, jetzt im Anfang eines so schweren Krieges, diese Menschen zu verärgern und ihren guten Willen zu zerstören. Nüchtern und eisig kam es wieder: „Der Befehl ist ausgegangen und kann nicht zurückgenommen werden!“ Zum dritten und vierten Male setzte ich an, sah aber nur, wie die eisige Haltung in eine zornige sich wandelte. Da wurde auch ich zornig, wendete mich zum Gehen und sagte scharf: „Das hätte ich nie erwartet, in diesem Augenblick eine solche Verständnislosigkeit für die Stimmung des Volkes zu finden“, und knallte die Tür hinter mir zu.

Das Lazarett wurde aufgehoben und die von den Frauen gestiftete Wäsche in Schränke in der Bürgermeisterei gelegt. Die erste tiefgehende Bitterkeit war geschaffen.

Vom Armeeoberkommando in Frankfurt (Main) erhielt ich im Laufe der Zeit noch einige Briefe, und einmal wurde ich vorgeladen, und mir wurden sehr energische Vorstellungen gemacht. Immer handelte es sich um Artikel meines Gemeindeblattes, aus deren mahnenden oder tröstenden Worten man entnehmen könne, daß ich die Lage des Krieges nicht für günstig halte. Meine These, daß man allerdings von solchen Möglichkeiten reden müsse, wenn der Trost und die aufrichtende Kraft der Worte gewahrt bleiben solle, wurde nicht anerkannt. Man meinte, Schönfärberei könne das tun, und wollte nicht einsehen, daß allmählich die Menschen tiefer sahen, als die Armeeverwaltung ihnen gestatten wollte.

Einmal wurde mir erzählt, daß der Herr Geheimrat Opel sich geäußert habe: Wenn unser Pfarrer so weitermacht, wird er noch eines Tages erschossen. – Nun, dazu lachte ich, denn da hätte ich schon weiter gehen müssen, als mir damals gewissensmäßig richtig schien. Solche Äußerung aber beleuchtet die Lage, in der man selbst die [319] schon als sehr bedenklich ansah, die nicht einfach die Schönfärberei und oberflächlich-egoistische Begeisterung mitmachten.

Wie anders man in der Firma Opel empfand als ich, erfuhr ich schon in den allerersten Kriegstagen. Es waren etwa vierzehn Tage hingegangen, als unser Bürgermeister und einige Gewerkschaftsführer zu mir kamen und sagten, daß überall im Lande die Firmen bekanntmachten, daß sie zu den kärglichen Unterstützungen, die der Staat den Frauen der Eingezogenen zahlt, noch Sonderunterstützungen geben. Nur bei Opel habe sich noch nichts gerührt. Sie baten mich hinzugehen und zu fragen, was man plant – ob man überhaupt etwas plant. Ich ließ mir deutlich machen, welche Maßnahmen zur Unterstützung der Frauen die große Frankfurter Konkurrenzfirma Klaier geschaffen hatte, und machte mich auf den Weg, traf

nicht den ältesten Opel, der auf dem Kriegsschauplatz war, sondern den zweiten Bruder, der einige Zeit alles leitete. Ich erzählte von der Sorge der Frauen, daß Klaier dies und das getan habe, und fragte, was man nun hier tun wolle. Leidenschaftlich erregt wanderte Herr Opel im Zimmer hin und her und sprach seinen Zorn aus über alle diese Leute, die meinen, eine solche Firma sei so reich, daß sie alles leisten könne – gerade jetzt hätten sie ganz andere Sorgen, und man dürfe nicht denken, daß sie allen Menschen helfen könnten. Einige bittere Worte über die Pfarrer, die sich in Dinge mengen, die sie nicht verstehen, flossen mit ein. Nach langem, geduldigem Hin und Her ging ich traurig davon und mußte meinen Freunden sagen, mein Gang sei vergeblich gewesen.

Um so erstaunter war ich, als am andern Morgen ein Telefonanruf kam, ich möchte doch sofort zur Firma kommen. Ich eilte hin. Es waren Ministerialräte aus Darmstadt da – wir lebten ja noch im Großherzogtum Hessen –, die anfragten, was die Firma Opel angesichts der Kriegslage für die Frauen der eingezogenen Arbeiter tun wolle. Da war man froh, sagen zu können, daß man schon gestern mit dem Pfarrer über diese Dinge gesprochen habe, ließ mich holen, und nun wurden die Pläne ausgearbeitet, die man oben wünschte. Den Frauen wurde ein verstärktes Sicherheitsgefühl wenigstens für die Dinge des täglichen Lebens gegeben.

Bei der Lage in Rüsselsheim, wo Menschen, die es darauf anlegten, die Möglichkeit hatten, den leitenden Herren irgend etwas immer nahezubringen, was ihren Mitarbeitern schädlich war, machte die einmal sicher gut eingeleitete Sache dieser Unterstützung dauernd Sorge und Mühe. Immer kamen Fälle, wo der Neid der Mitmenschen Maßnahmen hervorrief, die wieder gutgemacht werden mußten. Hier wie in andern Fällen wird so recht deutlich, wie schwer die Stellung [320] so absolut herrschender Gewaltiger ist. Ich bin fest überzeugt, daß Opels wirklich glaubten, ich allein sei der, der immer wieder Schwierigkeiten mache. Sie glaubten jenen, die ihnen nach dem Munde redeten. Einmal sagte mir Herr Opel: „Sie sagen immer, man muß den Menschen vertrauen. Nun haben wir dem Werkmeister NN großes Vertrauen geschenkt, und der Mann hat uns so bestohlen, daß wir ihn entlassen und verklagen müssen.“ Ich konnte ihm nur sagen: „Nicht denen darf man vertrauen, die einem nach dem Munde reden, sondern denen, die einem manchmal unbequem werden.“

Aber die Masse derer, die „nach dem Munde redet“ und hintenherum schimpft oder ihren Vorteil sucht, ist sehr wesentlich mitschuldig an allen ungerechten Dingen, die geschehen. Welch eine Not ist es auch heute in unserer werdenden Demokratie, die Menschen zu jener würdigen Verantwortung zu erziehen, die den Mut der Verantwortung gerade da hat, wo er gefordert ist, selbst wenn es der eigenen Behaglichkeit nicht dient. Wie viele schweigen oder reden nach dem Munde und machen dann den Leitenden verantwortlich für Dinge, zu denen sie hätten reden können und müssen. Hier aber kam noch der Neid ganz kleiner Geister auf das bißchen Hilfe hinzu, das andere erfuhren.

So kam eines Tages eine Frau weinend zu mir: „Herr Pfarrer, man hat mir von der Firma meine Unterstützung entzogen!“ Warum, wußte sie nicht. Ich ging zum Herrn Geheimrat, der inzwischen wieder da war, fragte, er wußte Bescheid: „Denken Sie, diese Frau hat sich einen neuen Hut gekauft. Dazu geben wir unser Geld nicht. Wenn sie sich das leisten kann, hat sie es nicht nötig!“ Ich: „Herr Geheimrat, Sie haben sechstausend Arbeiter unter sich und kümmern sich darum, welche Frau sich einen neuen Hut kauft! Sicher wird manches von diesem Gelde zu Unnötigem verwendet werden. Weder Sie noch ich können das hindern. Aber ist diese Strafe nicht zu hart, und trifft sie nicht die Kinder mehr als die Frau?“ Schließlich wurde mir gesagt, man werde der Frau eine scharfe Mahnung geben, wenn sie komme, aber sie könne kommen und die Unterstützung weiter holen.

Ein anderer Fall wog schwerer: „Denken Sie sich, die Frau hat ihren Mann in Straßburg besucht!“ Der Mann war für ganz kurze Zeit von der Front nach Straßburg abkommandiert und hatte sie telegraphisch gerufen. Da sagte ich sehr energisch: „Die Frau hat recht gehabt. Muß-

te sie nicht alles zusammenkratzen, um das zu ermöglichen, da sie doch nie weiß, ob sie ihren Mann nicht zum letzten Male sieht?“ So wurde das auch gut. Das sind Fälle, wie sie öfter vorkamen.

In diesen Fällen erlebt man jene Einstellung reicher Leute gegen [321] alle, die wir nicht soviel Geld haben. Sie meinen immer, daß wir viel zu leichtsinnig mit dem Gelde umgehen und sie für uns sparen müßten. Schon früher hatte ich einmal während eines Ringens um Akkordkürzungen ein Gespräch mit dem Geheimrat: „Die Leute legen ja doch ihr Geld in Bier an und Essen. Man darf ihnen gar nicht zuviel geben!“ – Ich: „Das gilt leider für einzelne. Aber wer sind denn die Leute, die jedes Jahr hier in Rüsselsheim die Hunderte von Häuslein bauen, die unsere neuen Straßen bilden?“ Da mußte er doch ein wenig kapitulieren.

Eine andere Einstellung ist die, daß arme oder ärmere Leute sich eben Genüsse nicht leisten dürfen, wie sie Reiche in ihrer Art selbstverständlich hinnehmen. Eine dafür sehr charakteristische Geschichte habe ich später in der Zeit der Erwerbslosigkeit in Eisenach erlebt. Ich begegnete einem Bekannten vor dem Arbeitsamt, wo Hunderte von Erwerbslosen warteten. Er redete mich an: „Nun sehen Sie, beinahe jeder hat seine Zigarette im Mund! Kann es diesen Leuten so schlecht gehen?“ Ich: „Darf ein Fabrikant, der kein Geld hat, seine Arbeiter zu beschäftigen, eine Zigarre rauchen?“ – Er ging verärgert davon, ohne Ahnung, daß oft eine Zigarette den Hunger vertreibt oder als kleine Freude den Lebensmut wieder weckt und ähnliche kleine Erquickungen oft einer Frau denselben Dienst tun. Freuden sind eben auch bitter nötig fürs Leben – oftmals mehr als Essen.

Aber soll sich ein Pfarrer immer um solche Dinge kümmern? Warum mußte ich gerade diese Gänge tun – andere meine Frau zu dieser oder jener der Damen Opel? Drängten wir uns nicht zu sehr dazu? Wir waren in diesem Städtlein, das rapid wuchs, nun bald auf die zehntausend Einwohner kam, dessen Gemeinderat eine sozialdemokratische Mehrheit hatte, dessen Bürgermeister von dieser Partei gewählt war, die einzigen, die wagen konnten – jedenfalls, die es wagten –, den Leuten gegenüber, die aller Schicksal in Händen hielten, die jeden auf die Straße setzen konnten, der ihnen mißfiel, ihre Meinung offen zu sagen. So kamen die Menschen immer wieder zu uns, und wir mußten uns ihrer annehmen.

Bezeichnend für die ganze Lage ist die Geschichte der Lazarettwäsche, die – wie gesagt – nach Auflösung des Lazaretts in den Schränken der Gemeinde lagerte.

Eines Tages kam unser Bürgermeister zu meiner Frau und sagte: „Frau Pfarrer, Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie die Schlüssel zu den Wäscheschränken an sich nehmen würden.“ Meine Frau war sehr erstaunt: „Was geht mich die Wäsche an? Die gehört doch der Gemeinde?“ „Ja, sehen Sie, die Großherzogin gründet in ... ein neues Lazarett, und da meint Frau Geheimrat Opel, wir soll-[322]ten ihr dazu diese Wäsche schenken, und das wollen wir nicht! Wenn sie nun kommt und will die Wäsche holen, kann ich sagen: Frau Pfarrer hat die Schlüssel!“

Er wagte nicht, nein zu sagen. Er kam gar nicht auf den Gedanken, daß ein Gemeinderatsbeschluß zu einem „Nein“ führen könne. Meine Frau nahm die Schlüssel. – Schon am folgenden Tag fuhr ein Auto auf unsern Hof. Frau Geheimrat stürmte ins Zimmer, begeistert eine neue Siegesnachricht verkündend – und als sie die Kühle bemerkte, mit der unsereines um diese Zeit schon solche Nachrichten mindestens erst überdachte, zog sie ihr Taschentuch und bemerkte etwas bitter: „Ja, wenn man einen eigenen Mann draußen hat, da überwältigen einen solche Nachrichten immer ganz besonders!“ – Da standen die beiden Parteien einander gegenüber. Dann fuhr sie liebenswürdig fort und erzählte von der Gründung des neuen Lazaretts durch die Frau Großherzogin und wie schön es wäre, wenn man da von hier aus die Wäsche schenken könne. Das wollte sie natürlich vermitteln. Meine Frau sagte: „Die Wäsche ist von den Frauen des Frauenvereins gestiftet und mit viel Arbeit genäht. Wir müssen also eine

Versammlung der Frauen berufen und ihnen den Gedanken vorlegen und überhaupt hören, was sie etwa damit machen wollen. Ohne das können wir nicht darüber verfügen.“

Das sei doch alles so selbstverständlich, war die Gegenthese. Gegen einen solchen Vorschlag könne doch niemand etwas einwenden.

Meine Frau blieb unerbittlich auf ihrem Gedanken. Sie konnte ja gar nicht anders. Aber das wollte Frau Geheimrat nicht. Ihr war klar, daß man es ihr übelnehmen würde, sobald es öffentlich wurde. So unterblieb die Sache. Die Wäsche kam in der späteren Notzeit vielen Bedürftigen zugute.

Ich sprach von den zwei Lagern, die sich gegenüberstanden. Noch war bei uns der Glaube nicht zerbrochen, daß wir uns gegen einen Angriff zu verteidigen hatten. In ernster Verantwortung suchten wir Klarheit über die Ereignisse zu behalten und so im Lande zu wirken, daß Korruption, Willkür, Torheit, Egoismus die vertrauende Haltung des Volkes nicht zerstörten. Auf der andern Seite war man des Sieges sicher, dachte nur, was der Krieg an Gewinn bringe, was da erreicht werden müsse für die maßgebende Schicht, und suchte möglichst jede Unbequemlichkeit und jedes Opfer zu vermeiden, das andere bringen mußten.

Tief erschrocken war ich über ein Wort, das schon ganz im Anfang des Krieges gesagt wurde, eben in einer jener Verhandlungen, in denen Opfer von der Firma verlangt wurden: „Schließlich können wir ja etwas tun“, sagte Herr Geheimrat, „verdienen wir doch an je-[323]dem Auto, das wir abliefern, 25 Prozent mehr als vor dem Krieg.“ Ich erschrocken: „Wie ist das möglich?“ – Er: „Nun, die 25 Prozent Provision, die sonst der Zwischenverkäufer bekommt, bekommen wir, da wir ja direkt an die Heeresverwaltung liefern !“ Ich: „Und das nehmen Sie?“ – „Das nimmt jeder!“ war die selbstverständliche, in völliger Sicherheit gegebene Antwort. Ich ging zu meiner Frau nach Hause und sagte: „Soll das gut gehen, wenn unsere großen Leute so denken?“

Aber selbst den Staatsbehörden war es selbstverständlich, daß sie so dachten. Daß man ihnen alle Opfer ersparen müsse, die man dem Volke zumutete, war dort vielen selbstverständlich.

Das ganze Jahr 1915 ging hin, und die Regierung konnte sich nicht entschließen, die von den verantwortungsbewußten Menschen geforderten Maßnahmen zum Schutze der Ernährung zu treffen. Man wollte die nicht angreifen, deren Vorteile dadurch beschränkt wurden. Wie schwer hielt es dann, die Behörden dazu zu bringen, daß sie die gesetzlichen Bestimmungen wirklich energisch durchsetzten. Es war wohl Herbst 1915, als mir unser Bürgermeister sagte: „Büttelborn ist verpflichtet worden, uns nach Rüsselsheim Kartoffeln zu liefern. Wir kriegen keine zu sehen.“

„Telefonieren Sie den Kreisrat an, daß er einschreitet!“ Er tat es, warf den Hörer zornig aufs Gestell: „Er sagte: ‚Bieten Sie ihnen mehr!‘„ – Der Vertreter der Behörde forderte den Bürgermeister auf, die Preisvorschriften zu überschreiten.

Die Spaltung des Volkes – der Sieg der Blinden

Langsam begannen wir zu ahnen, daß mit der Marneschlacht schon Herbst 1914 etwas Verhängnisvolles geschehen war. Man hatte es durch die Ausnutzung der gewaltigen Erfolge im Osten verhüllt. Nun aber wurde an einer Front nach der andern deutlich, welch schwere Hemmungen unseren Heeren entgegenstanden. Der Schützengrabenkrieg begann sich zu entwickeln. Verdun wurde belagert und nicht bezwungen. Ungeheuerlich mehrten sich die Verluste, und bitter wurde das Leid im Volk, schwer wurden Not und Hunger durch die Einkreisung – um so schwerer, als die Kreise, die hätten vorangehen sollen im Ertragen, mit Hilfe ihres Geldes und ihres Einflusses sichtbar vor aller Augen sich diese Nöte ersparten. Selbst die Unabkömmlichkeit in der Heimat wurde ja durch Beziehungen ermöglicht. Eine gefährli-

che Bitterkeit erhob sich, gegen deren Ursachen wir vergeblich ankämpften. Öffentlich durfte man nicht davon reden. Private [324] Gespräche darüber wurden von den Maßgebenden mit Gehässigkeit abgelehnt.

Immer öfter aber erlebte man, daß einer von der Front in Urlaub kam, den Pfarrer besuchte und dann sagte: „Zu Ihnen darf ich im Vertrauen reden. Sie zeigen mich nicht an. Es steht schlimm draußen. Groß ist die Frage, wie das ausgehen soll. Aber ebenso groß ist die Not der falschen Behandlung der Menschen, der Rücksichtslosigkeit der Einflußreichen, die alle Vorteile an sich ziehen und die andern leiden lassen.“

Der Pfarrer oder der Beamte, der sich solches Vertrauen erhalten hatte, bekam das zu hören. Der andere hörte, was er wünschte. So wurde auch von hier aus die Kluft erweitert.

Immer mehr wurde dem Aufmerksamen auch deutlich, welche Korruption dort draußen sich erhob, wie man aus dem, was man im besetzten Gebiet requirieren konnte – ja aus den Vorräten des Heeres – alles mögliche nach Hause zu schaffen suchte, um den Angehörigen den Hunger zu erleichtern, aber auch um sich zu bereichern. Im großen Maßstab geschah das von leitenden Männern. Hier begann die Zersetzung des Heeres. Diese war so weit fortgeschritten, daß, als 1918 der Zusammenbruch kam, der leitende Arzt eines Lazaretts die wertvollen Instrumente seines Lazaretts vor seinen Mitärzten mit dem Revolver schützen mußte, weil diese sie als Privateigentum für den Beginn ihrer Friedenspraxis sich aneignen wollten.

Man muß das sagen, damit die Legende vom Dolchstoß klar widerlegt wird – den Dolchstoß gaben die nationalistischen Elemente, denen das Vaterland groß und wichtig ist, wenn es ihrem Vorteil dient.

Aus der schweren Sorge heraus kam es 1917 zu dem Friedensangebot des Reichstages, der für einen Frieden ohne Eroberungen von irgendeiner Seite eintrat und ein entsprechendes Angebot an die feindlichen Mächte forderte. Um dieselbe Zeit hatte der Papst seine Friedensvermittlung angeboten. Für jeden, dem es wirklich nur um die Verteidigung ging, war es selbstverständlich, daß diese Möglichkeit benutzt werden müsse. Aber inzwischen hatten die Interessenkreise mobil gemacht. Es war die sogenannte „Vaterlandspartei“ entstanden, getragen von den Kohlen- und Eisenbaronen und der gesamten Schwerindustrie Deutschlands – leider aber auch von sehr vielen Intellektuellen – Mitgliedern des Mittelstandes, die durch die gewaltigen Erfolge des Krieges in eine Stimmung des nationalen Machtwahns versetzt waren. Sie sahen die militärischen Erfolge, die Eroberungen weiter Länder, sie hörten die entsprechende Siegespropaganda. Sie hörten nicht die Berichte des einfachen Frontsoldaten und schlossen die Augen vor der wachsenden Korruption draußen [325] und drinnen. Sie standen unter der Macht des überlieferten „patriotischen“ Denkens, das ja überall in Europa nur davon bestimmt wurde, daß das eigene Land groß und mächtig werde, Macht gewinne über Rohstoffe und Handelsbeziehungen und so eintrete in den Kreis der Herrschenden und Reichen. Daß dies gerade die Politik sei, durch die man ein Volk innerlich zerstört, wurde uns erst jetzt langsam klar. Wir erlebten ja, wie blind man war gegen die Zersetzung, wie die wuchs und wuchs – getragen gerade von den Kreisen, die am leidenschaftlichsten für diese Machtziele kämpften. – Es wurde der Friedensbeschluß des Reichstags sabotiert, ein neuer Reichskanzler – Michaelis – kam. Er versprach, den Beschluß auszuführen, „wie ich ihn verstehe“. Es stellte sich heraus, daß er ein Sabotieren meinte – der Krieg ging weiter.

Für uns als Christen war besonders verhängnisvoll – aber auch lehrreich – die Tatsache, daß Michaelis sich als frommer Christ bekannte und sich ja auch immer so betätigt hatte und hat. Hier wurde jenes Christentum ganz deutlich uns vor Augen geführt, das für die Politik von den Egoismen dieser Welt beherrscht ist. Man muß sich fragen: „Wie weit auch in andern Dingen?“

Der Krieg aber war nun deutlich nicht mehr derselbe Krieg – d. h. er wurde nun auch für uns derselbe, der er immer war, für dessen Wirklichkeit wir eben bis jetzt blind gewesen waren.

Die Sabotage des Friedensangebotes zeigte, daß die Regierung sich den Forderungen der Vaterlandspartei und den mit ihr verbündeten leitenden Kreisen des Militäroberkommandos gefügt hatte. Ludendorff begann immer deutlicher, auch der führende Mann unserer *Politik* zu werden.

Als ihr Ziel aber proklamierte die Vaterlandspartei die Annexion der lothringischen Erzgruben, die mit dem deutschen Kohlengebiet vereint werden müßten. Das sei die Lebensfrage für Deutschland.

Hinzu trat nun noch das Ringen um den rücksichtslosen Kampf auf See. Im Kampfe gegen die Einkreisung durch England wurden unsere U-Boote immer rücksichtsloser gegen alle Schiffe eingesetzt, einerlei wen und was sie trugen – auch wenn Frauen und Kinder an Bord waren. So wuchsen die unversöhnlichen Spannungen – auch mit den USA – bis die Versenkung der „Lusitania“ die USA zur Kriegserklärung brachte.

Um diese Zeit schrieb Friedrich Naumann sein verhängnisvolles Buch „Mitteleuropa“. Hier redet nicht mehr der Mann, der uns einst als Prophet geweckt hatte, die soziale – nein, die gesamte Lage unseres Volkes in Verantwortung mitzuerleben und zu tragen. Hier redet der [326] Staatsmann, der völlig außerstande ist einzusehen, daß eine neue Periode der Menschheitsentwicklung begonnen hatte mit dem Jahre 1914, daß die Zeit der Kolonialmächte, der unterdrückenden Mächte, zu Ende gehe und die Zeit der Überwindung der Ausbeutung der unteren Klassen des eigenen Volkes wie der der Kolonialvölker aufstieg. Für viele von uns, die wie ich bis dahin in Naumann ihre entscheidende politische Autorität gesehen hatten, war es eine sehr bittere Sache, sich mehr und mehr von ihm lösen zu müssen. Es spaltete sich unser ganzer Freundeskreis. Ein so entscheidend führender Mann wie Gottfried Traub ging mit Naumann und wurde mit seiner mächtigen Rednergabe einer der tragenden Köpfe der Propaganda im Innern und an der Front. Er geriet in nahe Berührung mit der Heeresleitung und wurde von dieser in ihre unbedingte Siegesgewißheit hineingezogen. Wer einmal so stand, der hörte andere Stimmen nicht mehr, weil es nur ganz wenige waren, die dann zu ihm zu reden wagten, und die konnte man als Toren abtun. Es war ja nun unter dem Druck der Propaganda und der Heeresleitung gefährlich geworden, die Opposition laut werden zu lassen.

Ich war mit Traub durch lange Jahre sehr befreundet – auch unsere Familien waren es. Seine Frau war Patin unseres jüngsten Kindes. Im Sommer 1918, als wir noch nicht lange in Eisenach waren, hatte er dort zu sprechen. Am Nachmittag vor dem Vortrag waren wir gemeinsam im Walde. Meine Kinder suchten die Gäste durch eine kleine Märchenaufführung im Walde zu erfreuen, und wir waren sehr herzlich beieinander. Er und seine Frau versprachen, am andern Tage zum Kaffee zu uns zu kommen. Dazwischen war der Vortrag, aus dem meine Frau und ich in Entsetzen weggingen. Am andern Tag mußte ich ihn fragen: „Lieber Freund! Glaubst du wirklich noch, daß wir so siegen können, daß alle diese Pläne verwirklicht werden? Müssen wir nicht so rasch wie möglich alles aufbieten, um noch zu einem erträglichen Frieden zu kommen?“ – Darauf antwortete er so, daß wir zu einer sehr häßlichen Auseinandersetzung kamen, auseinandergingen und uns nie mehr schrieben, bis er mir den Tod seiner Frau mitteilte.

Es kam ja dazu, daß er auch theologisch und kirchlich eine Entwicklung nahm, die ich nicht teilen konnte. Die „Eisernen Blätter“, die er während des Krieges herausgab, führte er fort, und als die Bewegung der religiösen Sozialisten begann, konnte er darin von den „Thüringer Schwärmern“ reden. Erst im Gegensatz gegen Hitler kam es zu einer Annäherung zwischen uns.

Soviel ich mich erinnere, war es nach jenem Amtsantritt von Reichskanzler Michaelis zum ersten Male, daß ich eine direkt poli-[327]tische Sache glaubte in meiner Predigt behandeln zu müssen, indem ich darauf hinwies, daß wir dies „wie ich sie verstehe“ doch wohl so auf-

fassen müßten, daß das wahrhaft dem Reichstag gegenüber ehrlich gemeint sei und daß dessen Wünschen entsprochen werden müsse. Von da ab mußte ich öfter einmal über die Frage sprechen, wie wir als Christen stehen müssen, wenn die Frage herantritt, wie der Krieg zu beenden sei und wie unrecht der Eroberungsgedanke sei.

Schon in Rüsselsheim erregte ich bei den Besitzenden und nationalistisch Gesinnten schweren Anstoß. In Eisenach war meine Haltung noch nicht zur Geltung gekommen, als der Zusammenbruch erfolgte.

Der Zusammenbruch – Hoffnungen?

Ostern 1918 war ich nach Eisenach gekommen. Man hatte mich dort gewählt zum Pfarrer im Westbezirk, der eine Arbeitergemeinde war. Über diese neue Arbeit mit ihren Möglichkeiten soll später zusammenhängend gesprochen werden.

Der Zusammenstoß mit Traub zeigt schon, was im Werden war. Noch waren die Gegensätze in uns selbst nicht so ausgereift, daß eine völlig klare Scheidung sich vollzogen hätte. Aber sie war im Werden. Bei meinen Besuchen in der neuen Gemeinde merkte ich es mit Erschrecken. Da bekam ich Äußerungen radikalster Verneinung des Krieges und Staates und ebensolche radikalster Siegeszuversicht und Eroberungsleidenschaft zu hören, dazwischen kam immer wieder die tiefe Angst und Sorge um liebe Menschen, um die gesamte Zukunft zum Ausdruck. Aber wie *allgemein* das Unsicherheitsgefühl, der Vertrauensschwund war – selbst wo er nationalistisch überdeckt wurde –, war sehr deutlich.

So ging in Angst und Sorge der Sommer hin – für uns persönlich in der Familie eine wundervolle Zeit des Sicheinlebens in Eisenachs Schönheit. Wir rangen darum, die Kinder nicht merken zu lassen, welche Sorgen uns umdrängten und welcher Zwiespalt klaffte. In der Schule waren sie völlig dem Einfluß des Nationalismus ausgesetzt, der in Eisenachs Gesellschaft stark war und blieb.

Nun kam der Herbst. Man las und hörte von den Schwierigkeiten in der Flotte, ohne auch nur zu ahnen, wie schwer diese Ereignisse waren.

Wir wohnten in einem Miethause und über uns ein Lehrerehepaar, dessen Sohn in der Flotte Offizier war. In der Nacht zum 9. November klingelte unsere Torklingel. Ich ging die Treppe hinunter und [328] öffnete, halb angekleidet, denn es war drei Uhr in der Nacht. Der junge Offizier stand vor mir, entschuldigte sich, daß er bei uns geklingelt habe, seine Eltern hätten nichts gehört. Ich fragte ihn harmlos: „Sie haben wohl Urlaub?“ „Urlaub?“ – „Urlaub gibt es nicht mehr. Es ist Revolution. In Kiel herrschen die Arbeiter- und Soldatenräte. Ich bin durch halb Deutschland gekommen gestern und heute nacht, in Hamburg, Magdeburg – überall herrschen die Arbeiter- und Soldatenräte und wohl auch hier!“ – Tief erschüttert kehrte ich zu meiner Frau zurück, erzählte es ihr, und wir wachten die ganze Nacht und fragten uns, was da wohl wahr sei und was da werden sollte. – Am Morgen sagte ich: „Nun gehe ich in die Stadt und sehe, was das wirklich ist!“ Ich kam bis zum Karlsplatz, da kam mir der gewaltige Zug der Arbeiter entgegen, die aufs Rathaus und Landratsamt zogen und die Macht in die Hand nahmen, die ihnen die Beamten ohne jeden Widerstand auslieferten.

Aus dem Zuge sprang ein junger Mann, Mitglied meines Jugendvereins, auf mich zu und rief: „Herr Pfarrer, nun machen wir’s!“ Ich muß sagen, daß das jugendfrische, hoffnungsvolle Gesicht und Wort mir in diesem Augenblick ein Trost war. Sollte wirklich nicht alles zerbrochen sein? Sollte in der Arbeiterschaft die Kraft liegen, den Neubau zu leisten, der jetzt notwendig wurde? In diesem Augenblick begann es in mir zu arbeiten. Ich begann aufmerksam zu sein auf das, was nun von Gewerkschaften und Arbeitern geschah, und wurde immer dankbarer für das, was sie taten, um nun mit ihren Kräften und ihren Gedanken unser Volk und seinen Staat wieder aufzurichten.

Zunächst aber vollzog sich der Zusammenbruch des Staates und Heeres, dessen tiefste Ursache die Korruption war und die Überspannung aller Kräfte, die die törichte Überschätzung der militärischen Möglichkeiten geschaffen hatte.

Man hatte im Frühjahr das Friedensangebot abgelehnt, das in den vierzehn Punkten Wilsons gegeben war. Darunter damals noch das Angebot eines Friedens ohne Eroberungen. Dann war die große Offensive gekommen, auf deren Sieg Ludendorff so unbedingt vertraut hatte, daß er die vierzehn Punkte ablehnte. Nun hatte Ludendorf an den neuen Reichskanzler Prinz Max von Baden telegraphiert, [ein] Friedensangebot mit Berufung auf die vierzehn Punkte gefordert. Die notwendige Antwort von draußen war: „Die galten vor der Offensive, nicht aber jetzt, wo Ihr vor dem Zusammenbruch sowieso steht.“ Tatsächlich mußte der bedingungslose Waffenstillstand angenommen werden, den man forderte, den Ludendorff nun als notwendig bezeichnete, obwohl nun die Regierung nicht wollte. – Sie mußte. Es war [329] keine andere Möglichkeit. – Auf diese Ereignisse hin, die sich überstürzten, kam die Revolution. Wilhelm II. war nach Holland geflohen, wie wir nun hörten, allein die noch nicht verbrauchte Autorität Hindenburgs machte es möglich, daß das Heer einigermaßen geschlossen zurückkam, wenn auch in einem Zustand, der uns täglich neu unser Elend vor Augen führte.

„Arbeiter- und Soldatenräte“ hatten sich überall gebildet und nahmen zunächst die Verwaltung in die Hand. Das ermöglichte ein einigermaßen geordnetes Weiterarbeiten und Ernähren der Bevölkerung, für das jedermann dankbar war. Es ist bezeichnend, daß zunächst kein Widerstand da war.

Hier machte sich zum ersten Male der Einfluß des gewaltigen Geschehens in Rußland geltend, der Oktoberrevolution 1917. Damals hatten sich dort die Arbeiter- und Soldatenräte gebildet und die Revolution zum Sieg geführt. Damals war das gewaltige Friedenswort „An alle“ von Moskau ausgegangen und hatte die Völker zum Frieden ohne gegenseitige Eroberung und Unterdrückung gerufen. Nun begann die gewaltige Idee sichtbar zu wirken – nein! – man muß sagen, nun wurde deutlich, wie viele Menschen von ihr schon innerlich bewegt waren. Ohne sie wäre der Umsturz in Deutschland eben nur ein Zusammenbruch gewesen ohne leitende Idee. So aber waren Kräfte da, die alles in die Hand nahmen, bis so viel Besinnung geworden war, daß die Gewerkschaften, Parteien und schließlich auch das Beamtentum sich wieder einordneten und mitwirkten. Damit aber war und ist die bedenkliche Verwicklung geschaffen, die im Gegeneinander dieser Kräfte bis heute Deutschland zerreißt.

Für uns wurde schon ein Warnungssignal gegeben, dessen volle Bedeutung uns erst später völlig deutlich wurde. Im Hause neben uns wohnte eine jüngere Witwe; ihr Mann war gefallen, die Kinder waren im Alter der unseren. So hatten diese sich sehr angefreundet. Als sie aber durch unsere Kinder hörte, daß wir uns mühten, mitzuarbeiten am Neuen, Verstehen suchten und fragten, wie wir dabeisein könnten, Wunden zu heilen und Ordnung zu wirken, da verbot sie ihren Kindern mit den unseren zu spielen. Im Jahre 1918/19 das erste derartige Ereignis, dem immer wieder mit dem Heranwachsen der Gegensätze andere folgen sollten.

Für mich aber ging zunächst die Gemeindearbeit vor allem anderen, sie stellte ja auch in dieser Zeit wieder ihre besonderen, neuen und schwierigen Fragen. [331]

NAMENSVERZEICHNIS

Avenarius, Ferdinand (1856-1923). Herausgeber des „Kunstwart“ – durch Jahrzehnte eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in allen Bewegungen kultureller Vertiefung.

Baden, Prinz Max von (1867-1929). Der letzte Reichskanzler des deutschen Kaiserreichs, bekannt und geachtet um seiner aufgeschlossenen politischen Gesinnung und seiner Mitarbeit an kulturellen Bestrebungen willen.

Baldensperger, W. Professor für Neues Testament in Gießen, Verfasser einer wichtigen Schrift über „Das Selbstbewußtsein Jesu“ (1888). – Später in Straßburg.

Barth, Karl. Der heute einflußreichste Vertreter der gesamten evangelischen Theologie. Er trat nach dem ersten Weltkrieg hervor mit seinem umwälzend wirkenden Werke „Auslegung des Römerbriefs“. Sein 70. Geburtstag im vergangenen Jahre (1956) war eine Kundgebung, die seine wissenschaftliche und darüber hinausgehende gesellschaftliche Bedeutung sehr deutlich machte.

Bauer, Wilhelm. Einer der führenden Prediger der lutherischen Erweckung, später Hofprediger in Berlin.

Baumgarten, Otto (1858-1934). Bedeutender Vertreter der Praktischen Theologie, zuletzt in Kiel. Als Nachfolger Harnacks Vorsitzender des Evangelisch-Sozialen Kongresses.

Beck, Johann Tobias (1804-1878). Vertreter der pietistischen Erweckung und der biblisch begründeten Theologie.

Bender, Wilhelm. Theologe in Bonn, der über Schleiermachers Theologie geschrieben hat.

Böcklin, Arnold (1827-1901). Bedeutender, für die Stimmung der Zeit bezeichnender Maler der Neuromantik.

Booth, John (1829-1912). Gründer der Heilsarmee.

Borries, Emil von. Lehrer am Gymnasium in Straßburg. Schrieb eine Geschichte der Stadt Straßburg; Vetter meiner Frau.

Brentano, Lujo, München (1844-1931). Einer der bedeutendsten Volkswirtschaftler der Zeit, gehörte zum Kreis der auf soziale Reformen drängenden Wissenschaftler, der sogenannten Kathedersozialisten.

Brigbt, John (1811-1889). Neben Cobden Führer der Freihandelsbewegung in England, Quäker.

Carlyle, Thomas (1795-1881). Großer schottischer Schriftsteller, damals weit über England hinaus gelesen um seiner energischen Angriffe willen auf die zersetzenden Mächte der Zeit, doch durchaus idealistisch bedingt. Jüngerer Freund Goethes.

César. Pfarrer an der Schillerkirche in Jena, heute als 94jähriger in Jena lebend.

Cbamberlain, Austen (1863-1937). Englischer Staatsmann, Führer der neu sich formenden Konservativen.

Christaller, Helene (geb. 1872[-1953]). Schriftstellerin. Lebte in Jugenheim, ist bekannt durch eine ganze Reihe feiner christlicher Schriften. [332]

Classen, Walter. Studienrat in Hamburg, leistete dort eine sehr tiefgehende Arbeit an der Jugend, die Ausgangspunkt wurde für die Bildung des Bundes deutscher Jugendvereine.

Clive, Robert Lord (1725-1774). Einer der Generalgouverneure von Indien, durch die die Ostindische Kompanie Indien eroberte und ausbeutete. Um ihn und Lord Hastings spielte sich ein schwerer politischer Skandal wegen ihrer Ausbeutungsmethoden ab.

Cobden, Richard (1804-1865). Mit Bright Führer der englischen Freihandelsbewegung.

David, Eduard (1863-1930). Sehr bedeutender Führer der Sozialdemokratie, Vertreter der Revisionisten. Präsident der verfassunggebenden Nationalversammlung in Weimar 1919, dann preußischer Gesandter in Darmstadt.

Diegel, Wilhelm. Lange Jahre Direktor des Predigerseminars in Friedberg, sehr originelle fromme Persönlichkeit.

Diehl, Wilhelm. Pfarrer in verschiedenen hessischen Städten, dann Landesoberpfarrer für Hessen. Bedeutend durch seine Forschungen in hessischer Kirchengeschichte. Kam bei einem der großen Luftangriffe auf Darmstadt um.

Dingeldey. Pfarrer in Darmstadt. Freund meiner Schwiegereltern.

Draudt, Ludwig. Lange Jahre seines Lebens Konrektor an der Diakonissenanstalt in Neuendettelsau, dann Pfarrer in Oberhessen und Superintendent der freilutherischen Gemeinden dort.

Drescher, Richard. Pfarrer in Lampertheim, bekannt durch Mitarbeit in theologischen Zeitschriften.

Drews, Paul (1858-1912). Professor der praktischen Theologie in Jena, Gießen, Halle. Galt als eine führende Persönlichkeit auf seinem Gebiet.

Dungern, Helene von, Schriftstellerin, dann Oberin des hessischen Diakonievereins.

Eck, Samuel. Professor der systematischen Theologie in Gießen. Bekannt durch Forschungen über den deutschen Idealismus; ein besonders mächtiger Prediger.

Eduard VII. (1841-1910). König von England seit 1903, Nachfolger der Königin Viktoria.

Epstein, Dr. Sekretär und geistiger Leiter der Volksbildungsarbeit der Stadt Frankfurt (Main).

Erbach-Erbach. Einer der drei Zweige des bis zu Napoleon reichsunmittelbaren Grafengeschlechtes von Erbach.
Die beiden anderen Zweige sind: *Erbach-Schönberg* und *Erbach-Fürstenau*.

Erbach, Graf Franz von. Bis zu Napoleon reichsunmittelbarer Graf in Erbach.
Berühmt durch seine Sammlungen (Rittersaal in Erbach), die er teilweise auf sehr bedenkliche Weise zusammenbrachte.

Fichte, Johann Gottlieb (1762-1814). Einer der entscheidenden Denker des deutschen Idealismus. Führender Mann in der gegen Napoleon gerichteten Freiheitsbewegung.

Flöring. Professor für Liturgie am Predigerseminar in Friedberg, später Superintendent in Darmstadt. [333]

Förster, Erich. Pfarrer der reformierten Gemeinde in Frankfurt (Main). Sehr einflußreicher Führer der Bewegung der Freunde der christlichen Welt. Verfasser einer Geschichte der preußischen Landeskirche, die bis heute wichtig ist.

Fox, George (1624-1691). Gründer der Gesellschaft der Freunde (Quäker).

Francke, August Hermann (1663-1727). Nach Spener die stärkste Persönlichkeit der pietistischen Bewegung, Gründer des Waisenhauses in Halle.

Francke, Wilhelm Franz Gottfried. Professor der Jurisprudenz in Göttingen, Vater meiner Schwiegermutter.

Frommel, Emil (1828-1896). Oberhofprediger in Berlin.

Geheeb, Paul. Bekannter Pädagoge. Gründer der Odenwaldschule in Oberhambach (Landerziehungsheim).

George, Stefan (1868-1933). Der bekannte neuromantische Dichter der strengen Form, dem Nietzsche-Kreis nahestehend.

Geyer. Bekannter Pfarrer in Nürnberg, Freund der christlichen Welt, bedeutend durch seine urlebendige Kraft.

Greiner, Theodor. Ein Künstler, der durch seine originellen Werke in bestimmten Kreisen Ansehen errang.

Greyerz, Pastor von. Ein in der Schweiz sehr bekannter und beliebter Führer der religiös-sozialen Bewegung, Pfarrer in Bern.

Gundelfinger, Friedrich (geb. 1880[-1931]). Bekannt als Schriftsteller Gundolf, schrieb ein Werk über Goethe. Gehört zum Stefan-George-Kreis; von Nietzsche stark beeinflußt.

Guyot. Führer der hessischen freigerichteten Pfarrerschaft, Gründer des hessischen Diakonievereins; Pfarrer in Darmstadt, später in Heppenheim (Bergstraße).

Habicht. Durch lange Jahre erster Geistlicher der hessischen Landeskirche.

Harnack, Adolf von (1851-1930). Großer Theologe und Führer auf allen Gebieten der Wissenschaft und des Kulturlebens. Lange Jahre Vorsitzender des Evangelisch-Sozialen Kongresses. Professor in Gießen und Berlin.

Hastings, Warren (1732-1818). Siehe Lord *Clive*.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770-1831). Der Denker des Idealismus, der für den Anfang des 19. Jahrhunderts den entscheidenden Einfluß ausübte und besonders Karl Marx und Friedrich Engels beeinflußte.

Herder, Johann Gottfried (1744-1803). Entscheidender Anreger der Bewegung von „Sturm und Drang“, hatte bedeutenden Einfluß auf Goethe, wurde Generalsuperintendent in Weimar, bedeutete viel für die Erneuerung christlicher Frömmigkeit wie für das gesamte geistige Leben.

Herrmann, Fritz. Hessischer Kirchenhistoriker. Direktor des hessischen Staatsarchivs.

Herrmann, Wilhelm (1846-1922). Professor der Theologie in Marburg, bedeutendster Schüler Ritschls. Bis heute einflußreich.

Herz, Henriette (1764-1847). Frau eines jüdischen Arztes in Berlin, eine der bedeutenden Frauen, die im Kreise der Romantiker hervortraten, befreundet mit Schleiermacher. [334]

Hofmann, Joh. Chr. Kd. (1810-1877). Professor der Theologie in Erlangen, der zu seiner Zeit großen Einfluß hatte (Erlanger Schule).

Holtzmann, Oskar (1859-1934). Professor für Neues Testament in Gießen.

Ibsen, Henrik (1828-1906). Norwegischer Dichter, dessen Schauspiele auf ganz Europa mächtigen Einfluß ausübten. Scharfer Gesellschaftskritiker.

Jatho, Karl (1851-1913). Pfarrer in Köln, ein Mann hinreißender mystischer Frömmigkeit, der Tausende begeisterte, aber mit der Lehre der Kirche in Widerspruch geriet und 1911 durch Lehrverfahren abgesetzt wurde, was einen gewaltigen Kampf entfesselte.

Kappes. Religiös-sozialistischer Pfarrer in Karlsruhe. 1933 abgesetzt, emigrierte, kehrte nach 1945 nach Karlsruhe zurück.

Kattenbusch, Ferdinand (1851-1933). Bedeutender Vertreter der systematischen Theologie, mein Lehrer in Gießen, dann Professor in Göttingen und Halle.

Ken. Bischof zur Zeit Jakobs II. in England, Führer der diesem widerstehenden Bischöfe. Sehr feiner Liederdichter.

Kingsley, Charles (1819-1875). Englischer Geistlicher. Seit etwa 1840 einer der Führer der religiösen Sozialisten in England. Bedeutender Schriftsteller (Hypatia, Alton Locke, ein Arbeiterroman aus jener Zeit).

Kirdorf. Großindustrieller und stärkster Vertreter des rücksichtslosesten Großkapitals der Zeit.

Kitchener, Herbert (1850-1916). Englischer General im Burenkrieg. Er brachte die Frauen und Kinder der Buren in Konzentrationslager, wo sie zu Tausenden zugrunde gingen. Er ist also der Erfinder der KZs.

Klages, Ludwig (geb. 1872[-1956]). Philosophischer Schriftsteller, vertritt den Irrationalismus gegen die rationale Aufklärung der Gegenwart. Ist darin ein Vorläufer der nationalsozialistischen Gedankenwelt, in der dies alles zur Verzerrung kommt.

Klaier. Fahrrad- und Autofabrikant in Frankfurt (Main).

Koch, Georg. Pfarrer in Oberhessen. Trat als Schriftsteller hervor und als ein führender Mann des Volksbildungswesens. Lebt als Pensionär in Gießen.

Koch (Darmstadt). Professor der Naturwissenschaft in Darmstadt (Technische Hochschule). Er hatte sich die Aufgabe gestellt, durch geeignete, von ihm selbst verfaßte und ausgestattete Aufführungen Kinder zu einem echten Naturgefühl zu bilden.

Köhler, Walther (geb. 1870[-1946]). Damals Privatdozent in Gießen, später Professor in Zürich, Heidelberg. Bedeutender Kirchenhistoriker.

Korell, Adolf. Damals Pfarrer in Königstädten. Bedeutender Redner und Führer der linksliberalen Partei neben Naumann. In der Zeit der Republik Minister in Darmstadt.

Kraus, Emil. Pfarrer in Rotenberg, trat mit seiner Gemeinde aus der Landeskirche aus, strenger Lutheraner. Später in Braunschweig.

Kraus, Otto. Beamter der Finanzverwaltung der Grafen von Erbach-Fürstenau, Bruder von Emil Kraus.

Krüger, Gustav (1862-1931). Professor der Kirchengeschichte in Gießen. [335]

Lampas. Oberlehrer in Friedberg. Führender Mann im kirchlichen Leben Hessens. Besonders eng verbunden mit Diehl.

Laßberg, Jos. Frhr. von (1770-1855). Schwager von Annette v. Droste-Hülshoff. Herausgeber des Nibelungenliedes.

Leitz. Weitbekannte optische Firma in Wetzlar.

Lipsius, Richard Adalbert (1830-1892). Neben Ritschl bedeutendster Vertreter der systematischen Theologie, Professor in Jena.

Lloyd George, David (1863-1945). Englischer Staatsmann, Führer der Liberalen. Leidenschaftlicher Gegner Deutschlands.

Löbe, Wilhelm. Entscheidend bedeutender Führer der lutherischen Erweckung, der liturgischen Bewegung und – vor allem – Gründer der mächtigen Anstalten der inneren und äußeren Mission in Neuendettelsau.

Lhotzki, Heinrich. Ein Mann, der durch seine liberal-mystische Gedankenwelt als Schriftsteller und Seelenberater weite Kreise beeinflußte. Er hatte seinen eigenen Verlag, in dem eines meiner Bücher, „Die Pflicht zum Genuß“, erschienen ist.

Löw, Frhr. von. Hessischer Minister. Erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. *Luthardt*, Chr. E. (1832-1902). Bedeutender Vertreter der lutherischen Theologie in Leipzig.

Makart, Hans (1840-1884). Ein Maler, der durch seine prunkvollen Gemälde gewaltigen Anklang fand. Charakteristisch für die Entartung des Geschmacks in der reichen bürgerlichen Kultur.

Maurice, Frederick Denison. Führer der religiösen Sozialisten Englands um 1848. Freund Kingsleys.

Messer, August (geb. 1867[-1937]). Professor der Philosophie in Gießen.

Meyer, B. Erweckungsprediger in England um 1900.

Meyer, Friedrich. Rektor von Neuendettelsau. Nachfolger Löhes.

Michaelis, Georg (1857-1936). Reichskanzler 1917, verhängnisvoll in seiner Schwäche, gehörte zum pietistischen Christentum.

Morley. Führer des englischen Liberalismus nach 1900.

Müller, Johannes. Ein um diese Zeit sehr weit bekannter religiöser Führer. Er unterhielt ein Erholungsheim für suchende Menschen.

Nathusius, Martin v. Vertreter der lutherischen Theologie mit warmem sozialem Interesse.

Naumann, Friedrich (1860-1919). Der prophetische christliche und später politische Führer des erwachenden sozialen Gewissens, ein Mann, der religiös, für ästhetische Kultur, für politisches Verantwortungsgefühl Großes bedeutete.

Newman, John Henry (1801-1890). Führer der um 1840 in England aufsteigenden hochkirchlichen Bewegung (Oxford-Bewegung). Er wurde später katholisch und Kardinal, ist Dichter eines der feinsten modernen religiösen Lieder Englands „Lead kindly light ...“

Nietzsche, Friedrich Wilhelm (1844-1909). Der große Denker und Schriftsteller, der die Geistesentwicklung von 1888 bis 1933 entscheidend beeinflußte.

Opel, Adam. Gründer der großen Autofirma in Rüsselsheim (Main). [336]

Opel, Friedrich. Sohn von Wilhelm.

Opel, Heinrich. Bruder von Wilhelm, Mitleiter der Firma.

Opel, Karl Ludwig. Bruder von Wilhelm.

Opel, Sophie. Frau von Adam Opel, Mitbegründerin der Firma, sehr bedeutende Geschäftsfrau.

Opel, Wilhelm. Geheimrat, später geadelt, Leiter der Firma.

Otto, Rudolf (1869-1937). Sehr bedeutender Religionshistoriker und Theologe. Sein Hauptwerk „Das Heilige“, eine der grundlegenden Schriften neuerer Theologie.

Paquet, Alphons (1881-1942). Bedeutender Schriftsteller und Dichter, Frankfurt (Main).

Pfannmüller, Gustav. Studienfreund, schrieb einige theologische Werke, vor allem „Jesus im Bilde der Jahrhunderte“. Später Bibliothekar in Darmstadt.

Pfannmüller, Hermann. Bruder des vorigen. Mediziner.

Pfleiderer, Otto (1839-1908). Neutestamentler. Führender Mann der liberalen Theologie und kritischen Schule. Professor in Jena und Berlin.

Philo. Jüdischer Philosoph in Alexandrien zur Zeit Jesu.

Preuschen, Erwin (1867-1920). Neutestamentlicher Forscher. Professor in Gießen.

Raabe, Wilhelm (1831-1910). Großer, satirisch-humorvoller und doch pessimistischer Romanschriftsteller der Zeit, gehört zu den Großen der deutschen Literatur.

Rade, Martin (1857-1941). Herausgeber der „Christlichen Welt“, Pfarrer in Frankfurt, dann Professor in Marburg. Durch seine Persönlichkeit und seine Zeitschrift ein Mann, der für Kirche und Christentum Großes bedeutete.

Ragaz, Klara [1874-1957]. Frau von Leonhard Ragaz, bedeutend als Mitarbeiterin in dem Frauenbund für Freiheit und Frieden, überhaupt der Frauen- und Friedensbewegung. Lebt noch in Zürich (83 Jahre).

Ragaz, Leonhard ([1868-]1945). Führer der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz und darüber hinaus der evangelischen Menschheit. Anhänger der Friedensbewegung. Herausgeber der „Neuen Wege“, die eine führende, ja prophetische Bedeutung für weite Kreise hatten.

Reischle, Max (1858-1905). Professor der praktischen Theologie in Gießen, Göttingen, Halle. Vertreter des schwäbischen Pietismus, tiefe, geistvolle Gestalt.

Rhodes, Cecil (1853-1902). Großer kapitalistischer Führer, der Südafrika dem englischen Kapitalismus und seinem Weltreich eroberte.

Richter, Eugen (1838-1906). Führender Mann der freisinnigen Partei der liberalen Bewegung im Bismarckschen Reich, stärkster Gegner Bismarcks.

Riebl, Wilhelm Heinrich (1823-1897). Bedeutender Vertreter der Volkskunde. Professor der Kulturwissenschaft in München. Bedeutender Schriftsteller und Erzähler.

Ritschl, Albrecht (1822-1886). Seit etwa 1870 einflußreichster Theologe, Gründer der sogenannten Ritschlschen Schule, die sehr viele Lehrstühle der Zeit besetzte. Rückkehr zu Luther und Einfluß der Kantschen Philosophie und des wissenschaftlich-positivistischen Denkens. [337]

Rittelmeyer. Pfarrer in Nürnberg und Berlin. Gehört zum Kreis der Freunde der christlichen Welt. Er war Hauptbegründer der „Christengemeinde“.

Robertson, William. Bedeutender englischer Prediger, stand den religiösen Sozialisten nahe, starb jung. Seine Predigten übten großen Einfluß aus.

Rocholl, Rudolf (1822-1905). Vertrat lutherische Theologie in sehr eigenartiger, geistvoller Form.

Schelling, Friedrich Wilhelm (1775-1854). Einer der großen Vertreter der dualistischen Philosophie.

Schlegel, Friedrich (1772-1829). Einer der Führer der romantischen Geisteswelt.

Schleiermacher, Friedrich (1768-1834). Der führende Theologe des 19. Jahrhunderts.

Schrempf, Christoph (geb. 1860-[1944]). Württembergischer Pfarrer, der den Apostolikumsstreit hervorrief, da er abgesetzt wurde wegen seiner Weigerung, es bei Taufen zu gebrauchen. Später Professor für Philosophie an der Technischen Hochschule in Stuttgart. Übersetzte Kierkegaard ins Deutsche, schrieb sehr weit verbreitete philosophische Schriften und schuf sich einen weiten Freundeskreis.

Schultz, Clemens. Pfarrer in Hamburg. Ausgezeichneter Jugenderzieher. Mitbegründer des Bundes deutscher Jugendvereine.

Sell, Karl (1845-1914). Pfarrer in Darmstadt, Professor in Bonn.

Siebeck, Paul. Professor der Philosophie in Gießen. Bis heute bekannt durch seine Religionsphilosophie.

Soxhlet, Franz v. (1848-1926). Agrarwissenschaftler in München.

Stade, Bernhard. Professor des Alten Testamentes in Gießen. Bekannt durch seine Geschichte des Volkes Israel.

Stein, Karl Frhr. von (1757-1831). Großer deutscher Staatsmann der Befreiungskriege, Freund Arndts.

Steinhausen, Walter (1846-1924). Bekannter Maler, wohnhaft in Frankfurt (Main).

Stöcker, Adolf (1835-1909). Hofprediger in Berlin. Gründer der Stadtmission Berlins. Einflußreicher Kirchenmann, christlicher Politiker. Antisemit.

Strecker, R. Oberlehrer in Friedberg. In der Zeit der Republik Minister für Erziehung in Darmstadt, nach 1945 Professor an der Technischen Hochschule in Gießen.

Sturge, Paul. Leiter von „Friends' House" in London, d. h. des gewaltigen Hilfswerkes der englischen Quäker, das sich über die ganze Menschheit erstreckt.

Thoma, Hans (1839-1924). Bekannter Maler. Bedeutend in Landschaften, wirklichkeitsgetreuen, schlichten Bildnissen, Stilleben.

Thomasius, Christian. Professor der systematischen Theologie in Erlangen. Bedeutender Theologe der lutherischen Erweckung. Erlanger Schule.

Tillich, Paul (geb. 1886[-1965]. Tritt nach 1918 hervor als Vertreter der religiösen Sozialisten. Bis heute sehr bedeutend als Theologe und Philosoph. Jetzt in New York am Union-College. War Professor in Marburg und Dresden.

Traub, Elma (geb. 1886). Frau von Gottfried. [338]

Traub, Gottfried (1869-1952). Pfarrer in Dortmund, Führer der von der liberalen Theologie getragenen Erweckungsbewegung Freie Volkskirche. Herausgeber der Zeitschrift „Freie Volkskirche". Wurde 1912 abgesetzt wegen seiner Kampfeshaltung in der Verteidigung Jathos.

Tribukait. Pfarrer an St. Reinoldi in Dortmund.

Troeltsch, Ernst (1865-1923). Theologe und Philosoph, hat auf beiden Gebieten sehr Bedeutendes geleistet. Vertreter der religionsgeschichtlichen Schule. Sehr umstritten seine Frage nach der Absolutheit des Christentums, wichtig seine Bücher „Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen", „Der Historismus und seine Überwindung" und vieles andere.

Vilmar, August (1800-1868). Gymnasialdirektor in Marburg, 1850 Minister in Kassel, 1856 Professor in Marburg. Sehr energischer Führer der lutherischen Erweckung, reaktionärer Politiker.

Volk, Georg. Lehrer, Volksschriftsteller, dann Leiter des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, der unter ihm sehr leistungsfähig wurde.

Wagner, Adolf (1835-1916). Konservativer Volkswirtschaftler von großem Ansehen. Mitorganisator und Führer des Evangelisch-Sozialen Kongresses.

Weber, Max (1864–1920). Sehr bekannter, auch politisch als Freund Naumanns hervortretender Wissenschaftler auf den Gebieten der Volkswirtschaft und Soziologie, der Religion, der Kunst, der Sprache, auch der Wirtschaftsgeschichte. Bis heute wichtig.

Weiffenbach, Ludwig. Zu meiner Kandidatenzeit Direktor des Predigerseminars in Friedberg, hervorgetreten mit Forschungen im Neuen Testament.

Weinel, Heinrich (1874-1936). Neutestamentler, religionsgeschichtliche Schule. Professor in Jena, führender Mann in den von der kritischen Theologie getragenen Erweckungsbewegungen.

Weizsäcker, Karl v. (1822-1899). Neutestamentler, Professor in Tübingen, führender Gelehrter der kritischen Schule.

Wesley, Charles (1707-1788). Bruder von John Wesley, mit dem er die gewaltige methodistische Bewegung in England schuf. Dichter der Bewegung, dessen Lieder bis heute gesungen werden.

Wilson, Woodrow (1850-1924). Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der im Frieden von Versailles 1918/20 eine entscheidende Rolle spielte.

Windelband, Wilhelm (1848-1915). Philosoph, der eine Reihe ausgezeichneter Bücher schrieb.

Wolfskehl, Karl. Dichter aus dem Kreise Stefan Georges, München.

Zöckler, Otto (1833-1906). Ein in jener Zeit sehr einflußreicher Theologe. Professor in Gießen und Greifswald.

Zöllner. Generalsuperintendent in Münster. Leidenschaftlicher Gegner aller kritischen Theologie. Später ein mit Hitler gehender Theologe.